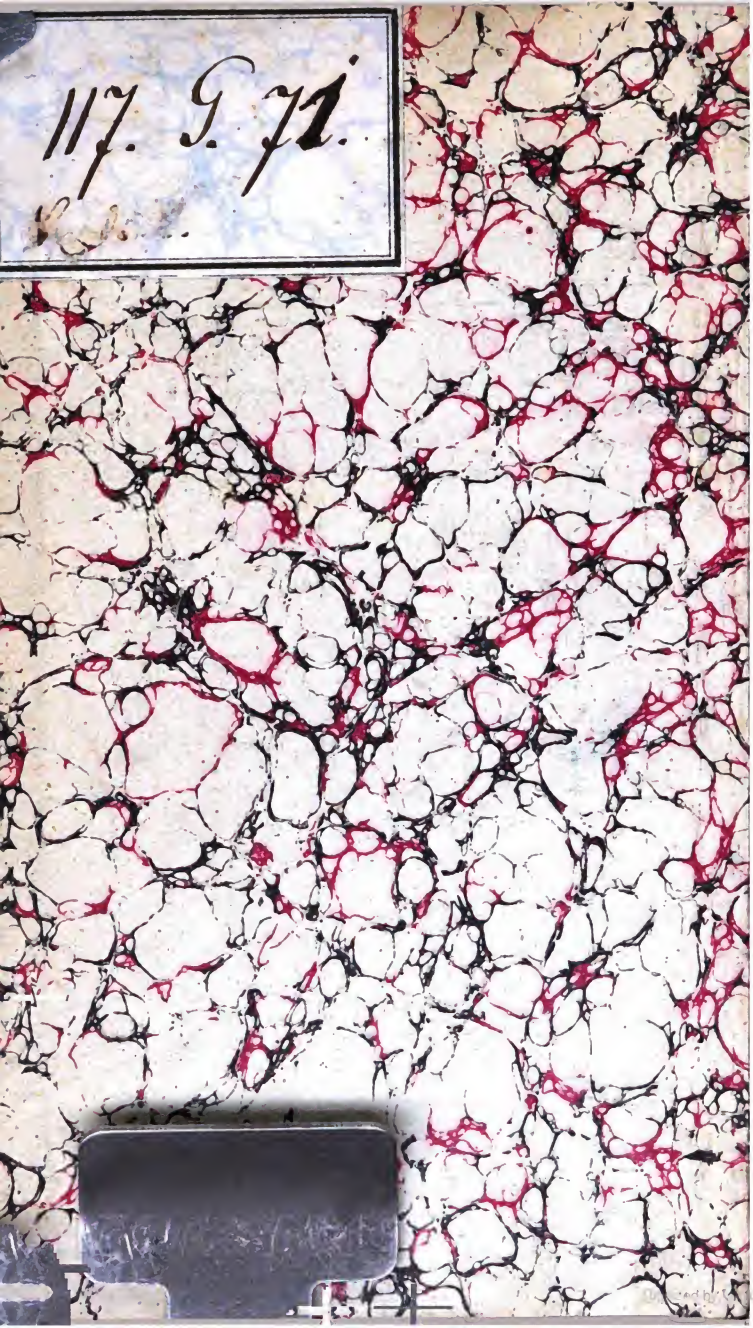
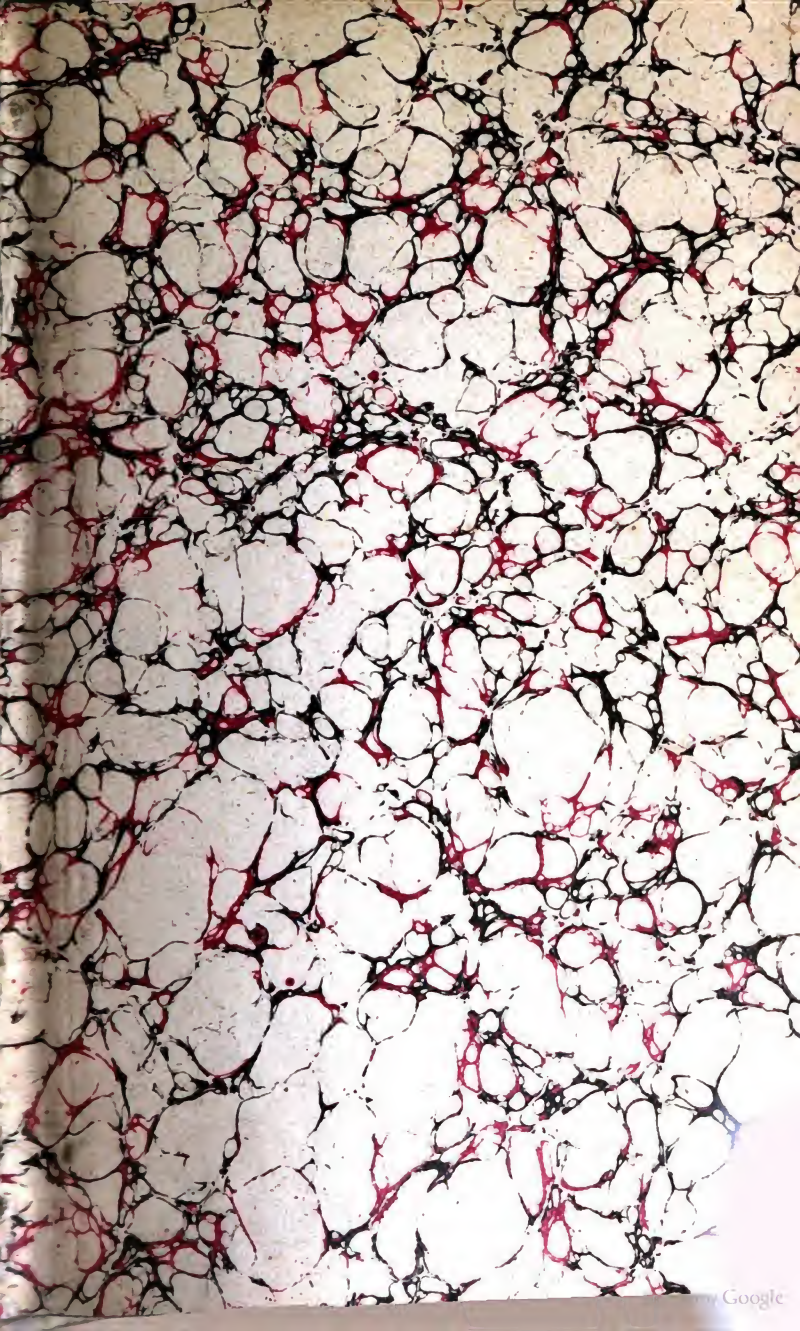
KAIS. KÖN. HOF- BIBLIOTHEK
58.595-A

117. G. 71.



Digitized by Google


Google

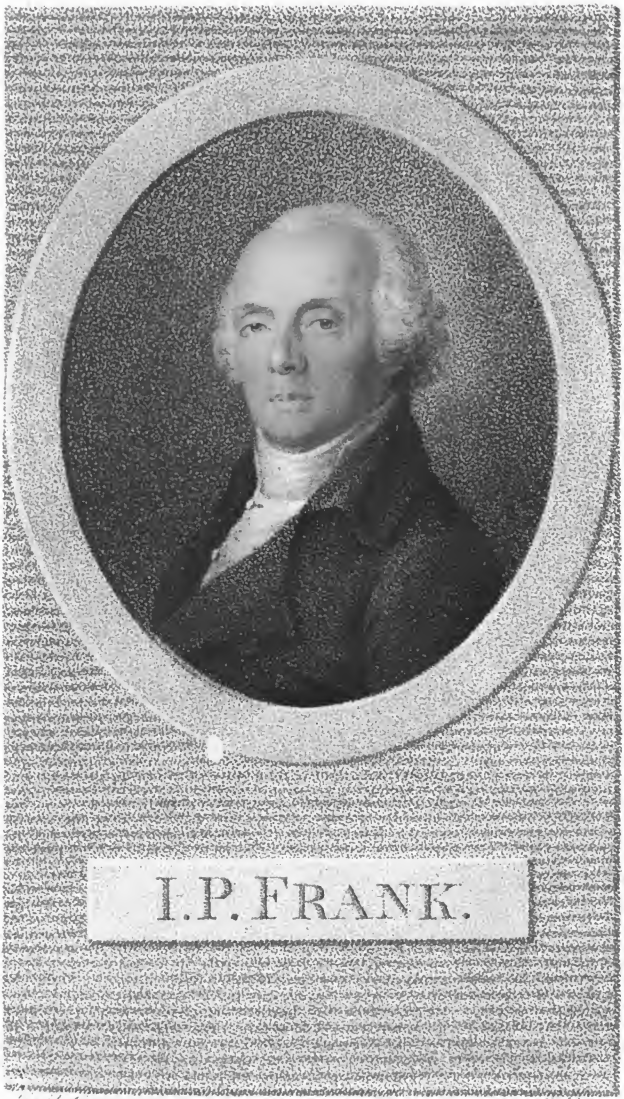
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

58595-A.

Digitized by Google



I.P. FRANK.

Digitized by Google

Gesundheits Taschenbuch

für

das Jahr 1802.

Von einer Gesellschaft

Wiener Aerzte.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Kompagnie.

1802.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem

Verfasser des klassischen Werkes:

der philosophische Arzt;

und

anderer wichtigen medizinischen Schriften

dem Herrn

M. A. Weikard

Russisch-Kaiserlichen Etatsrath

widmen

dieses Taschenbuch

als

ein geringes Zeichen ihrer Hochachtung

die Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Wir liefern unserm Versprechen gemäß einen zweyten Jahrgang des Gesundheits Taschenbuches, da wir Ursachen haben zu glauben, daß der Versuch, den wir in dem verflossenen Jahre wagten, nicht ohne allen Beyfall aufgenommen wurde.

Digitized by Google

Der Zweck — „durch verschiedene kleine Abhandlungen den Nichtärzten die Ursachen vieler Krankheiten zu schildern, und sie dadurch vor denselben zu warnen; vorgefaßte Meinungen, Vorurtheile über diesen oder jenen medizinischen Gegenstand zu widerlegen, zu bekämpfen, so wie auch die Fortschritte der Heilkunde in neuern Zeiten darzustellen, und genauer bekannt zu machen" — bleibt bey der Herausgabe dieses Jahrgangs der nämliche wie bey jener des verflossenen.

Digitized by Google

Um jedoch diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, haben wir auf den von verschiedenen Seiten uns gemachten Vorwurf, daß die meisten in dem ersten Jahrgang dieses Taschenbuches aufgenommene Abhandlungen für Nichtärzte zu gelehrt, und in einem nicht hinreichend populären Ton vorgetragen seyen, besondere Rücksicht genommen.

Wir wünschen, daß hiedurch das gegenwärtige Werkchen nicht an innerem Werthe

Digitized by Google

verloren, und selbst für Aerzte, die wir nie von der Anzahl unserer Leser haben ausschließen wollen, einiges Interesse beybehalten möge.

Wien, den 1. Dezember 1801.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Biographie von D. Johann Peter Frank. 1 bis 174

Warnung an das Publikum vor dem Mißbrauche der Brech- und Abführungsmittel und des Aderlassens von Doktor J. G. Bremser, praktischem Arzte zu Wien 1

Direkte Kuren durch Tripliciät, oder die hellsehende Blondine. Von Professor Johann Adam Schmidt. 30

Einige Vorschriften, die Pflege der Kranken betreffend. Von Doktor Johann Höger, Arzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien . 44

Über die Pflege des Gebörorgans. Von Doktor Johann Malfatti, vormals Arzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien, nun praktischem Arzte daselbst 66

Ein Fragment medizinischer Charlatanerie, oder Ankündigung eines Arztes aus einem Zeitungsblatte. In dieses Taschenbuch eingerückt von Joseph Frank, Primararzte im allgemeinen Krankenhause in Wien. 101

Digitized by Google

Seite

Warnung vor einigen schädlichen Irrthümern, welche bey Bestimmung der Hundswuth, und der Gefährlichkeit der Bisse von tollen Hunden fast allgemein zu herrschen pflegen. Von Doktor Franz Hürtl, Wundarzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien 117

Von den Krankheiten einiger Künstler und Handwerker. Von Doktor Wagner, praktischem Arzte in Wien 132

Ueber den Genuß des Weins. Von Doktor Thomas Kappellini, Assistenten der Klinik auf der hohen Schule zu Wien, und praktischem Arzte daselbst 185

Biographie

von

Johann Peter Frank.

Ich habe den Gipfel des zur Laufbahn mir angewiesenen Berges seit Jahren erstiegen. Jenseits, vielleicht nahe, vielleicht tiefer unten im Thale, wartet meiner, doch ohne mich zu schrecken, das Grab. Dankbar höre ich indessen die Stimme meiner Kinder, und — die ich eben so betrachte, meiner zahlreichen Schüler. Sie fordern zärtlich die

Digitized by Google

Geschichte meines Lebens, und ihnen ist sie wichtig; aber ist sie es auch der Menge, für welche sie dieselbe bestimmen? . . . O ja! Freunde wenigstens, und Feinde denke ich, mögen solche — beyde auf ihre Weise, benützen. Das Licht in meiner Wanderung, ist für jene — der Schatten, den sie auf mich wirft, für diese — das Ganze, für die (vermuthlich mehr unpartheyischen) Nachkömmlinge von allen.

„Das Leben eines Menschen," sagt Pytagor, „gleichet dem Homer'schen Schilde, an „welchem man, so lange man es beschtiget, immer „etwas Neues zu lernen findet." Ob bey solcher Zeichnung derjenige, welcher das Bild vorzustellen hat, den Griffel selbst führen, oder andern denselben überlassen solle? Dieß ist freylich eine schwer, zur Befriedigung von allen, zu beantwortende Frage. Wenn ich aber nicht irre, so ist eine Lebensgeschichte nicht mehr und nicht weniger, dann eine Reisebeschreibung, die doch der Reisende am besten selbst entwirft, besonders wenn noch Zeugen genug leben, um die Wahrheit seiner Erzählungen zu bestätigen. Wenn mancher seine Lebensgeschichte bey seiner Leichenpredigt anhören

Digitized by Google

sollte, er würde entweder gleich Jahnern ängstig davonschleichen, oder wenigstens (wenn er anders nur das Gröbere seiner Eigenliebe mit seiner irdischen Hülle abgelegt hätte,) das Leichentuch schamroth vor das Angesicht halten müssen. Warum also grade das, was man am besten selbst wissen kann, andern (vorausgesetzt, daß man nach seinem Tode doch ein Wort mehr, dann: er ward gebohren, hat gelebt, und ist gestorben, von ihm sagen werde) zu sagen überlassen? ... Ich selbst schreibe daher meine Geschichte, so weit sie jetzt reichet, hier nieder. Den Ueberrest, vermuthlich sehr wenig, mögen, wenn es anders der Mühe zu lohnen scheint, diejenigen, welche mich näher gekannt haben, nach Vollendung meiner mühevollen Wanderung hinzusetzen.

Denjenigen, welche zu künftigen Weltbürgern bestimmt sind, rathe ich im Ernste, sich von kraftvollen, zu denken fähigen, und gutartigen Eltern, zu welchem Stande sie auch immer gehören mögen, erzeugen zu lassen. — Nicht nur bey Jagdhunden und Pferden kömmt es auf die Race, ob sie zu ihrer Bestimmung mehr oder weniger Anlage

mit sich bringen werden, an. Ist dieser Rath auf Erfahrung gegründet, so weiß ich um so weniger, warum ich nicht von meinen Eltern, so geringe sie auch waren, früher, dann von mir selbsten, und zwar etwas umständlicher, zu sprechen hier Anlaß nehmen sollte, als ihre kleine Geschichte nicht alltäglich, und der Theilnahme des Lesers nicht ganz unwerth ist.

Niklas Frank, mein Vater, war der einzige Sohn eines französischen Lieferanten, der, ich weiß nicht aus welcher Provinz Frankreichs herstammend, sich zu Montroyal, einer in der Grafschaft Sponheim, nahe bey Trarbach gelegenen, damals von den Franzosen besetzten Bergvestung niedergelassen, und mit einem deutschen Weibe verehliget hatte. Als jene Vestung von den Franzosen selbst geschleift worden ware, rückte die Garnison, und mit ihr mein Großvater nebst seinem neunjährigen Sohne bey dem spanischen Successions-Kriege ins Feld. Sein Ehegemahl wies er an, sich zu ihren Anverwandten nach Mannheim, oder, wenn sich diese des Krieges wegen geflüchtet haben sollten, zu jenen von Heilbrunn zu verfügen.

Bald nach seiner Trennung ward mein Großvater von einer Parthey feindlicher Marodeurs ermordet, und von allem, was er noch besaß, beraubt. Dessen Sohn ward jetzt von den Offizieren des Regiments aus Mitleid erhalten, und mußte der Armee folgen. Nach einigen Jahren, als diese zu Ladenburg, nahe bey Heidelberg, stand, gieng dieser Knabe, ohne ein Wort von der deutschen Sprache zu verstehen, und ohne es merken zu lassen, von der französischen Armee ab, und über den Rhein. Kaum war er bis nach Kaiserslautern gekommen, als ihm die Nahrungsmittel ausgiengen. Er sprach einen Handelsmann dieses Städtchen in seiner Sprache um Beystand an. Dieser erbarmte sich des Jungen, und behielt ihn, in der Absicht, seine eigene Kinder durch dessen Gesellschaft in der französischen Sprache zu üben, in seinem Hause. Nach und nach gewann Niklas, der einen guten Kopf, vielen Fleiß, und die größte Redlichkeit verrieth, die Geneigtheit des gutthätigen Handelsmannes. Ohne mehr lesen oder schreiben zu können, ward er nach und nach zum Handel gebraucht. So vergingen mehrere Jahre, während welchen der redliche Handelsmann, dessen Nahme leider nicht einmal

bis auf mich gelanget ist, seinem Pflegsohne einen Jahrsgehalt angewiesen, denselben aber, da jener keinen Abgang litt, aufgesparret hatte. Als Niklas zu einem Manne herangewachsen war, entließ ihn dessen Wohlthäter mit dem Rathe: alsogleich die Frankfurter Messe zu besuchen, dort zuerst nur die Hälfte seines kleinen Kapitals in allerhand kurze Waaren zu stecken, mit diesen in das nahe Westreich, wo keine Krämer vorhanden seyen, zu gehen, und dieselben zu veräußern. So geschah, und Niklas erwarb sich bald durch seinen Kleinhandel einiges Vermögen.

Nach einigen Jahren ward Niklas in dem Hause meines mütterlichen Großvaters, Theobald Würz, eines wohlhabigen Bürgers und Amtsschultheisen zu Rotalben in der Baden-Badischen Herrschaft Gravenstein im Waßgau zwischen Zweybrücken und Landau bekannt. Wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit vertraute ihm Würz die Aufsicht über zwey ihm zugehörige Glashütten, ohne daß er deswegen seinen Handel zu versäumen hatte. Bald wurden die Glashütten unter solcher Leitung fast um die Hälfte einträglicher. Einstens lag der alte

Würz schon um 4 Uhr des Morgens in seinem Fenster, und sah unbemerkt in seinen Hof. Hier ward er gewahr, daß einer seiner jungen Knechte einen Apfel, den er auf der Erde liegend angetroffen hatte, muthwillig mit dem Fuße vor sich herstoßte. Gleich darauf kam Niklas, und gab dem Knechte, weil er den Apfel nicht aufhob, und wenigstens dem Viehe seines Herrn vorlegte, eine derbe Ohrfeige. Diese Beweise von Treuheit gewannen Niklas die Zuneigung seines Vorgesetzten so sehr, daß dieser ihm in seinem dreyßigsten Jahre seine erst vierzehnjährige wohlgebildete Tochter, Maria Margret Würz, zum Weibe gab. Mit dieser zeugte mein Vater 14 Kinder. Nach und nach erwarb sich dieser ansehnliche Grundstücke, und baute diese mit eigener Hand und mit so unermüdetem Fleiße an, daß er sich ein nicht unbedeutendes Vermögen, und den Ruhm des arbeitsamsten Mannes in der ganzen Gegend erwarb.

Es waren bereits viele Jahre seines Ehestandes verstrichen, als Niklas einer Unpäßlichkeit halber die Ostermesse zu Frankfurt versäumen, und seinem Handelsfreunde Faul von Ptrmafens den Einkauf seiner Bedürfnisse überlassen

mußte. Dieser begab sich nach Frankfurt, und kehrte in einem Gasthofe zu Sachsenhausen ein. Indem derselbe bey naßkalter Witterung eine Zeitlang in der Wirthsstube verweilte, ward er eines reinlich gekleideten uralten Mütterchens, das sich sehr eifrig mit Spinnen beschäftigte, gewahr. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräche ein, und erfuhr, daß diese mehr dann 95jährige Alte, durch mancherley Unglücksfälle so weit gebracht worden ware, daß sie sich zum Theil mit ihrer Handarbeit zu erhalten denken müßte. „Hätte ich noch meinen Sohn," sagte sie weinend, „so weit wäre es vermuthlich nie mit mir gekommen!" Nun folgte die Geschichte ihres Verlustes; sie bestimmte ihren ehemaligen glücklicheren Stand, den Ort ihres Aufenthaltes; sie nannte ihren Ehemann, ihr Kind, von welchen sie nie mehr etwas gehöret hätte. Alles lehrte den Freund meines Vaters, daß er dessen Mutter auf die seltsamste Weise entdecket habe; allein die Furcht, sich selbst und die Verlassene zu täuschen, machte, daß er erst bey seiner Zurückkunft mit seinem Freunde von diesem Vorfalle zu reden sich vornahm. Dieser versäumte keinen Augenblick, die Wahrheit auf der Stelle zu entdecken. Alle

Umstände trafen auf das genaueste zusammen. Die Mutter meines Vaters, denn sie war es, hatte von ihren Verwandten zu Mannheim, zu Heilbrunn keinen mehr angetroffen. Alle hatten sich vor dem Kriege geflüchtet. Ihres Ehemannes, ihres Sohnes beraubt, hatte sich die Unglückliche dahin, wo sie jetzt gefunden ward, und wohin dieser sich so viele Jahre hindurch, ohne zu wissen, daß seine Mutter ihm so nahe seye, begeben hatte, verfüget, ihre wenige Baarschaft verzehret, und dann in ihrer Arbeit, und in dem Mitleid der Familie, bey welcher sie jetzt wohnte, ihren Unterhalt gefunden. Nun warf sich die jetzt glückliche Mutter in die Arme ihrer Kinder und Enkel, und erlebte ein Alter von hundert und fünf Jahren.

Den 19ten März 1745 ward ich zu Rotalben gebohren. Mein Vater, welcher Elternlos erzogen worden, und nur durch äußerste Anspannung seiner Kräfte zu etwas gekommen ware, behielt, bey aller seiner Liebe für seine Familie, immer etwas Rauhes in seinem sonst gutmüthigen Karakter. Die Anfälle seines Aufbrausens waren für seine Kinder oft schreckend. In einem derselben befahl er meiner Mutter, die mich als ein neun Monate al-

tes Kind an ihre Brust legen, und damit mein lautes Geschrey stillen wollte, sie sollte das Zimmer mit mir alsogleich verlassen! Sie hoffte, mich zum Schweigen zu bringen. Der Befehl ward zum zweyten Male wiederholet, und als dieses nichts nützte, griff mich der Erzürnte bey der Brust, und warf mich hastig zu der offenen Thüre, auf eine weite Strecke, hinaus. — Auf der Stelle sah er und bereute in Verzweiflung seinen Gähezorn. Ich lag inzwischen in Zückungen, die mich erst nach neun Wochen verließen. Hingegen war meine Mutter von der sanftesten, liebreichesten Gemüthsart, und in allen Stücken weit über den Stand, in welchem sie gebohren ward, erhoben.

Ich mag etwa vier Jahre alt gewesen seyn; da ich, des Sommers, auf einem Platze vor meinem väterlichen Hause, allein saß, und mir ein Häuschen von Sand baute. Auf einmal stürzten gegen 20 Bauernpursche, die sich auf eben diesem Platze belustigten, vermuthlich ohne mich zu sehen, über mich her. Meine Mutter, die mich jetzt auf einmal aus ihren Augen verloren hatte, zerstreute diesen Haufen durch ihr ängstliches Zurufen. Ich lag beynahe gänzlich zusammengedrückt und erstickt

zur Erde, und es blieb mir, von diesem Zeitpunkte, eine öfters zurückkommende Engbrüstigkeit, die mich erst im achtzehnten Jahre meines Alters vollkommen verlassen hat. Da mein Vater auch mit Salz handelte: so weiß ich nicht, was ich an diesem für einen angenehmen Geschmack finden möchte, aber ich genoß täglich eine beträchtliche Menge desselben, und vermuthlich war dieses die Ursache, warum ich Monate lang einem sehr beschwerlichen Harnbrennen unterworfen war. Bald nachher bekam ich eine beträchtliche Geschwulst in der großen Halsdrüse, die sich heftig entzündete, und in Eiterung übergieng. Nirgend war in dieser Gegend Rath zu finden. Ein Regimentschyrurg von Pirmasens, welcher um solchen gebethen ward, verzweifelte an meinem Aufkommen, und zwar, weil mir, wie der gelehrte Mann sich verlauten ließ, ein Nerv gesprungen sey!! Meine Mutter ließ mir auf ihren Kopf durch einen Barbier, der sich kaum hiezu verstehen wollte, diese Geschwulst öffnen, und so ward ich abermal vor dem Erstikken gerettet. Diese Umstände, sowohl als meine äußerste Empfindlichkeit, verhinderten meinen Vater, mich, so wie er wünschte, zu seinen harten Arbeiten zu

gebrauchen; und als er mich einige Male bey rauher Witterung nach Dieuse, in Lothringen, und nach Frankfurt in die Messe mit sich genommen hatte; so mußte er sich von meiner wenigen Anlage zu seinem Stande überzeugt haben, indem er meiner Mutter, nach seiner Weise, sagte: ich sey ihm zu kurz auf den Wagen, und zu lange auf den Karren. Diese benützte solch eine Bemerkung zu meinem Vortheile, und nun ward meiner Schwäche mehr geschont.

Bald erholte ich mich jetzt an Kräften. Da ich nun mit andern Knaben die Dorfschule besuchte, wo ich, obschon mein Lehrer öfters sagte, daß ich sogar die Bibel zu lesen verstünde; gleich jenen, manche Stöße empfieng; so kam ich einstens, als ein sechsjähriger Knabe, in vollem Weinen nach Hause. Als ich um die Ursache befragt wurde, sagte ich schluchzend meiner Mutter: ich sey sehr unglücklich, so strenge erzogen zu werden. Auf die Frage, warum?... antwortete ich; weil alle meine Schulgesellen ohne Strümpfe herumspringen dürfen, während dem meine Füße in diesen, und in Schuhen ersticken möchten! — Sind wohl die Klagen ganzer Völker gegen heilsame Verordnungen nicht oft eben so kindisch?

Digitized by Google

Endlich that mich meine Mutter, in meinem siebenten Jahre, zu einem meiner älteren, bereits verehlichten Bruder, Johann Frank, nach Eußerthal, nahe bey Landau, in die Kost. Daselbst erhielt ich zwey Jahre hindurch den meinem Alter angemessenen Unterricht. Als ich von da in mein väterliches Haus zurückkam; äußerte ich das Verlangen nach mehrerem Unterrichte, und bat meine Mutter, mich, ohne genau zu wissen, was dieß heißen wollte, studieren zu lassen. Mein Vater verwarf anfänglich diesen Einfall; allein meine gute Mutter, deren frommer, geheimer Wunsch war, mich, im Falle ich studierte, dem geistlichen Stande gewidmet zu sehen, erflehte die Erlaubniß, mich nach Rustadt, im Badischen, in die lateinischen Schulen der Piaristen schicken zu dürfen. Hier war ich inzwischen zwey Jahre hindurch meiner eigenen, vielleicht der sichersten, Leitung überlassen. Ich erlernte sehr wenig, aber ich blieb ohne Verführung, und legte etwas von der Rohigkeit meiner ersten, ländlichen Erziehung ab. Vieles mag, zu jenem, die Sparsamkeit, mit welcher ich unterhalten wurde, beygetragen haben. Es war mir nämlich zu meinem außerordentlichen

Aufwande wöchentlich nur ein Groschen angewiesen worden: den ich, auf einen bestimmten Tag, bey der Generalin von Dreger daselbst abholen mußte. Oft war ich von einem Schuldenlast von drey bis vier Groschen, für eingekaufte Früchte, hart niedergedrückt. Dann vermied ich einen Monat hindurch den Ort, wo meine Gläubigerin, das Obstweib, sich aufhielt; bis ich endlich schamroth meine Schulden zu tilgen im Stande war. Ich darf hier einer Anekdote nicht vergessen. Ich hatte nämlich, als zehnjähriger Knabe, eine sehr helleklingende, angenehme Stimme. Da auf dem Theater der Piaristen von ihren Zöglingen öfters Schauspiele aufgeführet wurden; so übertrug man mir eine Frauenzimmerrolle, bey welcher ich eine schöne Arie mit so lautem Beyfall absang, daß die damals regierende Markgräfin, eine große Liebhaberin der Singkunst, auf den Gedanken verfiel, mich nach Italien schicken, und vermuthlich zur Beybehaltung meiner Sopranstimme zurichten zu lassen; wenn nicht der Gemahl eben jener erwähnten Generalin die Versicherung ertheilet hätte: daß ich, als der Sohn eines vermöglichen Bürgers, nicht nöthig hätte, meine Unterstützung so theuer zu erkaufen.

Wegen einem mir zugeflossenen heftigen Quartanfieber ward ich endlich nach Hause genommen. Damals hatte man gegen die Chinarinde noch große Vorurtheile; und als die übrigen Mittel mir nicht helfen wollten, so ward mir befohlen, mit einem lebendigen Krebse in der Hand, zu einem nahen Bache zu gehen, und jenen rückwärts in das Wasser zu werfen. Es freuet mich noch jetzt, daß ich damals auf ein so albernes Mittel kein Zutrauen gesetzt, sondern, als ich von dem Bache zurückkam, meiner guten Mutter erzählet habe: daß sich der Krebse bey meiner Expedition fast zu Tode gelacht hätte. Für solche Spötterey behielt ich aber auch mein Fieber noch lange, und versäumte einen Theil meiner Schulzeit; bis mich endlich mein Vater nach Bockenheim (Boucquenom) in dem nahen Lothringen, in die dortige Jesuitenschule abschickte. Mein Fleiß wuchs mit jedem Tage; allein ich schwang mich selten zur ersten Klasse der Schüler hinauf. Ich hatte den größten Widerwillen vom Auswendiglernen, wußte meine Lektionen, so gut ich deren Inhalt verstand, nie recht daherzusagen, und hatte manche Demüthigung deßhalben auszuste-

ben. Auch hier widerstand ich glücklich der jugendlichen Verführung. Da ich ein sehr großes Vergnügen an Musik fand, so fieng ich an, ein blasendes Instrument zu erlernen. Mein guter Lehrer, der mich für allzuschwächlich hielt, verboth mir dieses auf das schärfeste, und wies mich zur Saitenmusik. Diese Leidenschaft für die Tonkunst ist mir, obschon ich es in Ausübung derselben nie weit gebracht habe, bis auf heute zurückgeblieben.

Nach drey Jahren ward ich nach Baden, in der Markgrafschaft, verschickt, und, um die Rhetorik zu erlernen, in ein gutes Haus gethan. Meine Lehrer bemerkten bald, daß ich für diesen Theil des Unterrichtes, so wie für die Poesie, mehr Geschmack hatte; und sie glaubten bey mir eine noch bessere Anlage zu höheren Wissenschaften zu entdecken. Nach diesem Schuljahr ward meiner Mutter angerathen, mich nach Frankreich zu schicken, und die philosophischen Studien da zurücklegen zu lassen. Ich kam daher im Jahr 1761 nach Metz, und das folgende Jahr nach Pont-a-Mousson, wo ein sehr gelehrter und berühmter Jesuit, P. Barlet, die Physik lehrte. Das physikalische Kabinet war daselbst fürtreflich eingerichtet, und ich bekam eine

solche Liebe zu dieser Wissenschaft, daß ich, nachdem ich im nämlichen Jahre die Doktorwürde in der Philosophie erhalten hatte, die Arzneykunde, als eine Tochter von jener, erwählte, und, zum größten Leidwesen meiner frommen Mutter, der Absicht ein Geistlicher zu werden, entsagte. Auch mein Vater war mit dieser meiner Absicht sehr unzufrieden, und erklärte sich: daß er, wegen den großen, damit verknüpften Unkosten, mir seine Unterstützung entziehen würde. Ich war untröstlich, und konnte mich ohnmöglich zur Wahle eines Standes verstehen, der mich von meinem Lieblingsstudium abgehalten haben würde.

Es war aber doch noch eine andere Ursache, die mich armes Weltkind so denken machte. Ich war zu Pont-a-Mousson einem Handelsmann, Hrn. Pierron, anempfohlen, und in dessen Haus sehr gütig aufgenommen worden. Dieser hatte eine sehr schöne und ausnehmend wohl erzogene Tochter von meinem Alter. Ohne noch zu wissen, was Liebe seye, liebte ich dieses fürtrefliche Geschöpf von ganzem Herzen. Aus Schüchternheit hatte ich ihr diese meine Zuneigung nicht früher, dann bis ich mich gezwungen sah sie zu verlassen, eröffnet. Sie gestand mir

bey dem ersten und letzten Augenblicke, in welchem ich allein mit ihr sprechen konnte, eben so schüchtern ihre mir günstige Gesinnungen, mit der Versicherung: daß, wenn ich nicht so eben auf dem Punkt wäre, mich von ihr zu entfernen; sie mir dieselben nie würde eingestanden haben. Ich konnte mich vor meinem Glücke, und vor dem Schrecken, diesem auf der Stelle entsagen zu müssen, nicht fassen; als ich mich schon von dem Gegenstande meiner Liebe und meiner Verzweiflung verlassen sah. Wenigstens, rief ich ihr nach, wenigstens darf ich Sie dereinst wieder sehen; und wenn ich mich Ihrer würdig gemacht haben werde, Ihnen meine Hand anbiethen? . . . Ein mitleidiger Blick, und eine sanfte Thräne, die über ihre schöne Wange herabrollte, war die Antwort auf diese meine Frage.

Inzwischen hatte sich mein erwähnter Bruder, da sich unser Vater noch immer weigerte, mich die Arzneywissenschaft studieren zu lassen, gegen denselben geäußert: daß er, auf solchen Fall, sein eigenes, geringes Vermögen zu meinem Entzwecke verwenden würde. Dieses, und endlich der Zuspruch meiner, zum voraus von ihm gewonnenen, Mutter, verschafften mir endlich die Erlaubniß, mich,

Digitized by Google

weil ich doch sonst zu nichts zu gebrauchen wäre, auf die nächste Hohesschule, nach Heidelberg, zu begeben. Hier fieng ich nun an die medizinischen Schulen zu besuchen. Meine Liebe zur Wissenschaft und meine Zärtlichkeit spornten alle meine Kräfte an. Ich besuchte zuerst die Vorlesungen der beyden Professoren Gattenhof und Schönmezel. Der erstere, einer von Hallers vorzüglichsten Zöglingen, ein sehr gelehrter und fürtreflicher Mann, las über die Boerhaavischen Institutionen. Der andere, ein Schüler von Winslow, Petit, Levrêt und Sauvages, lehrte Anatomie, Wundarzney- und Entbindungskunst mit vieler Deutlichkeit.

Am Ende des Schuljahrs lief ich Gefahr, der Arzneywissenschaft auf ewig zu entsagen. Ich selbst war mit dem, was ich bisher erlernet hatte, gar nicht zufrieden. Ich begab mich glücklicher Weise zu Gattenhof, und gestand ihm offenherzig: daß ich, nach so viel angewandter Mühe, mir keiner Fortschritte in der Wissenschaft bewußt, und daher dieser gänzlich zu entsagen gesonnen wäre. „Dieß begreife ich nicht, erwiederte mein Lehrer. Sie haben alle erforderliche Anlage; Sie haben sich emsig

verwendet. Haben Sie bey all' diesem nichts erlernt; so ist wohl der Fehler auf Seiten ihrer Lehrer." Er bestellte mich auf den folgenden Tag, um mich allein zu prüfen. Ich antwortete ihm vermuthlich mehr, als er sich von einem einjährigen Schüler in der Arzneywissenschaft zu fordern berechtiget glaubte. „Sind Sie noch der Meinung, sagte er mit sichtbarem Vergnügen, daß Sie wenig oder gar nichts erlernet haben?" — ich glaubte dieß noch immer, weil ich nicht einsehen konnte, zu was das Erlernte mir dienen sollte. Als ich, um 22 Jahre später, für die Hohenschule zu Pavia einen medizinischen Studienplan selbsten entwerfen mußte, war ich dieser meiner ehemaligen Verlegenheit wohl eingedenk, und suchte derselben bey anfangenden Schülern dadurch zu begegnen: daß ich die Einrichtung traf, damit bey so trocknem theoretischen Unterrichte, der Entzweck desselben nie außer dem Gesichtspunkte der Zöglinge gestellet würde.

Kaum waren die Ferien erschienen, als ich das wenige Geld, welches ich das ganze Schuljahr hindurch sorgfältig zusammengesparet hatte, in größter Verschwiegenheit auf eine Reise nach Pont-a-Mousson verwandt. Ich fand den Gegenstand meiner Zärt-

keit durch diesen Beweis meiner Beständigkeit gerührt. Man erlaubte mir zu hoffen, wenn meine ferneren Fortschritte in der Wissenschaft in einem so vortheilhaften Lichte, als meine Liebe, erscheinen würden.

In dem folgenden Schuljahre hatte ich das Glück, bey Gattenhof in die Wohnung genommen zu werden, meinen liebreichen Lehrer bey seinen botanischen Spaziergängen begleiten, und bey jedem mir aufstossenden Zweifel um Aufklärung fragen zu dürfen. Ich wiederholte nochmals die vorjährigen Vorlesungen, und besuchte die von Gattenhof gegebene Heilmittellehre. Mit der Chymie war damals in Heidelberg wenig zu thun. Der berühmte Kuhrpfälzische Leibarzt, geheime Rath und Professor v. Overkamp, ein fürtreflicher Schüler von Boerhaave, las über die Aphorismen seines großen Lehrers. Diese Vorlesungen besuchte ich mit der größten Anstrengung. Da inzwischen Overkamp mehr seinem Berufe als Leibarzt, dann jenem eines Professors, nachhängen, folglich öfters 14 Tage und länger seine Vorlesungen aussetzen mußte; — da er bey diesen, durch Räuspern und anhaltendes Husten, die Schlußworte

Digitized by Google

meistens so sehr von den übrigen trennte, daß es schwer wurde, den Sinn des Gesagten zu errathen; so bedauerte ich einstens in Gesellschaft einiger meiner Mitschüler dieses Hinderniß eines vollkommeneren Unterrichtes. Diese meine Bemerkung blieb dem, von mir übrigens sehr verehrten, Lehrer nicht verborgen, und ward von ihm übel aufgenommen. Es las noch ein außerordentlicher Lehrer, Dr. Harrer, über Physiologie. Dieser, ein Zögling der hiesigen Professoren, hatte sich mit diesen so abgeworfen: daß dessen Vorlesungen meistens mit jenen der übrigen Lehrer im Widerspruch standen. Harrer war ehemals Repetitor im philosophischen Fache, und hatte sich in der syllogistischen Disputirkunst eine große Uebung erworben. Ein weitläuftiger Anverwandter von mir, welcher bey dem Kuhrfürsten von der Pfalz in Ansehen stand, rieth mir auf das Dringendste, auch die Vorlesungen von Harrer, der sich die Gnade des Kuhrfürsten (dessen Leibarzt er auch nachher geworden ist) erworben hätte, fleißig zu besuchen; und versprach mir, daß ich auf solche Weise ohnfehlbar eine Anstellung in der Pfalz erhalten würde. Ich folgte diesem Winke, und bey der ersten Vorlesung machte Harrer einen

großen Aufwand von seiner gelehrten Fechtkunst. Er glaubte zu bemerken, daß ich von seinen Behauptungen nicht so ganz überzeugt wäre, und rief mich öffentlich auf, mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Ich gestand ihm, daß ich einer anderen Meinung seye. Harrer griff zu seinen syllogistischen Waffen, und zwang mich, derselben, in Gegenwart seiner Zuhörer, mich gegen ihn zu bedienen. Der nicht schwere Sieg blieb unglücklicher Weise auf meiner Seite, und nun verlor Harrer das Gleichgewicht in Ausdrücken, die mich bewogen, die Vorlesungen zu verlassen, und solche nie wieder zu besuchen. Bald hierauf verwies mir mein Anverwandter die Verscherzung meines Glückes auf das Ernsthafteste, ohne daß ich mich dazu bereden ließ, die Sache wieder gut zu machen.

Endlich verfügte ich mich im Jahre 1765 nach Strasburg. Hier besuchte ich die Vorlesungen von Spielmann, Pfeffinger, und Lobstein. Spielmanns Vorlesungen über die Pathologie, nach Gaub machten auf mich, der ich wußte, daß der Lehrer nie Kranke selbst gesehen hatte, gar keinen Eindruck. Lobstein las über die chyrurgischen Institutionen sehr gelehrt, aber in einem äußerst ein-

schläfernden Tone. Hingegen gab dieser würdige Mann außerordentlichen Unterricht über Anatomie, welcher sehr fürtreflich war. Ich übte mich sehr im Zergliedern, und ein Theil meiner Mitschüler gewann bald so viel Zutrauen zu mir, daß sie mich bathen, die Physiologie mit ihnen zu repetiren. Ich that dieses ohnentgeltlich, und lernte im Lehren noch Manches. Der berühmte Lehrer Fried gab sich mit der Entbindungskunst nicht mehr ab. Ich wählte daher den Unterricht des Accoucheurs Weigen, und fand bey ihm gute Gelegenheit, mich in der Geburtshilfe zu üben. Der erfahrne Leriche, Generalwundarzt der französischen Armeen, war, wegen Alter, außer Stand, die chyrurgischen Operationen, wie gewöhnlich, vorzuzeigen. Dieß bedauerte ich sehr; besuchte aber die Demonstrationen seines geschickten Sohnes über eben diesen Gegenstand.

Ich ließ mir äußerst angelegen seyn praktische Kenntnisse zu erwerben. Dazu waren zwey Wege, nämlich in dem bürgerlichen, und in dem Militair-Spitale. Jenes hatte zwey Abtheilungen, in deren einer, ich weiß nicht in welcher medizinischen Absicht, Katholische, in de-

anderen, Protestantische Kranke behandelt wurden. Ich erkundigte mich, welcher von den beyden Spitalärzten für den geschicktesten gehalten würde? Alle Stimmen waren für den protestantischen, und ich begab mich unter dessen Leitung. Noch mehrere junge Aerzte besuchten mit mir unter diesem geschickten Arzte, Dr. Böhm, die, nur allzuvielen, von ihm behandelten Kranken. Um noch mehr Gelegenheit zu meiner Vervollkommung zu benützen, begab ich mich in das Militair-Spital, und wand mich da an den Dr. G., welcher öfters von dem Badischen Hofe als Arzt gebraucht worden ware. Ich erhielt Erlaubniß, diesen geschickten französischen Arzt bey seinen Krankenbesuchen im Spitale zu begleiten. Er besuchte derselben über 200. — Zur rechten Seite stand ihm ein Wundarzt, zur linken ein Apotheker; dann folgte der wachhabende Krankenwärter. Die beyden ersteren führten das Verzeichniß, jener, der Aderläße, Klystiere, Blasenmittel u. s. w., dieser, der Abführungsmittel und übrigen Arzneyen. Bett Nro. 1. — Hier sah der Arzt links und rechts auf beyde geschriebene Verzeichnisse. Jean! sagte er, comment vous portez vous?... très mal, Monsieur le médecin, war die Antwort. Avèz vous

été saigné ? . . . oui Monsieur ! — avez vous pris la médecine à purger ? . . . oui Monsieur ! — mittlerweile legte der Arzt seine zwey Finger einen Augenblick auf die Pulsader, und rief laut: Saignée! — Médecine évacuante ! — Wundarzt und Apotheker schrieben den Befehl in aller Eile nieder, als der Arzt schon am zweyten Krankenbette stand, und eben seine Fragen und Befehle wiederholte. In einer halben Stunde waren wir mit dem Besuche von allen unsern Kranken zu Ende. Die Haare standen mir bey einem solchen Verfahren zu Berge; inzwischen kam ich drey Tage nach einander in dieses Spital zurück. Ferner war es mir nicht möglich, der Sache zuzusehen, und ich entsagte solchem Unterrichte. G. nahm mir diesen Mangel des Zutrauens so übel, daß ich bey dem Minister des Badischen Hofes der Nachlässigkeit beschuldiget wurde. Boehm ließ mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren.

Im Sommer verließ ich Strasburg. Die aufrichtigste Liebe zu meiner unvergleichlichen Katisch (Katharine) hatte mich auch an diesem verführerischen Orte vor allem Verderbniß meiner Sitten geschützt. Nur für sie lebte ich, und der Gedanke, daß ich mich bloß durch Anwendung aller meiner

Kräfte für die Wissenschaft, Ihrer würdig machen, und mein Glück beschleunigen könnte, ließ mich alle, auch noch so große, Schwierigkeiten glücklich überwinden. Bey einem abermaligen Besuche, war sie äußerst mit meiner Bildung zufrieden, und jetzt erst erhielt ich von Ihr das solange gewünschte Versprechen, daß sie, aller Hindernisse ohngeachtet, die Meinige werden wollte. Wahre Liebe ist weder zudringlich, noch nachgiebig. Die unserige war so rein, wie die Sonne.

Jetzt begab ich mich nach Heidelberg zurück, um mich daselbst den akademischen Prüfungen zu unterwerfen. Overkamp, als Dekan, empfieng mich sehr frostig. „Sie sind noch sehr junge, sagte er, um Doktor zu werden." — Dieß bin ich, leider! antwortete ich; aber doch vielleicht Ihres Wohlwollens, Ihrer Achtung nicht unwürdig! — Auf jener Hohenschule ist es üblich, der entscheidenden Prüfung, ein dreystündiges Tentamen, welches meistens viel schärfer ist, dann jene, vorauszuschicken. Bey diesem war ich so glücklich, Overkamp, der mir sehr zugesetzt hatte, mir wieder vollkommen zu gewinnen. Schon nach einem kleinem Stündchen hieß man mich abtreten. Wie erschrack ich ob diesem un-

Digitized by Google

gewöhnlichen Verfahren! ich hielt mich für den unwissendsten, für den unglücklichsten aller Sterblichen. Nach wenigen Minuten ward ich wieder vorgerufen, und der Dekan erklärte mir im Nahmen der Fakultät: „daß diese, um mich auszuzeichnen, wegen vorzüglicher Zufriedenheit, mich einer weiteren Tentirung überhöbe.“ Auch die entscheidende Prüfung fiel sehr zu meinem Vortheile aus. Nicht unbillig schrieb ich meinen Sieg der Liebe zu. Sie hatte, was so selten geschieht, den größten Antheil an meinem Fleiße, an meinen schnellen Fortschritten. Schon in Strasburg hätte ich meine Inaugural-Dissertation de educatione infantum physica, geschrieben. Ich gab sie Gattenhof zur Beurtheilung. Dieser lobte den Versuch; aber die Ausführung schien ihm weniger gelungen zu seyn. Er versprach mir, diese Arbeit mehr ins Kurze zu bringen, und schrieb die schöne Dissertation: de cunis infantum, welche unter meinem Nahmen erschien, und die ich den 26. August 1766 unter großem Zukaufe öffentlich vertheidigte. In meinem, zu Pavia herausgegebenen, Delectus opusculorum medicorum, habe ich den wahren Verfasser jener Abhandlung genannt; nichts destoweniger aber ward sie

ſpäterhin in das Deutſche, — und vor zwey Jahren auch in das Franzöſiſche überſetzt, und, was ich nicht verdient habe, mir abermals zugeſchrieben.

Ehe ich die Univerſität verließ, ward ich vor den geheimen Rath v. Overkamp beſchieden. „Sie haben, ſagte er, eine ſehr gute Anlage, und eben ſo vielen Fleiß. Bey dieſen, haben ſie das Recht, ſich dereinſt auszeichnen zu wollen. Denken ſie daher ſchon jetzt auf einen Gegenſtand, welchen ſie, nebſt ihren Berufsgeſchäften, vorzüglich bearbeiten möchten. In drey Tagen erwarte ich von ihnen die Beſtimmung von jenem.“ Ich entſchuldigte mich mit meiner Jugend, mit meiner wenigen Kenntniß des Feldes, das einer beſſeren Kultur bedürfte, und doch meine Kräfte nicht überſtiege. Man ließ meine Entſchuldigungen nicht gelten, und beſchied mich auf die beſtimmte Zeit. Wie verlegen war ich inzwiſchen! Ich trat ängſtlich vor meinen Lehrer und ſagte: daß ich alle Fache der Wiſſenſchaft durchgemuſtert hätte, ohne eines zu finden, das ich beſſer auszufüllen verſtünde. Ein Gedanke, ſagte ich, hat ſich mir inzwiſchen vorzüglich aufgedrungen. Ich ſehe, daß Aerzte ſolche Krankheitsurſachen, welche entweder ins Groſſe auf die Völker wirken, oder

von der Willkühr einzelner, noch so sorgfältiger, Menschen nicht abhängen, selten zu heben im Stande sind. Viele davon könnten aber doch durch obrigkeitliche Vorsorge beseitiget werden. Giebt es wohl schon eine systematisch bearbeitete Wissenschaft, welche die Regeln enthält, nach welchen solch ein Entzweck erzielet werden möge? .. Wir haben, erwiederte der Professor, mancherley einzelne Verordnungen, welche hieher gehören; aber ein zusammenhängendes, wissenschaftliches Gebäude ist noch nicht aufgeführet worden. Ihr Gedanke ist daher glücklich; wie würden sie das Kind taufen? . . . Medizinisch wäre einmal der Gegenstand meiner Untersuchung gewiß, erwiederte ich; und da doch die Ausführung gemeinnütziger Gesundheitsanstalten größten Theils der Polizey eines Landes überlassen werden müßte; so schien mir der Nahme, Medizinische Polizey, der Sache sehr angemessen. Auch hiemit war mein Lehrer ganz einverstanden, und nun drang dieser nochmal ernsthaft in mich, meine Absicht ja nicht aufzugeben.

Ich begab mich jetzt zu meinen Eltern, die so vieles für mich geleistet hatten. Da auf eine Entfernung von fünf Stunden, außer dem nahen Städt-

Digitized by Google

chen Pfirmasens, kein geprüfter Arzt vorhanden ware, so bekam ich bald eine Menge Krankheiten unter dem Landvolke zu behandeln. Es gelang mir, mehrere, sehr in die Augen fallende, Zufälle glücklich zu heben, und für einen Anfänger, gieng es mir immer gut genug. Allein auf einem Dorfe, alles wissenschaftlichen Umganges beraubt zu leben, konnte ich mich doch nicht entschließen. Ich gab daher bey dem Markgräflich Baden Badischen Hofe, um die Erlaubniß, die Arzneywissenschaft in der Residenz des Fürsten, zu Rastadt, ausüben zu können, eine Bittschrift ein. Vermuthlich wegen dem schon erwähnten, mir nicht günstigen, Berichte des Strasburger Militärarztes G. bekam ich zur Antwort: „daß mein Gesuch, so lange ich nicht in einem Spitale, oder in einer Stadt, eine Zeitlang meine Wissenschaft würde ausgeübet haben, nicht Platz finden könnte." Ich empfand das Bittere dieser Resoluzion, und mußte mich anderswo umsehen.

Es wohnte damals einer meiner Brüder, Martin Frank, zu Bitsch in Lothringen. Dieser schrieb mir, daß in dieser kleinen Stadt nur ein, und zwar der deutschen Sprache unkundiger

Arzt, Dr. Landeutte, befindlich seye, und daß fast Jeder daselbst den Wunsch hegte, daß ein deutscher Arzt bey ihnen sich niederlassen möchte. Gleich war ich entschlossen, diesem Wunsche zu entsprechen. Man empfieng mich ganz höflich, aber wegen meiner Jugend konnte ich mir nicht sogleich das größte Zutrauen versprechen. Ein alter, unwissender Bader hatte sich desselben bereits so bemächtiget, daß der dortige geschickte Garnisonsarzt, außer den Militärpersonen, nur selten einen Kranken zu behandeln hatte. Nach einigen Wochen, ward ich vor den Lieuténant du Roi geladen, und von ihm befragt: wer mir das Recht gegeben hätte, die Arzneywissenschaft in Frankreich auszuüben? Ich bezog mich auf mein Doktors-Diplom, und äußerte meine Verwunderung, daß man einem geprüften Arzte solche Frage stellte, während dem man einem unwissenden Bader die Gesundheit der Bürger anvertrauen zu können dächte. Der Lieuténant du Roi bezog sich inzwischen auf eine bestehende Königliche Verordnung, und verwies mich an die Universität zu Pont-a-Mousson, wenn ich mich in Lothringen als Arzt festzusetzen willens wäre. Nicht die Prüfung, sondern die

hiemit verknüpften neuen Unkosten, schreckten mich ab; inzwischen mußte ich mir die Sache gefallen lassen. Ich schätzte mich sogar glücklich, auf solche Weise früher wieder dahin zu kommen, wohin ohnedieß alle meine Wünsche immer gerichtet waren. Als ich mich zu Pont-a-Mousson mit meinem Begehren an den Dekan der medizinischen Fakultät, dem Professor v. Jadelot, gewandt hatte, erklärte mir dieser, daß ich mich einer neuen Prüfung unterwerfen, und dadurch die Doktorswürde auch auf hiesiger Universität erwerben, zugleich aber eine Streitschrift in Druck geben, und öffentlich vertheidigen müßte. Zur Verfertigung einer, auch nur mittelmäßig guten, Inauguraldisserration, konnte ich mich nicht lange genug an diesem Orte aufhalten. Da ich aber von meiner in Deutschland vertheidigten Streitschrift einen ziemlichen Vorrath mit mir gebracht hatte: so fiel mir ein, blos das Titelblatt, mit einer sich auf den Ort beziehenden Abänderung, wieder hier abdrucken zu lassen. Der Dekan ließ dieß geschehen. Nun ward ich geprüfet, und mit allgemeiner Zufriedenheit zur Promotion gelassen. An allen Ecken der Gassen ward auf einem lateinisch

geschriebenen Anschlagzeddel der Tag bestimmt, an welchem ein Fremder der hiesigen Fakultät aggregirt werden sollte. Zur angewiesenen Stunde kam ein Universitätsbedell in meine entfernte Wohnung, überbrachte mir eine lange, schwarze Toga, und eine, wie ein Zuckerhut geformte, oben mit einer seidenen Quaste geschmückte, ebenfalls schwarze Mütze. Da ich keinen Wagen bestellt hatte, so weigerte ich mich, mit solchem Kleide über die Straßen zu gehen; allein meine Vorstellungen wurden verworfen. In dieser Maske gieng ich, ohne eben viel Aufsehens zu erregen, in den großen Saal, in welchem ich meine Sätze vertheidigen sollte. Hier fand sich, obschon zur Zeit der Schulferien, eine sehr große Anzahl von Menschen jeder Gattung. Weil ich schon Doktor der Arzneywissenschaft war, so hatte man eine doppelte Kanzel, die eine für den Präses, den älteren Professor v. Jadelot, — die andere, etwas tiefer, für mich, aufgerichtet. Ein Gelehrter griff einen meiner Sätze in französischer Sprache an, und da ich in dieser wohl bewandert war, so beantwortete ich ihm in eben derselben die mir vorgelegten Einwendungen bis zur gänzlichen Zufriedenheit. Es fand

sich aber unter den sogenannten Corolarien, welche meiner Inaugural-Dissertation hinten angehängt waren, eines, welches die Einimpfung der Pocken betraff, und das Verboth dieser Operazion, als zweckwidrig, tadelte. Ein Ordensgeistlicher, welcher zugleich als Professor auf dieser Universität angestellt war, griff diesen meinen Satz in der nämlichen Sprache auf das heftigste an, und sagte mir sehr ungestümm: „daß ich, als ein Fremder, sehr dreiste wäre, das erste Parlament in Frankreich, welches kürzlich die Blatterneinimpfung schärfstens untersagt hätte, eines unregelmäßigen Betragens zu beschuldigen." Jadelot, welcher hinter mir saß, rief mir leise zu: „Nehmen Sie sich vor diesem gefährlichen Menschen in Acht!" Ich selbst sah die Bedenklichkeit meiner Lage ein, und sagte meinem Gegner in dessen Muttersprache: „daß ich, gräde weil ich ein Fremder sey, von diesem neuen Verbothe nichts gewußt hätte, und weit entfernt wäre, einen so verehrungswürdigen Gerichtshof in seinen Handlungen, wenn ich sie auch innerlich nicht billigen könnte, zu tadeln." Ich gestand jetzt der ganzen,

sehr aufmerksamen Gesellschaft: daß meine Streitschrift, in Deutschland, und zwar erst vor sieben Wochen, gedruckt, und hier nur mit einem neuen Titelbogen versehen worden wäre, und ich bath, meine Behauptung als einen blos medizinischen Satz zu betrachten. „Sie aber, mein Herr!" fuhr ich fort, „Sie, als ein Streiter, welchem viel an seinem Siege gelegen zu seyn scheinet, würden sich dessen schämen müssen, wenn Sie sich mit mir nicht gleicher Waffen bedienten. Das Französische ist nicht meine Muttersprache; lassen Sie uns also jene der Gelehrten, oder die lateinische (von welcher ich wußte, daß die wenigsten französischen Gelehrten sich gerne in derselben ausdrücken) sprechen, und belieben Sie mir Ihre bisher gemachte Einwendungen in dieser Sprache zu wiederhohlen!" — Mein Gegner ward äußerst betroffen, und er zwang sich einige fehlerhafte lateinische Worte hervorzustammeln, welche ihn der Gesellschaft, die ihn ohnedieß nicht zu lieben schien, zum Gelächter machten, und mir ein lautes Vive l' Allemand! zuwegebrachten.

Als ich dem Kollegium der Lothringischen Aerzte den 10ten Oktober 1766 einverleibt

Digitized by Google

war, und mich folglich nichts mehr zurückhielt meine Wissenschaft in dieser Provinz auszuüben; so eilte ich siegend in die Arme meiner Geliebten zurück, und erhielt von ihr die Erlaubniß, ihren Vater um ihre Hand zu bitten. Da dieser seine einzige Tochter glücklich wissen wollte; so gab er ihrer Zuneigung seinen Beyfall. Wir kamen überein, daß dieselbe sich, bis unsere Vereinigung statt finden könnte, nach Boucquenom in ein Frauenkloster begeben, und hier in etwas mit der deutschen Sprache bekannt machen sollte. Nach einigen Monaten sah ich sie wieder, und da sie in dieser schweren Sprache wenig Fortschritte zu machen schien; so ward unsere Verehelichung ferner nicht viel verschoben, sondern auf den 26. Februar 1767 vollzogen. Ich darf mein Glück nicht erst beschreiben. Nie können Sterbliche ein höheres erreichen; aber leider war es, wie das Glück der Menschen zu seyn pflegt, von sehr kurzer Dauer!

Ich fand in Bitsch und in den umliegenden Gegenden nach und nach ziemlich viele Arbeit; allein da ich keiner festen Besoldung genoß; so reichte der Betrag von jener, zur Bestreitung meiner nöthigsten Auslagen nicht hin, und ich mußte öfters zur

mütterlichen Milde meine Zuflucht nehmen. Wie viele junge Aerzte, welche solcher Quellen entbehren müssen, und so wie ich, ehe sie ihres Auskommens gewiß sind, zur Ehe schreiten, müßen solch eine Uebereilung lebenslänglich büßen!

Ich war noch nicht ganz zwey Jahre in Bitsch wohnhaft, als ich den Entschluß faßte, in mein Vaterland zurückzukehren. Ich erhielt jetzt die Erlaubniß, mich zu Baden, in der Markgrafschaft, niederzulassen. Es fand sich in diesem Orte nur ein schon älternder Arzt, und zwar aus der Stahlischen Schule, welcher ehemals Leibarzt des Markgrafen von Baden war, sich aber seit einigen Jahren mit einer Pension hieher begeben hatte, wo er zugleich der diesem ansehnlichen Landphysikate anklebenden Besoldung genoß. Ich nahm mir vor, diesen erfahrnen Arzt, Hofrath Bellon, zu gewinnen, und zu meiner Vervollkommnung zu benutzen. Da derselbe aber dem Trunke jetzt sehr ergeben war, über dieß aber ungerne den Eintritt eines zweyten Arztes in sein Gehege gesehen hatte; so waren anfänglich alle meine Bemühungen, dessen Freundschaft zu gewinnen, vergeblich. In kurzer Zeit erwarb sich mir das Zutrauen des hiesigen Publikums, und

der vielen Fremden, die zur Sommerszeit dieses berühmte Bad zu besuchen pflegten. Nach einem Jahre war Bellon ganz kindisch, und beynahe unbrauchbar geworden. Der Hof übergab mir daher sämmtliche Geschäfte des Landphysikats, und wies mir 100 fl. von der Bellon'schen Besoldung, jedoch mit dem Vorbehalte an: daß ich deßwegen, bey Erledigung, auf dieses Landphysikat (auf welches Dr. Glückherr, ein Hofarzt, sein Auge gerichtet hatte) kein Recht haben sollte.

Sowohl in Bitsch, als zu Baden, hatte ich mit unermüdetem Fleiße an meiner Vervollkommnung gearbeitet, und des Zuspruches von meinem Lehrer eingedenk, hatte ich auf mein Werk über die medizinische Polizey so wacker losgearbeitet: daß ich solches jetzt schon, und zwar in einem Bande, der Presse zu überliefern gesonnen war. Ich suchte demnach einen Verleger, und dachte denselben mit meiner Arbeit zu einem reichen Manne zu machen. Macklot, Buchhändler zu Karlsruhe, sollte dieses Glück zu Theil werden. Derselbe antwortete mir, er wolle vorher mein Manuskript einem sachverständigen Manne zur Beurtheilung geben. Nach wenigen Wochen erhielt ich

meine Arbeit mit dem Bedeuten zurück: daß der Sachverständige derselben seinen Beyfall versagt habe. . . . Was? . . . Sachverständiger? sagte ich schamroth, und warf den Brief von mir. — Nach einer kleinen Pause las ich ihn fort, und fand, daß der Mann, welcher meine Arbeit so herabgesetzt hatte, ein fürtreflicher Staatsmann und Schriftsteller, der Badenburlachische Geheimerath Reinhard, wäre. — Wie sehr ward hiedurch mein jugendlicher Wissenschaftsdünkel gedemüthiget! . . . Diese Demüthigung machte auf mich eine nur allzugroße Wirkung. Anstatt mich zu bessern, begieng ich den zweyten dummen Streich: ich nahm mein verachtetes Manuskript grimmig mit zwey Fäusten, zerriß es in tausend Stücke, und überlieferte diese der Flamme. Wäre es nicht gescheiter gewesen, wenn ich diese meine jugendliche Arbeit, die dann doch so gar erbärmlich nicht gewesen seyn mag, aufbewahrt, in spätern Jahren wieder einmal durchlesen, und gesehen hätte, wie weit ich doch wohl vorgerückt sey? So hatte sich nämlich ein fürtreflicher Bildhauer Italiens betragen, welcher ober der Thürschwelle seines eigenen Hauses einige sehr mittelmäßige Figuren angebracht hatte, die er,

Digitized by Google

auf mein Nachfragen, für das Werk seiner Hände erklärte. Als ich ihn frug, wie er solch' eine Arbeit habe aufbewahren mögen? gab er mir zur Antwort: daß der Kluge sich von Jahr zu Jahr an seinen Werken selbst messen müsse. Nebstdem war alles, was ich bisher über meinen Gegenstand gelesen, und aus nützlichen Büchern für denselben ausgezogen hatte, auf immer verlohren. Dieß empfand ich, als ich, bey ruhigerem Blute, meine Arbeit wieder anfieng; aber so viel hatte ich mich doch gebessert, daß ich mehr als das Horazische nonum prematur in annum beobachtete, und nur auf den ersten Band meiner medizinischen Polizey jetzt elf Jahre verwandte.

Der Leser verschone mich, über das schrecklichste Schicksal, welches mich jetzt treffen mußte, sich vieles sagen zu lassen. Meine fürtrefliche Gattin hatte mich, elf Monate nach unserer Verehligung, den 2ten Jäner 1768 mit einem Sohne beglückt: und schon den vierten des nämlichen Monats war sie, die ich so theuer erworben hatte, nicht mehr! — ein schreckliches Kindbettfieber hatte sie gleich den ersten Tag nach ihrer Entbindung ergriffen. Es war mir unmöglich, sie selbsten zu behandeln. Ein

von Rastadt herbeygerufener Arzt ließ ihr, weil er die Sache für eine Entzündung der Därme ansah, zwey Male die Ader öffnen: worauf sie bald aus einer Ohnmacht in die andere, und endlich in den Todesschlaf verfiel. Ehe dieses geschah, riß man mich von ihrer Seite, um mich in das Haus meines Freundes zu schleppen. Da ich seit drey Tagen weder gegessen, noch getrunken hatte; so zwang man mich, meinem Freunde, dem Hofrath Braun, bey Tische zur Seite zu sitzen, und etwas zu genieſſen. Kaum hatte ich den ersten Bissen zu mir genommen, als ich die Sterbeglocke anziehen hörte, und auf der Stelle einen so heftigen Blutsturz durch die Nase erlitt: daß man mich als ohnmächtig zu Bette brachte. Ein, aus Mangel eines Arztes, eiligst herbeygerufener Apotheker reichte mir, als ich wieder in etwas zu mir gekommen war, eine starke Gabe Mohnsafts, wovon ich in einen 3stündigen Schlaf verfiel. Diesen benützte man, die ewig Unvergeßliche zur Erde zu bestatten.

Noch blieb mir ein theueres Pfand ihrer Liebe! nur dieses konnte mich mit dem Leben versöhnen. Die Gattin eines meiner Freunde, welche vor wenigen Tagen ebenfalls geboren hatte, erbarmte sich

meines mutterlosen Sohnes, und legte das Kind, nebst dem eigenen, an ihre Brust. Nach einem halben Jahre kam meine Mutter nach Baden, und sprach mir zu, ihr die ersten Jahre hindurch meinen Sohn zu überlassen. Da sehr bösartige Pocken in der Stadt herrschten; so willigte ich ein. Auf der Reise selbst fieng das Kind an, Zeichen der bevorstehenden Blattern zu äußern, und es war kaum einige Tage der Ausschlag erschienen, als auch solches mir entrissen ward.

Nach den damals in Lothringen herrschenden Gebräuchen fielen die liegenden Güter der Verstorbenen, obschon ihr Kind dieselbe überlebt hatte, weil kein Ehekontrakt geschlossen worden war, weder mir, noch meinem Schwiegervater, sondern ihrer mütterlichen Familie, von welcher sie gekommen waren, zu; und nur auf die beweglichen Güter hatte ich Anspruch zu machen. Da nun mein alter Schwiegervater dadurch in große Verlegenheit gesetzt wurde; so trat ich ihm mein Recht auf die letzteren, in dem tröstlichen Gedanken, daß ich so das Andenken seiner Tochter am besten verehrte, freywillig ab.

Eine geraume Zeit hindurch war ich außer Stand,

meine Arbeiten fortzusetzen. Unter solchen Umständen erhielt ich, nebst dem Hofrath Dr. Bellon und dem Hofmedikus Dr. Glückherr von Rastadt, den Befehl, mich in das naheliegende Städtchen Gernsbach (in der Badischen Grafschaft Eberstein) zu begeben, und eine dort herrschende, sehr gefährliche Seuche zu untersuchen. Nach Vollziehung dieses Auftrages giengen wir nach Rastadt, um daselbst mit den Leibärzten des Fürsten über diese Seuche zu sprechen, und sodann unser Gutachten hierüber der Regierung gemeinschaftlich abzuliefern. Wegen Krankheit des Markgrafen konnten sich erwähnte Aerzte nicht früher, dann des anderen Tages, mit uns unterreden. Bey dieser Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, daß Feindschaft und Freundschaft unter Menschen oft auf sehr schwankenden Gründen beruhen. Dr. Bellon hatte mir seit meiner Anwesenheit in Baden manche Beweise seiner Abneigung gegeben, die ich auf keine Weise zu überwinden vermochte. Da wir nun jene kleine Reise ohne Bedienten unternommen hatten, und zu Rastadt in einem Gasthofe übernachten mußten; so wußte sich Bellon, welcher einer großen Pflege gewohnt war, beym Ausziehen seines am Halse fest

zugeknüpften Hemdes nicht selbst zu befreyen. Ich eilte ihm zu Hülfe, und brachte den schwächlichen Alten sorgfältig zu Bette. Für diese so kleine Gefälligkeit umhalste er mich jetzt, bekannte seinen Fehler gegen mich, bereute ihn, und versicherte mich seiner unverbrüchlichsten Freundschaft. Den folgenden Morgen ward er wie vom Heimwehe befallen, und da die Leibärzte noch nicht mit uns zusammentreten konnten; so eilte er, obschon der Bericht wegen der Gernsbacher Seuche noch nicht entworfen war, nach Hause. Ich ersuchte ihn, seine bisher noch nicht geäußerte Meinung wenigstens schriftlich zurückzulassen. Er schrieb; und als er schon abgereiset war, las ich von ihm Folgendes: „ich Endes Unterzeichneter bekenne, daß ich der nämlichen Meinung bin, als Doktor Frank.“ — Nachdem wir Aerzte unseren Bericht der Regierung überreicht hatten, erhielt ich von dieser den Befehl, mich nach Gernsbach zurückzubegeben, so lange die Seuche anhalten würde, daselbst zu verbleiben, und die Kranken zu bedienen. Dieses that ich mit vielem Eifer, und mit so glücklichem Erfolge: daß ich sechs Wochen hindurch nur drey meiner Kranken verlor; wo vor meiner Ankunft täglich so viele an der Seuche

Digitized by Google

verstorben waren. Nach einem so langen Aufenthalte wurden mir sechs Louisd'or zur Belohnung großmüthig ausgeworfen!! — Tisch und Wohnung hatte ich inzwischen frey genossen. Die von mir behandelte Krankheit bestand in einem gefährlichen, sogenannten Faul- oder Nervenfieber, mit Petechien und Frieselausschlage. Da sich in derselben gleich anfänglich die größte Entkräftung äußerte; so bediente ich mich gleich in den ersten Tagen der reizenden Heilart. Kaum hatte ich mich 10 Täge mit diesen Kranken beschäftiget; so ward ich selbst von der Seuche ergriffen. Da ich vorhin, meine Gemüthskrankheit abgerechnet, vollkommen gesund war; so bediente ich mich, ohne Zeitverlust, der Sydenhamischen Methode. Ich nahm ein Brechmittel, begab mich zu Bette, trank warmes, flüchtiges Getränke, und, was jetzt gut Brownisch heißen würde, eine Flasche Burgunderweins. Bald stellte sich, da ich mich wohl zugedeckt hatte, ein allgemeiner Schweis ein, welchen ich 48 Stunden unterhielt. Den dritten Tag war ich ganz fieberfrey. Ein Abführungsmittel, welches ich jetzt, nach Sydenhams Rathe, nehmen sollte, schien mir auch damals nicht angezeigt.

Im Jahr 1769 starb der Landphysikus Dr. Bellon, und dessen Stelle ward jetzt dem Badischen Garnisons- und Hofmedikus, Dr. Glückherr, zu Theil. Der regierende Markgraf ernannte mich zum Nachfolger von diesem; indem sich aber eine vornehme Dame für den Dr. Bierenstiel in Rastadt sehr dringend verwandt hatte; theilte der Fürst die von Glückherr besetzten Aemter, und gab jenem geschickten jungen Arzte die Garnisons- mir aber die Hofmedikusstelle mit nur 200 fl. jährlicher Besoldung. Im Spätjahr zog ich also nach Rastadt. Mit den Wissenschaften sah es noch sehr finster hier aus, während dem dieselben in dem nahen Karlsruhe blühten. Die fürstliche Bibliothek war an alten Büchern ziemlich reich; aber seit vielen Jahren war nichts mehr auf dieselbe verwendet, und der Zutritt sogar verschlossen worden. Der Beichtvater der regierenden Fürstin, P. Lambla, führte die Aufsicht über diese Büchersammlung. Auf mein Ansuchen erhielt ich von ihm zwar die Erlaubniß, diesen Schatz zu benützen; mußte aber jedesmal um die Schlüssel hiezu schicken, ohne solche, so oft ich es wünschte, erhalten zu können. Inzwischen ließ ich mich durch

diese Hindernisse nicht irre machen, und nie habe ich an einem einsameren und stilleren Orte, meine freyen Stunden, als in dieser Hofbibliothek verlebt. Die neueren Schriften mußte ich mir für mein eigenes Geld verschaffen: wozu mir freilich meine schmale Besoldung keinen wichtigen Beytrag lieferte. Zwischen Dr. Bierenstiel und mir herrschte ein uns beyden sehr vortheilhafter Wetteifer, und wir wechselten untereinander die Bücher, die wir uns anschafften. Als wenn es mir vorgegangen wäre, daß ich dereinst in Italien angestellt werden sollte, nahm ich hier einen Italiänischen Sprachmeister, und hielt mir die Florentinische Zeitung, um mich in Stand zu setzen, die Schriften italiänischer Aerzte zu lesen. Zu seiner Zeit kam mir dieser Unterricht sehr gut zu stehen. Da die beyden Leibärzte des Markgrafen, DDr. v. Troxelle und Wolff, wegen einer bey Hof geahndeten Mittheilung ansteckender Uebel, nur wenige Kranke besuchen konnten; so nahmen die mehrsten derselben ihre Zuflucht endlich zu mir, und sowohl in der Stadt, als auf dem Lande war ich äußerst beschäftigt. Doch bediente ich mich öfters des Beyrathes dieser beyden schon älteren Praktiker. Als ich in dem ersten Jahre meiner

dasigen Anstellung zu einem Bürger gerufen ward, den vorhin Dr. Trozelle sehr lange an einer allgemeinen Wassersucht umsonst behandelt hatte, als mit welcher es jetzt bis aufs Aeußerste gekommen war; so wollte ich dem Kranken ohne Vorwissen seines Arztes keine Mittel verschreiben. Ich begab mich daher zu Trozelle, welcher den Kranken, nach den damaligen Begriffen von der Wassersucht, und weil solcher eine sehr blaß gelbe Farbe hatte, beständig mit Mittelsalzen, auflösenden, gelinde abführenden, und harntreibenden Mitteln behandelt hatte. Trozelle riesh mir, die eben erwähnten Arzneyen noch immer fortzusetzen. Ich erwiederte: daß diese Wassersucht von einem vernachläßigten viertägigen Fieber erzeuget worden seye; und daß es mir schiene, daß, weil dieses Wechselfieber noch immer, obschon um vieles schwächer, sich äußerte; nun dieses vorerst gehoben werden müßte, und sodann auch dessen unmittelbare Wirkung, die Wassersucht, gehoben werden dürfte. Sie werden, sagte Trozelle, mit der China, die Sie geben wollen, den Wolf in den Stall sperren, und die Verstopfungen der Eingeweide vermehren! ... Aber sind diese, erwiederte ich, auch wirklich vorhanden? ...

und wenn sie vorhanden sind, dürften sie nicht, so wie die Wassersucht, eine Wirkung der Schwäche, oder des Fiebers seyn, und die nämliche Heilart, wie dieses, erfordern? Dieses Urtheil ward als schulwidrig (Troxelle hatte in Frankreich seine Wissenschaft erlernt) verworfen. Da ich aber einsah, daß der Kranke bey der bisherigen Heilart bald sterben würde; so gab ich ihm dennoch die so gefürchtete Chinarinde, und hatte das Glück, denselben in 14 Tagen vollkommen herzustellen. Dieser Fall überzeugte mich, daß die gesunde Vernunft mit der so hoch gepriesenen Erfahrung nicht im Widerspruch stehe; und daß man eben nicht immer einen grauen Bart haben müsse, um sich jener zu bedienen. Bald ward ich zu einem berühmten und bey Hof sehr beliebten Balletmeister, einem Italiäner (Curioni) gerufen. Dieser war von einer äußerst gefährlichen Ruhr ergriffen worden. Da ich die Bauchschmerzen, so wie den Zwang, sehr heftig, den Puls aber sehr hart und gespannt antraff; so ließ ich in drey Tagen fünf Male zur Ader, und gab keine Abführungs- sondern bloß schleimichte, sehr sanfte Mittel. Aerzte und Publikum schrien überlaut wegen solch einer Heilart. Es war um

meine anfangende Reputazion geschehen, wenn der Kranke ihnen zu gefallen gestorben wäre; aber derselbe genaß auf das glücklichste, und bald darauf kam von Straßburg die Nachricht: daß daselbst eine Menge Menschen ein Opfer der Ruhr geworden wären; daß diese aber, welche von einem Entzündungsfieber begleitet sey, jetzt bey den Mehrsten durch Aderlassen und durch schwächende Mittel gehoben würde. So ward ich auch diesesmal durch die Erfahrung überführt: daß, wenn wir es bey einer so unvollkommenen Wissenschaft, als die Arzneywissenschaft ist, immer beym Alten belassen wollten, dieselbe wohl nie die mögliche Würde erreichen dürfte.

Da die Entbindungskunst hier von keinem Wundarzte, viel weniger von Hebammen, erlernet worden war; so fand ich mich gezwungen, in schweren Fällen selbst Hand anzulegen. Auf Verlangen des Fürsten entwarf ich einen Plan zum Unterricht der Hebammen und Wundärzte in den Baden Badischen Landen; er ward aber nicht ausgeführt, obschon derselbe späterhin der Aufmerksamkeit der Baden Durlachischen Regierung nicht entgangen ist.

Im Jahre 1770 ward ich von meinen Anverwandten und Freunden, indem sie sahen, daß sich mein kleines Vermögen, aus Mangel der Aufmerksamkeit, und weil ich von meinem Bedienten bestohlen ward, versplitterte, aufgerufen, mich wieder zu verehligen. So wenig noch mein Gemüth für eine neue Verbindung gestimmt seyn mochte; so gehorchte ich doch diesem Rathe, und schritt unterm 12. Juny mit Marianne Wittlinsbach, einer Tochter des Oberamtschreibers zu Rastadt, zur Ehe. Bald ward ich von einem ansteckenden Fieber befallen. Ich kam darinn bis zum Aeußersten: so daß ich am Ende der Krankheit vier Stunden lang im Zustande eines Scheintodten liegen blieb. Kurz vorher, als ich dem Minister wegen meiner geringen Besoldung einige mündliche Vorstellungen machte, frug mich derselbe: ob ich wohl den berühmten alten Dr. Wepfer aus der Schweiz kennte? — nur dem besten Rufe nach, sagte ich. Nun, erwiederte er: ich habe diesen berühmten Mann einstens befragt, warum die kleine Schweiz verhältnißmäßig mehr angesehene Aerzte, als andere weit größere Länder, liefere? . . . und er hat mir geantwortet: „weil die Schweiz 100 junge Aerzte zusammennähme,

und davon 75 vor Hunger sterben ließe, wonach dann die übrigen 25 so ziemlich paßliche (gute) Aerzte würden." — Ich bat den Minister, mit mir keinen dergleichen Versuch anzustellen; und war der Meinung, daß durch solchen doch manches nützliche Talent erstickt werden dürfte. Nach jener heftigen von mir überstandenen Krankheit wurden mir 100 fl. Zulage an meiner Besoldung angewiesen.

Inzwischen war mein 80jähriger Vater verstorben. Ich hatte das Glück gehabt, einige Jahre vorher denselben, da er von einem eingeklemmten Leistenbruche die größte Lebensgefahr lief, zu retten, und damals hatte er mir auf seine Weise gesagt: „daß er jetzt überzeugt wäre, daß an der Profession, die ich erlernt hätte, etwas sey." Den Tod meiner ersten Gattin hatte er mit der größten Bestürzung vernommen: „so ein schönes, so ein vollkommnes, junges Weib, rief er aus, muß ich alter, zu allem schon unnützer Mann überleben!" — In seinem Testament befahl er: daß ich nur sodann mit meinen sechs Geschwistern an seiner Hinterlassenschaft Theil nehmen sollte, wenn die Summe, die ich ihn gekostet hätte, geringer wäre, dann jene, welche jedem seiner übrigen Kinder zu Theil werden

könnte. Nach den Landesgesetzen konnte ich mich dieser letzten Verfügung widersetzen; allein ich wußte, daß mein Vater billig war; ich verehrte dessen Befehl, und setzte meinen Geschwistern bloß das Bedingniß: daß sie das Erbtheil ohne Zwistigkeit theilen möchten. Nicht lange nach diesem Verlust folgte auch jener meiner fürtreflichen Mutter, und erfüllte meine Seele mit dem bittersten Grame.

Im Jahre 1771 fieng die Gesundheit des regierenden Markgrafen, August, des letzten Fürsten von der Baden Badischen Linie, an, zu wanken, und es äußerten sich an ihm Spuren der Wassersucht. Die Leibärzte erhielten, als die Krankheit schon sehr zugenommen hatte, von dem Minister den Befehl, auch mich zu Rath zu ziehen. Obschon solche aber mit mir auf ziemlich freundschaftlichem Fuße standen; so weigerten sie sich dennoch, ich weiß nicht aus welchen politischen Ursachen, diesem Befehle zu gehorchen. Endlich ward auf meine Herberufung strengstens gedrungen. Man mußte gehorchen; aber den kranken Fürsten durfte ich, unter dem Vorwand, daß er sein Uebel für gefährlicher halten, und erschrecken würde, nicht sehen. Man schützte das Nämliche vor, als man auch den von Mainz her-

herbeygerufenen Professor Strack nicht vor den Fürsten lassen wollte, und es war an dem, daß dieser berühmte Arzt, wegen solch' einer Beleidigung, wieder nach Mainz zurückkehren wollte; als endlich die regierende Fürstin den Befehl ertheilte, uns, auch ohne Zuthun der Leibärzte, zu ihrem kranken Gemahle einzuführen. Der Markgraf empfieng uns auf das Beste, und machte mir einigen Vorwurf, daß ich ihn nicht früher in seiner Krankheit besuchet hätte. Wir fanden, daß es mit der Krankheit sehr weit gekommen war, und keine Hoffnung zum Aufkommen mehr übrig blieb. Inzwischen lag viel daran, das Leben des Fürsten, so lange es nur möglich war, zu fristen. Bey allem Leiden, blieb der Kranke doch ziemlich munteren Muthes. Als wir denselben verließen, hörte ich ihn zu einem Vertrauten lachend sagen: „nun will ich doch hören, was diese fünf Blutrichter über mich verhängen werden"! . . . Da die harntreibenden Mittel nicht wirken wollten, die beyden Leibärzte aber wechselseitig die Nachtwache bey ihm hielten, und der Kranke grade in der Nacht mehr Harn gelassen hatte, in welcher Dr. Wolff bey ihm geblieben war; so hat der Markgraf diesen jüngeren Leibarzt: „er

möchte doch seinem alten Kollegen, Dr. Troxelle, von diesem Umstande nichts sagen, weil es ihn verdrießen könnte, daß er bey einem Leibarzte, mehr, dann bey dem anderen, geharret hätte." — Die berühmtesten Aerzte Deutschlands und Frankreichs waren um ihren Rath ersuchet, und nebst Strack, die Doktoren Ehrmann und Böhm von Straßburg, so wie Dr. Cobausen, von Koblenz, und Dr. Glückherr von Baden, herbeygerufen worden. Cobausen, obschon er bereits mehr, dann 80 Jahre zurückgelegt hatte, besaß noch alle Kräfte des Geistes, und eine sehr seltne Erinnerung von allem, was er je gelesen, oder selbst beobachtet hatte. Ehrmann war der erste praktische Arzt von Straßburg. Diese beyden alten Aerzte, so wie Strack aus Mainz, beehrten mich mit ihrer Freundschaft, und unterhielten sich oft Stunden lang über wissenschaftliche Gegenstände. Ich benützte, so viel ich konnte, die Gesellschaft so erfahrner Männer. Wir speisten täglich zusammen, und es stand uns eines Tags bevor, auch zusammen zu sterben, wenn ich nicht in Zeiten das Unglück verhütet hätte. Es ward uns nämlich eine silberne Platte voll der schönsten Forellen aufgetischet. Diese lagen

in einer grasgrünen Brühe, die ein jeder, von Kerbel, oder von einer anderen, frischen Pflanze, so gefärbt worden zu seyn glaubte. Mir ahndete, daß diese Fische des Abends vorher mit Essig abgesotten worden, auf dieser Platte die Nacht hindurch gestanden, und von Grünspan gesättigt seyn dürften. Meine Ahndung ward, bey näherer Untersuchung, vollkommen bestätigt, und für diesesmal mußte die Hochlöbliche Fakultät auf einen guten Bissen Verzicht thun. Da ich mich einstens bey dem kranken Fürsten allein zugegen fand, befahl er mir, ihm mit aller Aufrichtigkeit, und nach meinen Pflichten, zu sagen, ob zu seinem Aufkommen noch Hoffnung vorhanden sey? Ich trug kein Bedenken, ihm, dessen männlichen Karakter ich kannte, zu gestehen, daß nichts mehr zu hoffen, und sein Ende sehr nahe sey. Dankbar drückte er mir die Hand: il le faut une fois, sagte er, und von diesem Augenblick schien er seinem Schicksale gleichgültig entgegen zu sehen. Nach wenigen Wochen, den 21ten Oktober 1771, beschloß der kranke Fürst sein Leben. Ich öffnete, mit Thränen in den Augen, dessen Leiche, und fand eine fast gänzliche Verknöcherung der großen Schlagader, und ihrer Hauptäste, bis zu ihrer Abtheilung in die

Schenkelschlagadern. Hievon gab ich dem berühmten Tissot, dessen Nachfolger ich, fünfzehn Jahre später, auf der Hohenschule zu Pavia noch werden sollte, Nachricht; und schrieb ihm: daß nicht nur der, bloß 54jährige, Bruder dieses Fürsten, sondern auch dessen erst 9jähriger Erbprinz, an gleicher Verknöcherung der großen Gefäße gelitten hätten. Mich wunderte nicht wenig, in der Antwort von Tissot zu finden: daß der Markgraf, wenn er gleich anfänglich richtig behandelt worden wäre, mit jener Verknöcherung noch lange hätte leben können.

Den 23. Dezember 1771 ward meine Gattin von meinem ersten Sohne, Joseph, entbunden.

Den 1. April 1772 ward das ganze Dienstpersonale des entseelten Markgrafen, bis auf vier oder fünf Beamte, im Pensionsstand versetzt. Ich meines Orts erhielt, mit Beybehaltung des Karakters eines Hofmedikus, eine Pension von jährlich 75 Gulden. Nach kurzer Zeit ward ich abermals, und zwar als Vorsteher des Hebammenwesens in einem Theile des zugefallenen Badischen Landes, angestellt. Solch einem Amte konnte ich nicht lange, bey jenem eines praktischen Arztes, vorstehen. Da aber der alte geheime Rath und Leibarzt

Lobausen, bey seiner Zurückreise nach Koblenz dem Fürstbischofe von Speyer, Grafen von Limburg Styrum, welchem er schon lange bekannt war, mich besonders anempfohlen hatte; so ward mir bald darauf die Stelle eines Stadt- und Landphysikus in Bruchsal, mit einer Besoldung von 400 fl. und dem Hofraths-Karakter, angetragen. Ich nahm diesen Ruf an, und verließ mein Vaterland, welchem ich so gerne mein ganzes Leben gewidmet hätte.

In Bruchsal hatte ich das Garnisonsspital, ein in Altenbürg, eine halbe Stunde von der Stadt, befindliches Versorgungshaus für alte, gebrechliche Menschen, das beträchtliche Zuchthaus, die Gefängnisse, und sämmtliche arme Kranke unentgeltlich zu bedienen. Zu dem Landphysikate gehörten übrigens noch 36 Ortschaften. Ich war vergnügt, mich in einer Stelle zu sehen, die mir so viele Gelegenheit zur Ausübung meiner Wissenschaft darboth, und welche vor Langem auch von meinem unvergeßlichen Lehrer, dem Professor Gattenhof, mehrere Jahre hindurch verwaltet worden war. Kaum war ich anderthalb Jahre in Bruchsal; als mir unter der Hand das Kurpfälzische Land-

Digitized by Google

physikat zu Bretten, und die Stelle eines Arztes in dem nahen Bade zu Zeisenhausen, mit 800 fl. Gehalt angetragen wurde. Der Fürst von Speyer ward der, für mich vortheilhaften, Unterhandlung gewahr, schrieb, um diese zu unterbrechen, an den Kurfürsten von Pfalz, und erhöhte meine Besoldung mit 200 fl. jährlich. Nach wenigen Monaten, verließ der Fürstlich Speyersche Geheime Rath und erste Leibarzt, Dr. Brodbeck, ein sehr geschickter Mann, seine Stelle, und diese ward nun von dem Fürstbischofe mir angebothen. Da ich jetzt in dem besten Alter war, um mich durch tägliche Erfahrung am Krankenbette zu vervollkommnen, so gestand ich dem Fürsten, daß ich diese Stelle nicht annehmen könnte, wenn mir nicht gestattet werden wollte, nebst Ihm, auch das hiesige Publikum noch ferner zu bedienen. Auch dieses ward mir zugestanden, und ich erhielt jetzt, nebst einer freyen Wohnung, nebst freyer Kost, 22 Malter Getreides, zwey Fuder Weins, und eine Besoldung von 800 fl. Zugleich ward ich zum Arzte der dasigen Salzsiederey ernannt.

Den 6ten Jäner 1774 ward mein zweyter Sohn, Franz, gebohren. Da mir der Fürstbi-

schof, bey meiner Ernennung zu seinem Leibarzte, überließ, meinen Nachfolger im Stadt- und Landphysikat zu Bruchsal zu bestimmen, so erhielt mein Freund, Dr. Bierenstiel von Rastadt diese Stelle.

Da in dem Fürstenthum Speyer nur eine unterrichtete Hebamme, und zwar blos für Bruchsal, vorhanden war; so lag dem Fürstbischofe am Herzen, das Hebammenwesen im ganzen Lande zu verbessern. Zu solchem Ende entwarf ich einen Plan, und führte ihn, als Lehrer der Entbindungskunst, während mehr dann 9 Jahren auf das glücklichste aus. Vor Errichtung dieser Schule, und in den ersten Jahren, starb unter 85 Schwangeren, Gebährenden und Wöchnerinnen, eine; als aber die mehrsten Hebammen unterrichtet waren, starb von 125 derselben, ebenfalls nur eine.

Ich war noch kein Jahr Leibarzt des Fürsten, als derselbe mir entdeckte, daß er schon mehrere Monate her mit einer Wassersucht der Scheidehaut einer Seite, oder mit einem, unrecht so genannten, Wasserbruche behaftet sey. Da ich zur Heilung dieses Uebels durch innerliche Mittel, keine Hoffnung äußerte, und wegen der äußersten Reiz-

barkeit des ohnedieß kränklichen Fürsten, eine sogenannte Radikalkur nicht vorschlagen wollte, auch deßwegen nur das Abzapfen der Feuchtigkeit, als blosses Palliativmittel, angerathen hatte; so wollte sich der Kranke, auch gegen meine Meinung, dem Schnitte unterwerfen. Ich bat um Berathschlagung berühmter Aerzte. Von diesen, ward jene Operation gebilligt, und auch bald darauf durch den Kurpfälzischen Leibwundarzt Winter vorgenommen. Da die, sonst gesunde, Seite von einigen kleinen Wasserbläschen besetzt war, so befahl der Kranke, so viel ich auch dagegen laut erinnerte, diesen Theil abzusondern, und der Wundarzt mußte gehorchen. Die Heilung war mit schweren Zufällen begleitet. Kaum fieng aber der Kranke an zu genesen, so stellte sich auf der geschlossenen Narbe ein häufiger Ausfluß eines wässerichten Stoffes ein, wobey sich die Kräfte des Fürsten zusehends vermehrten. Nichtsdestoweniger wollte dieser jenen Ausfluß unterdrückt wissen; und da ich mich hiezu darum nicht gebrauchen lassen wollte: weil mir bekannt war, daß der Fürst ehemals sehr viel an Flechten gelitten hatte, und bey deren Verschwinden immer von mancherley Nervenübeln geplagt wurde,

so bediente er sich eines elenden Dorfbarbiers, welcher dem Ausflusse durch trocknende Mittel in wenigen Tagen ein Ende machte. Bald darauf erfolgte eine Leberentzündung, und als ich diese geheilet, der Genesene aber sich mancherley Krankheitsursachen neuerdings ausgesetzt hatte, so verfiel derselbe in eine sehr schreckhafte Sinneszerrüttung. In einem Anfalle von dieser, war er an dem, daß er sich durch ein hohes Fenster herabstürzte: ich hielt ihn mit Gefahr meines Lebens zurück. Nach mancherley Auftritten dieser Art, fand das Domkapitel zu Speyer für nothwendig, eine Deputazion nach Bruchsal zu schicken, und mir eine Erklärung über den Zustand des Fürstbischofs abzufordern. Ich gab diese dahin: daß der Kranke zwar an Sinnesverrückung litte; daß diese aber mehr eine Folge vorausgegangener Krankheiten und Unordnungen in der Lebensart, dann eine ursprüngliche Manie sey, und, wie ich mir schmeicheln dürfte, geheilet werden könnte. Der Erfolg lehrte nach einigen Monaten, daß mein Urtheil über diese Krankheit, die endlich ganz gehoben worden war, auf guten Gründen beruhet hatte. Jetzt ward ich zum Fürstlichen geheimen

Rath ernannt, meine Besoldung aber um 200 fl. erhöhet.

Bald nachher stiftete der Fürstbischof, in Bruchsal ein kleines Spital, und übergab solches der Bedienung von Barmherzigen Brüdern. Sowohl über dieses Spital, als über ein ähnliches zu Deidesheim, auf dem linken Rheinufer, erhielt ich die medizinische Direkzion, und neuerdings eine Zulage von 200 Gulden. Späterhin ward ich zum Mitgliede einer zum Vortheile der frommen Stiftungen niedergesetzten Fürstlichen Kommission ernannt.

Da nun ein wohleingerichtetes Spital zu Bruchsal vorhanden, und demselben, in der Person des B. Joachim Wrabecz, ein fürtreflicher Wundarzt zugegeben worden war; so benützte ich diesen Umstand, und schlug dem Fürsten vor: zum Vortheile der Landchyrurgen, anatomische und chyrurgische Vorlesungen in diesem Krankenhause halten zu lassen. Mein Plan wurde begnehmiget, und Wrabecz übernahm dieses Geschäft mit bestem Erfolge. Ich selbst legte Hand an, übte die Schüler zugleich in der Zergliederungskunst, und legte, mit jenem Lehrer, den Grund zu einem

pathologischen Museum in Bruchsal. Da nun auch physiologische Vorlesungen unsern jungen Wundärzten viele Vortheile versprachen; so gab ich ihnen diese, täglich zu einer bestimmten Stunde, mehr dann 7 Jahre hindurch. Auch führte ich meine Zuhörer zur Sommerzeit beynahe jede Woche ein- oder zweymal zum Botanisiren in die benachbarten Gegenden. Endlich erhielt ich auch von dem Fürstbischofe einen Garten, in welchem ich die offizinellen Pflanzen, und andere mehr, erziehen ließ, und jungen Wundärzten die Grundsätze der Pflanzenlehre drey Jahre hindurch erklärte.

Seit meinem Aufenthalte in Bruchsal, benutzte ich daselbst fleißig eine durch den Kardinal Fürst v. Hutten, von dem berühmten Pistorius in Würzburg erkaufte, nicht unansehnliche, und in dem Seminarium aufgestellte Bibliothek. Obschon nun in dieser, wenige, oder gar keine medizinische Bücher vorhanden waren; so fand ich doch in den vielen klassischen Werken, und in andern, größtentheils die Geschichte, und die Gesetzgebung betreffenden Schriften, besonders aber in einer fürtreflichen Sammlung der Streitschriften verschiede-

nen Inhalts, einen groſsen Schatz für meine medizinische Polizey. Was mir bey dieser Arbeit, und bey einer sehr ausgebreiteten medizinischen Praxis, an Zeit übrig blieb, das brachte ich in Gesellschaft meiner guten Schwester (Maria Magdalena Frank, Gattin des Fürstlich Speyerschen Regierungs-Sekretärs Lippert) und in jener, von zwey unvergeſslichen Freunden, dem jetzigen geheimen Rath Oehl, und dem, mir inzwischen durch den Tod entrissenen Hofkammerrath Niesen (dem Verfasser der Algebra für Sehende und Blinde) und dessen fürtreflichen Gemahlin zu.

Im Jahr 1776 ließ ich, ohne Beysetzung meines Nahmens zu Mannheim bey Schwan folgendes Werkchen drucken:

1. Sendschreiben eines Rheinischen Arztes über einige von dem Kollegium der Aerzte zu Münster aufgestellte Grundsätze.

Bald darauf ließ ich diesem, ein anderes, in lateinischer Sprache geschriebenes, folgen, nämlich:

2. *Joannis Petri Frank*, M. D. Consiliarii Aulici ac Archiatri Spirensis, Epistola invita-

toria ad Eruditos, de communicandis, quae ad *Politiam medicam* spectant, Principum ae Legislatorum Decretis. Mannhemii apud Schwan. 1776. 8vo.

Nach Erscheinung dieser Schrift, las ich in einem gelehrten Journal das darüber gefällte Urtheil. Der Rezensent lobte den Plan, nach welchem ich meine medizinische Polizey angekündiget hatte; aber er zweifelte, ob ein Mann einem solchen gewachsen wäre, besonders da derselbe in Bruchsal lebte, und sich keiner öffentlichen Bibliothek, wie die zu Göttingen ist, bedienen könnte. Auch dieser Einwurf sollte mit der Zeit gehoben werden. Im Ganzen erhielt ich von auswärtigen Aerzten nur wenige Beyträge. Hofrath Gruner aus Jena, und Professor Platz aus Leipzig, haben mir wichtige Schriften mitgetheilet.

Die unter dem Hornviehe, und bald nachher auch unter den Pferden herrschenden Seuchen gaben mir Anlaß, manche pathologische Zergliederung dieser Thiere vorzunehmen. Das herrschende Vorurtheil machte, daß, als ich, um eine Schimmelstute,

die unter dem Gebähren ihr Leben verlohren hatte, und jetzt in einem nahen Walde von dem Abdecker verscharret werden sollte, zweckmäßig zu öfnen, das stärkere Messer von diesem verlangte, derselbe mich wohlmeinend bath: „hiedurch doch ja meiner Ehre nicht zu schaden!" Eben solch' ein Vorurtheil hätte beynahe die einzige wohl unterrichtete Hebamme in Bruchsal zu Grund gerichtet. Aus Mitleid für eine arme Familie, hatte sich nämlich jene dazu verstanden, das einzige Vermögen von dieser, eine Kuhe, die ihr Kalb nicht gebähren konnte, nächtlicher Weile zu retten. Kaum erfuhr man diese Geschichte in der Stadt, als beynahe kein Weib mehr dieser Hebamme sich bedienen wollte. Ich bewog den Fürsten, daß er ihr für ihre gute Handlung eine Belohnung ertheilen ließ.

Im Jahr 1779 gab ich den ersten Band von folgendem Werke heraus:

3. Johann Peter Frank's, M. D. Hochfürstlich Speyerschen Geheimen Rath und Leibarztes, System einer vollständigen medizinischen Polizey. I. Band. Mannheim bey Schwan. 1779. 8vo.

Da dieses Werk auf mein Schicksal keinen geringen Einfluß gehabt hat; so glaube ich, einige Umstände, die sich auf dasselbe beziehen, nicht vorenthalten zu müssen. Als ich das Manuscript zu diesem ersten Bande fertig hatte, bat ich den Fürstbischof von Speyer, der überhaupt auf gelehrte Arbeiten keinen hohen Werth setzte, mir einen Zensor für dasselbe anzuweisen. Hiezu ward der Geistliche Geheime Rath Schmidt, Bischöflich-Speyerscher Generalvikarius (jetziger Weihbischof) ein sehr gelehrter, fürtreflicher Mann, welcher ehemals, noch als Jesuit, viele Jahre hindurch in Heidelberg, als Lehrer des kanonischen Rechtes, gestanden hatte, erkohren. Dieser, als er mein Manuscript bedachtsam durchgelesen hatte, gab mir das schriftliche Zeugniß; „daß dasselbe nichts enthielte, was den guten Sitten, der Religion, oder der Staatsverfassung zuwider wäre." Zugleich aber sagte mir dieser weltkundige Mann manche Folgen dieser meiner Arbeit vor, ohne daß diese mich abzuschrecken im Stand gewesen wären. Nun übergab ich mein Manuscript der Presse. Kaum war der letzte Bogen davon abgedruckt; als ein Frankfurter gelehrtes Journal dasselbe auf eine solche Art an-

Digitized by Google

kündigte, daß ich wohl sah, daß der Rezensent nur die Seiten-Noten meines Werkes gelesen hatte. Sogleich entstand Lärmen. Der Verleger schrieb mir: daß das Werk, allem Ansehen nach, bey seiner ersten Erscheinung verboten werden würde, und daß man an gewißen Orten von Amtswegen dasselbe auf das genaueste zergliederte. Ich wußte mich keines Vergehens schuldig, war durch die Zensur gedeckt, und erwartete den Ausgang der Sache ganz ruhig. Es vergieng ein Jahr, ehe ich gewahr wurde, daß dieses Buch auf jemand einen anderen, dann seinem Verfasser günstigen, Eindruck gemacht habe. Dann aber wurden mir von dem Fürstbischofe Vorwürfe gemacht, die mich denselben um meine Entlassung aus den Speyerschen Diensten zu bitten verleiteten. Diese ward mir nicht zu Theile. Ich erfuhr, daß die mir gemachten Vorwürfe, aus einer fremden Quelle geflossen wären. Der Bischof, dem ich dreymal das Leben gerettet hatte, versicherte mich seiner Zufriedenheit, und ich blieb, mit dem Vorbehalte, mein Werk fortsetzen zu können, bey meiner Stelle.

Als die erste Auflage desselben, schon im ersten Jahre seiner Erscheinung, vergriffen war, ohne

Digitized by Google

daß ich inzwischen etwas Merkliches abzuändern oder hinzuzusetzen gefunden hätte; so ward dieser Band, nur mit einer zweyten Vorrede versehen, wieder blos abgedruckt.

Inzwischen lieferte ich zu Dr. Joh. Christian Ferd. Scherf's Archiv der medizinischen Polizey und der gemeinnützigen Arzneykunde einen kleinen Aufsatz:

4. Etwas über die Zwistigkeiten der Aerzte und ihre Ursachen; welcher Aufsatz in dem ersten Bande jenes nützlichen Werkes, S. 133 eingerückt worden ist. In eben diesem Bande, S. 151 steht auch:

5. Das Hochfürstlich Speyersche Mandat zur Verhütung der Hundswuth. Bruchsal 1779; dessen medizinischer Theil mich zum Verfasser hat.

Auch befindet sich von mir in Reinhard's medizinischem Wochenblatte für Aerzte, Wundärzte, und Apotheker, I. Jahrgang von 1780, S. 221 eine kurze Beschreibung einer thierischen Mißgeburt.

Im Jahr 1780 erschien von mir:

Digitized by Google

6. System der medizinischen Polizey, II. Band. Mannheim bey Schwan. 1780. 8vo.

Die Wittwe des regierenden Markgrafen von Baden Baden, gebohrne Herzogin von Aremberg, hatte ihren Wohnsitz zu Baden. Bey einem Besuche, welchen sie dem Fürstbischof von Speyer, verschiedener Geschäfte wegen, abgestattet hatte, ersuchte sie denselben, zu erlauben, daß ich, als Arzt auch sie zu bedienen übernähme, und jährlich einige Male, in wichtigen Krankheiten aber so oft ich es nöthig zu seyn glaubte, und des Fürsten eigene Gesundheit es erlauben würde, besuchte. Da die Entfernung von Baden nicht mehr dann 6 Meilen betrug, und der Bischof (welcher ohnehin noch einen Leibarzt, Dr. Rouß, hatte) diese Fürstin verbinden wollte; so gestattete er nicht nur, daß ich die Stelle eines Leibarztes bey dieser übernähme; sondern befahl mir sogar in derselben Gegenwart, auf jeden ihrer Winke bereit zu seyn. Kaum war die Fürstin abgereist, als mir der Bischof, dieser eingegangenen Verbindlichkeit wegen, bittere Vorwürfe machte. Ich versicherte denselben, daß ich jene, blos auf sein eigenes

Geheiß eingegangen, auch bereit wäre, mich wieder, auf seinen Befehl davon loszumachen; daß ich übrigens ihn, im Falle, daß er selbst erkranken sollte, nie für irgend Jemand verlassen würde. Der Bischof verbot mir, der Markgräfin von diesem Auftritte Nachricht zu geben. Nach einem halben Jahre schrieb mir die Fürstin, und verlangte meinen Besuch. Der Bischof befand sich wohl, und ich frug ihn, ob ich diesen vornehmen, oder abschlagen sollte? Er hieß mich ihn vollziehen. Ich versprach, in 3 Tagen wieder bey ihm zu seyn. Da ich eben abzufahren im Begriffe war, schickte der Fürst seinen Vertrauten, und ließ mir durch diesen bedeuten, daß ich zwar die Markgräfin für dieses Mal, aber nicht ferner, besuchen möchte, wogegen er mir eine jährliche Zulage von 300 fl. verspräche. Ich antwortete: daß ich den Schein, als ob ich diese vornehme Frau (die, nebst dem, daß sie ehemals meine Landesfürstin gewesen seye, mich, als ich noch ihr Hofarzt war, immer sehr gnädig behandelt hätte) gegen diese Summe gleichsam verkaufte, nicht annehmen könnte; doch sey ich bereit, ohne diese Zulage, der Fürstin verständlich zu machen, daß der Bischof meiner auf jeden Augenblick

bedürfe, und ich mich folglich von demselben nicht mehr entfernen könne. Man untersagte mir nochmals, von dieser Veränderung in den Gesinnungen des Bischofs Kenntniß zu geben.

Nach meiner Zurückkunft forderte der Fürstbischof auf das ernsthafteste von mir eine schriftliche Erklärung: „ob ich ihn allein lebenslänglich als Leibarzt bedienen, und dagegen die angetragene Anlage annehmen wollte?" Ich gab die Antwort: daß ich mich, auch ohne diese, hiezu verbinden würde, wenn auch der Bischof mich seiner Seits der Beständigkeit der von ihm seit mehrern Jahren mir zugesagten Bedingnisse, — besonders aber (da ich denselben bisher, aus vielen Auftritten als einen sehr hastigen Mann kennen gelernt hatte) einer, meinen bisher geleisteten, und noch ferner zu leistenden Diensten angemessenen Behandlung, ebenfalls schriftlich, versichern wollte. Nachdem ich der Markgräfin meine Lage zu erkennen gegeben, und ihre Einwilligung, ohne die ich nie etwas gethan haben würde, erhalten hatte, wurden diese schriftlichen Verbindlichkeiten gewechselt.

Digitized by Google

Es war kaum ein halbes Jahr vorüber, als mich der Fürst, bey allem auf mich gesetzten Zutrauen, fühlen ließ, daß ich gebunden sey. Die Vorwürfe wegen dem ersten Bande meiner medizinischen Polizey, fiengen wieder an, und wurden mir unausstehlich. Ich erklärte: daß ich die mir zugesagten Bedingnisse für gebrochen ansähe, und mich folglich auch von den meinigen lossagen würde. Da der Fürstbischof indessen die Sache immer wieder beyzulegen suchte, so verschob ich die Erfüllung dieses meines Entschlusses noch einige Jahre hindurch.

Um diese Zeit übernahm ich die wissenschaftliche Erziehung Louis Frank's, eines Sohnes von meinem, in Bitsch wohnenden, Bruder, Martin. Jener, bereits 13jährige Jüngling, war bisher für den gelehrten Stand nicht erzogen, und ich war blos gebeten worden, denselben auf eine mir mögliche Weise zu versorgen. Da ich nicht einsah, wie solches geschehen möchte, hingegen bemerkte, daß es nicht an guter Anlage fehlte; so nahm ich mir vor, alles nachzuholen, was zur Erziehung eines brauchbaren Wundarztes erforderlich wäre. So lange ich noch in Bruchsal blieb, besuchte

Louis meine sämmtliche Vorlesungen. Ich führte denselben, so frühe ich nur konnte, an das Krankenbett, und überzeugte mich bald, daß man die Erziehung junger Aerzte, dadurch, daß man sie so spät zu dieser fruchtbaren Quelle des Wissens führet, und mehrere Jahre hindurch blos mit mehr oder weniger glücklichen Kopien der Natur beschäftiget, unendlich erschwere. In wenigen Jahren hatte der junge Mann alles das selbst gesehen, wovon ich ihm, der alten Ordnung zufolge, ehe dieses geschehen war, richtige Begriffe hätte beybringen sollen. Dessen, meine Erwartung übertreffende Fortschritte, bewogen mich nun, meinen Plan mit demselben zu erweitern; und da ich späterhin auf den Hohenschulen zu Göttingen und zu Pavia angestellt ward; so benützte ich eine so glückliche Gelegenheit, und hatte das Vergnügen, in ohngefähr 8 bis 9 Jahren, Louis zu einem geschickten Arzt und Wundarzt zu erziehen. Nun verschafte ich demselben dadurch, daß ich ihn in dem großen Spitale zu Mayland als Secundararzt anstellte, und der Obsorge geschickter Aerzte und Wundärzte anempfahl, die Gelegenheit, seine praktische Kenntnisse täglich zu erweitern, und als derselbe zu glei-

cher Zeit als Leibarzt des in Mayland wohnhaften Fürsten von Khevenhüller angestellt worden war; so hatte er sich um nichts, als blos um seine Vervollkommung zu bekümmern. Während seinem Aufenthalte in Mayland, schrieb Louis, in Gesellschaft von einigen geschickten Aerzten und Wundärzten, das nuovo giornale della piu recente letteratura medico - chirurgica d' Europa, mit Beyfalle. Meine Abrufung von Pavia ließ nun meinen Neffen allein in einem Lande, welches er bald, vor dem Eintritt der französischen Armee, mit seinem Fürsten verlaßen sollte. Mit diesem hielt er sich gegen 2 Jahre in Florenz auf, und schrieb daselbst die Bibliotheca Browniana. Nach dieser Zeit wünschte er, in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien als Primararzt angestellt zu werden; allein, nach meinen Grundsätzen rieth ich ihm, dieser Absicht zu entsagen. Bald darauf entschloß sich Louis, entfernte, besonders heiße Gegenden zu besuchen, und die Krankheiten derselben zu beobachten. Ohne meine Gesinnungen über diesen seltsamen Entschluß abzuwarten, schifte er sich nach Egypten ein. Kaum war er 8 Monate in diesem Lande, und bereits bis nach Oberegypten gekommen; als dasselbe von den

französischen Truppen besetzt ward. Vermuthlich weil er jetzt von den Eingebohrnen Gefahr lief, kehrte er nach Cairo zurück, und ward darauf bey der französischen Armee als Arzt angestellt. Bey dieser blieb er, wie ich vernommen habe, bis kurz vor der Uebergabe von Alexandrien, und vermuthlich wird er jetzt mit seinen Landsleuten, als Gefangener nach Frankreich zurückgekommen seyn.

Inzwischen ward ich von der Kurmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, zum Mitgliede ernannt, und ihm Jahr 1785 übergab ich derselben, als einen Beytrag zu ihren gemeinnützigen Arbeiten, Folgendes:

7. Observationes medico-chyrurgicae. Observ. I. de singulari abscessu hepatico. Observ. II. de sectione symphysis ossium pubis in Episcopatu Spirensi peracta. Observ. III. de paracenthesi in ascitica muliere gravida suscepta.

Im nämlichen Jahre erschien von mir:

8. System einer vollständigen medizinischen Polizey. III. Band. Mannheim bey Schwan. 1783.

Bisher war meine Gattin von noch mehrern Kindern entbunden worden. Da aber einige derse-

ben tod zur Welt kamen; die anderen in den ersten Jahren nach der Geburt ihr Leben verloren; so übergehe ich deren nähere Anzeige. In diesen, und in einigen vorhergehenden Jahren hatte ich manchen häuslichen Kummer. Die Erziehung meiner Kinder lag mir allein ob, und da ich den Hof öfters auf das Land begleiten mußte; so ward mir diese, mir so heilige Pflicht, oft sehr erschwert. Eines Tages frug mich ein vornehmer Mann: warum ich nicht meine zwey Söhne in die, damals berühmte, Erziehungsakademie zu Stuttgard zu bringen dächte? ich antwortete ihm: daß ich erstens die Erfüllung meiner Pflichten nicht andern überlassen möchte; zweytens aber, daß mir die Erziehung von Knaben um so schwerer zu seyn schiene, je mehrere derselben beysammen wohnten. Auf die, mir unerwartete, Frage, warum? antwortete ich: daß große Erziehungshäuser gar leicht an einem endemischen Uebel litten, das mit der größten Vorsicht kaum zu verhindern wäre; daß mir von dem Erziehungshause von Stuttgard, nichts, was nicht zu dessen Ruhme gereichte, bekannt wäre; daß ich aber aus einer, vielleicht übertriebenen Furcht, meine Kinder, so viel ich es könn-

Digitized by Google

te, lieber unter meinen Augen selbst erziehen wollte. Der Herr, mit welchem ich so offenherzig gesprochen hatte, war sehr betroffen. Dessen Schwester, die Oberstallmeisterin v. W. zu M. hatte ihren einzigen Sohn in dem erwähnten Erziehungshause. Er schrieb sogleich an diese, und gab ihr, ich weiß nicht wie, von der mit mir geflogenen Unterredung eine Nachricht, welche jene zärtliche Mutter auf das Aeußerste beunruhigte. Sie schrieb alsogleich an einen ihrer Freunde, den Freyherrn v. T. zu Bruchsal: bath ihn, mich zu bewegen, ohne Zeitverlust nach Stuttgard zu gehen; ihren Sohn, als Arzt zu beobachten, und wenn ich es nöthig glaubte, denselben nach Hause zu schicken. Der Freund schickte, weil er selbst zwey Söhne in jenem Erziehungshause hatte, das von dieser Dame erhaltene Schreiben an den Vorsteher von solchem. Dieser glaubte dasselbe dem regierenden Herzoge von Würtemberg, als dem Stifter dieser Akademie, überreichen zu müssen. Der Herzog, welcher in dieser Eigenschaft, so unendlich viel Gutes gethan hatte, fand sich durch den bloßen Argwohn, welcher jenem Schreiben zum Grund zu liegen schien, auf das Aeußerste beleidigt. Ich ward bald von

diesem mich kränkenden Auftritte unterrichtet, und glaubte dem wohlthätigen Fürsten eine schriftliche Erklärung schuldig zu seyn, worin ich ihm den wahren Hergang der Sache, meine Unschuld, und meine Verehrung für sein Institut, mit einem mir selbst schuldigen Anstand eröffnete. Der Herzog war mit dieser freymüthigen Erklärung sehr zufrieden; und ließ mich dessen alsogleich versichern. Im Monat July 1783 machte der Fürstbischof von Speyer dem Herzoge einen freundschaftlichen Besuch. Ich erhielt den Befehl, jenen als Leibarzt zu begleiten. Als ich dem Herzoge vorgestellt ward, sagte dieser sehr wohlwollend: daß er meine Schriften gelesen habe, und ihren Verfasser zu schätzen wisse. Dieß war nun freylich für einen Gelehrten ein ganz alltägliches Kompliment. Der Bischof, welcher von der medizinischen Polizey nicht eben so dachte, antwortete: daß er mehr auf Kompendien, dann auf ausgearbeitete Systeme halte. . . . Der Herzog erwiederte, wie mich dünkt, sehr angemessen: „Daß es etwas leichtes wäre, aus einem solchen, Kompendien zu erschaffen." — Nun führte der Herzog seinen Gast, weil dieser ein Liebhaber

von Pferden war, zuerst in seiner Marrstall, sodann aber in das Erziehungshaus.

Die Anzahl der Zöglinge war hier sehr beträchtlich; die Ordnung des Hauses schien mir selbst unverbesserlich, und jene hatten größtentheils ein Aussehen, aus welchem ich auf ihre moralische Erziehung sehr vortheilhafte Schlüsse zog, als mich der Herzog auf die Seite nahm, und in mich drang, ihm aufrichtig zu gestehen, ob mir wohl über den bewußten Gegenstand noch der geringste Zweifel übrig bliebe? Ich wünschte dem Herzoge, wegen der sprechenden Gesundheit seiner Zöglinge Glück; gestand ihm aber, daß ich, wenigstens wegen der Zukunft, noch nicht ganz beruhigt wäre. Der gute Fürst erwähnte aller der Vorsichtigkeitsregeln, die er, zur Abwendung alles Uebels, gebraucht hätte; und führte mich selbst zu den Abtritten des Hauses. Die Thüren und die Seiten derselben waren von Glas. Kein Knabe konnte sich dahin begeben, ohne daß er von einem seiner Aufseher bewacht wurde. — Sind Sie nun zufrieden? frug der Herzog. . . . Ich schien ihm einen Gedanken zu unterdrücken, welchen er zu kennen verlangte. —

Ich antwortete, es sey mir so eben ein Spruch von Juvenalis eingefallen, nämlich

Pone seram!.. pone custodes!.. sed quis custodiet ipsos Custodes? Dieß, sagte der Herzog, heißt doch wohl die Sache zu weit treiben! — (?)

Auf den Abend frug mich der Fürstbischof: ob ich nicht gesinnt wäre, nach dem von dem Herzoge geäußerten Winke, eine der Vorlesungen zu besuchen, die den Zöglingen gehalten würden, und welche ich zu diesem Ende zu wählen dächte? Ich versprach, in eine der Vorlesungen über die gerichtliche Arzneywissenschaft, und medizinische Polizey, zu gehen. Dem Herzoge ward mein Entschluß gemeldet. Als ich des andern Tages Wort hielt; trat, bey meinem Eingang in den Lehrsaal, der geschickte Professor von seiner Kanzel herab, und ersuchte mich dringend, seine Vorlesungen fortzusetzen. Es käme ihm, sagte er mir sehr verbindlich, nicht zu, in Gegenwart des Stifters einer Wissenschaft, diese lehren zu wollen. Ich verbath mir so viel Ehre; allein Lehrer und Zöglinge drangen so sehr in mich, daß ich einsehen mußte, es sey der Wille des Herzogs,

daß ich dieser Einladung gehorchte. Ich frug also, worüber heute gesprochen worden wäre? Vom Kindermorde, war die Antwort, indem der Lehrer mir die Stelle seines Vorlesebuches, bey welcher er stehn geblieben war, anzeigte. Endlich setzte ich mich zwischen die Schüler, und sprach eine Viertelstunde über den vorgelegten Gegenstand. Man hielt mir meine Bereitwilligkeit zu gut.

Des anderen Tages zeigte der Herzog seinem Gaste die von ihm ansehnlich bereicherte fürstliche Büchersammlung, und fand auch hier wieder Gelegenheit, mir einen Beweis des Schutzes, welchen er den Wissenschaften gewährte, zu geben. Selbst stieg er in die Höhe, langte die medizinische Polizey aus ihrem Fache herab, und zeigte dieselbe dem Fürstbischofe vor, indem er ihm nochmals den Beyfall, welchen er diesem Werke schenkte, öffentlich wiederholte. Nach diesem empfieng der Herzog den Fürstbischof zu Hohenheim. Ich darf die prächtigen Anstalten in dieser Gegend nicht erst beschreiben. Da ich einem ansehnlichen Platze, auf welchem sämmtliche in dem Herzogthum Würtemberg wild wachsende Pflanzen und Gesträuche beysammen erzogen wurden, meine Aufmerk-

sunkeit schenkte, zeigte der Herzog auf seine Jäger, welche, auf dessen Befehl, in der Botanik eines guten Unterrichtes genossen, auch alle hier versammelte Pflanzen des Landes zusammengetragen hatten, und ersuchte mich, den ersten besten dieser Leute zu prüfen. Ich ergriff die nächste wilde Pflanze, die vor meinen Füssen blühte, und der vom Herzoge herbeygerufene Jäger zergliederte dieselbe auf der Stelle, indem er derselben Karakter, nach dem Linneischen System, mit grosser Fertigkeit bestimmte. Jetzt folgte ich dem Herzoge auf eine künstliche Wiese, und indem er auf eine zierliche Büste hinzeigte, sagte der Fürst: „Hier habe ich meinem unvergeßlichen Freunde, Albert Haller, ein kleines Denkmal gestiftet.“ Die Aufschrift war diesem, den Musen so günstigen, Ausrufe ähnlich.

Nach meiner Zurückkunft nach Bruchsal, wuchsen meine Verdrießlichkeiten mit jedem Tage, so daß ich mich entschloß, bey erster Gelegenheit denselben ein Ende zu machen. Auf diese durft' ich nicht lange warten. Bald erhielt ich einen Wink, die Stelle eines Professors der Physiologie und der medizinischen Polizey auf der

Hohenschule zu Mainz anzunehmen. Kaum waren drey Wochen verflossen, so ward ich eingeladen, die, in Italien, zu Pavia, von dem berühmten Tissot niedergelegte, Stelle eines Professors der praktischen Arzneyschule, mit einem Gehalt von 3000 fl. und mit einer freyen, wohl eingerichteten Wohnung, anzunehmen. Der verewigte Stoll hatte mich, obschon ich ihm weder persönlich, noch durch Briefwechsel bekannt war, dem Fürsten v. Kaunitz vorgeschlagen. Dieser erwartete die Zurückkunft Sr. M. des Kaisers Joseph des Zweyten aus Italien, um die Höchste Bestätigung einzuholen. Da sich die endliche Bestimmung dieses Geschäftes, eben durch die Entfernung des Monarchen sehr verzögerte; der Fürstbischof aber inzwischen von Wien aus etwas von dieser Sache vernommen hatte; so ahndete ich, er dürfte mich unter der Hand abermals in meinen Absichten durchkreuzen; und da ich jetzt zu der, durch den Austritt des verdienstvollen Baldinger's erledigten Professur der medizinischen Praxis auf der berühmten Hohenschule zu Göttingen, einen Ruf erhielt; so schrieb ich nach Wien: daß, wenn es nicht möglich wäre, in 14 Tagen von meiner Er-

nennung zum Professor in Pavia Sicherheit zu erhalten, ich den erstempfangenen Ruf nach Göttingen annehmen müßte. Die Zeit war bereits verflossen, als ich mich, wegen letzterem Rufe, bestimmt erklären mußte. Die Ehre, welche man mir, als einem Katholiken, durch diesen Ruf auf eine protestantische Universität, erwies, der große Name dieser hohen Schule, das Vergnügen, in Deutschland verbleiben zu können, die fürtreffliche Bücherſammlung, die ich dort für mein angefangenes Werk benützen konnte, alles lud mich ein, die angebotene Stelle anzunehmen. Des Königs von Großbrittanien Majestät ernannten mich zu ihrem Hofrathe, und zu einem ordentlichen Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Die mir, als Professor der medizinischen Praxis, angebotene Besoldung, bestand nur in 800 Thalern Kassegeldes, nebst 40 Thlr. sogenannten Lizentgeldes; und da, der Vorschrift nach, nur drey Professoren daselbst bey jeder Fakultät, die Einkünfte derselben unter sich theilen; so ward mir die erste, in der medizinischen Fakultät sich eröfnende, Stelle noch zugesagt.

Sobald ich diese Sache in Ordnung gebracht hatte, legte ich meine Dienste bey dem Fürstbischofe zu Speyer nieder. Dieser nahm meine Dimission nicht sogleich an; sondern ließ mir schriftlich bedeuten: daß er für nöthig befunden habe, wegen meinem Betragen gegen ihn, selbst an den König von England zu schreiben, und daß ich die Antwort von London abzuwarten hätte. Ich versprach dieses, gieng aber auf der Stelle, mit Zurücklassung meiner Familie in Bruchsal, nach Göttingen, um mich dort über die Ansprüche des Fürstbischofs näher zu erklären. In 8 Tagen kam ich wieder zurück. Hier fand ich zu spät ein sehr ehrenvolles Schreiben von dem Fürsten Kaunitz, und das Diplom eines Professors zu Pavia, in welchem ich aller, von Tissot ehemals daselbst genossenen Vortheile versichert ward. Da ich aber nun einmal in Göttingen angestellt war; so mußte ich dieses Diplom dankbar wieder zurückstellen. So viel ich nachher erfahren habe, hatte sich der Bischof bey dem Könige, darüber, daß man ihm seine Leute débauchire, beschwert. Der König schickte das Schreiben des Bischofs an seine Regierung zu Hannover. Da der Bischof

lange keine Antwort erhielt; so widersetzte er sich ferner nicht mehr meiner Abreise; ich veranstaltete diese alsogleich, und kam den 6ten May 1784 mit meiner Familie in Göttingen an. Bereits den 25ten dieses Monats trat ich die mir angewiesene Professur mit einer öffentlichen Rede an, welche nachher in dem 3ten Bande meines delectus opusculorum medicorum abgedruckt worden ist, und zwar unter der Aufschrift:

9. Oratio inauguralis, de instituendo ad praxim medico, Professionis medicæ adeundæ causa die XXV. Maji 1784 Göttingæ habita.

Zu gleicher Zeit gab ich von meiner neuen Anstellung durch folgende Schrift Nachricht:

10. *Joannis Petri Frank*, Phil. et Med. Doct. Magnæ Brittaniæ Regis Consiliarii Aulici et medicinæ practicæ in Academia Göttingensi Professoris P. & O. &c. Prolusio de larvis morborum biliosis. Göttingæ 1784.

Als mir aber bald nachher auch die Verwaltung der Klinischen Anstalt zu Göttingen übertragen ward; so legte ich dem gelehrten Publikum meinen Plan in einer eigenen Schrift vor:

Digitized by Google

11. Johann Peter Frank's, der Arzneywissenschaft und Weltweisheit Doktors, Sr. Königl. Majestät von Großbrittanien Hofrathes, der praktischen Arzneywissenschaft ordentlichen, öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Göttingen, Mitgliedes der Königl. Göttingischen, und der Kurmainzischen Akademien der Wissenschaften, Ankündigung des klinischen Instituts zu Göttingen, wie solches bey seiner Wiederherstellung, zum Vortheile armer Kranken, und zur Bildung praktischer Aerzte eingerichtet werden solle.

Der Ausdruck, Wiederherstellung, ward von Einigen sogleich übel aufgenommen. Mein Fehler war unabsichtlich: Seit Professor Baldinger's Austritt, war die Klinik von einem jungen Arzte fortgesetzet worden, ohne daß mir dieses bekannt gewesen wäre. Freylich hätte ich mich besser unterrichten lassen sollen.

Bald darauf überreichte ich der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften einige meiner Beobachtungen, welche dem VIIten Bande der Göttingischen Kommentarien einverleibt worden sind, und folgende Aufschrift führen:

12. Observario I. de hydrope cum vasorum ossificatione conjuncto. Obs. II. de haemorrhagia perforationem calvariae inhibente. Obs. III. de partu difficili ob hydropem intestinorum. 4to.

Kaum hatte ich diese Arbeiten zurückgelegt; so schrieb ich unter fremdem Namen folgende Inaugural-Dissertation:

13. *Joh. Lukianovit: Danielevsky* Dissert. inaug. de Magistratu, medico felicissimo. Göttingae 1784. 4to.

Auch verfertigte ich mehrere Rezensionen praktischer Werke in den Göttingischen gelehrten Anzeigen von dem Jahre 1784.

Nebst meinen Vorlesungen über die spezielle Therapie, las ich noch über Physiologie und Pathologie, nach Gregory; über die allgemeine Therapie, nach eben demselben; und über die medizinische Polizey nebst der gerichtlichen Arzneywissenschaft, nach eigenen Heften. Dabey besorgte ich die klinische Anstalt zwey Male des Tages, nicht in einem Spitale, sondern in den zerstreuten Hütten der Armen. So viel hätte ich allerdings

gleich bey meiner Ankunft in Göttingen, nicht auf mich nehmen sollen. Gegen 20 Jahre hatte ich zwar bereits das Krankenbette besucht, meine wichtigsten Beobachtungen alle aufgezeichnet, selbst nachgedacht, und eben so lange war ich mit meiner Wissenschaft vorgerücket: so daß ich, bey fleißigem Durchlesen der Alten, nicht leicht eine, nur etwas wichtige, Schrift der Neueren außer Augen gelassen, und daß ich alles, was mir es zu verdienen schien, sorgfältig aufgezeichnet hatte. Allein ich hätte, ehe ich so viele Vorlesungen hielt, zuerst den Faden zu denselben spinnen sollen. Bald litt daher meine Gesundheit, theils von so überhäuften Geschäften, theils von dem gähen Wechsel meiner bisherigen, in einem gemäßigtern Himmelsstriche geführten, Lebensart. Ich verlor alle meine Verdauungskraft, und litt täglich 3 bis 4 Male ein heftiges, sehr ermattendes Erbrechen. Hätte ich die Sache etwas weniger hastig angefangen; so wäre dieß alles nicht geschehen. Ich bin gewiß von Seiten des Gouvernements zu Hannover auf das edelste, und von sämmtlichen Professoren auf das freundschaftlichste behandelt worden. Wegen Verschiedenheit meiner Religion von der herrschenden, hatte ich so wenig

zu ahnden, daß, als meine Gattin ihrer Niederkunft nahe war; der rechtschaffene protestantische Pastor, in dessen Pfarrbezirke ich wohnte, aus eigenem Triebe sich anerboth, mir die Erlaubniß, einen katholischen Pfarrer zur Taufe meines Kindes herbeyrufen zu dürfen, zu Hannover auszuwirken. Ich dankte für ein so nachahmungswürdiges Verfahren, und da mir meine Religion solches gestattete; so ließ ich meine, am 30ten May 1784 gebohrne Tochter, Elisabetha, von eben diesem protestantischen Pfarrherren taufen.

Da sich inzwischen meine Gesundheit immer mehr zerrüttete; da ich die Möglichkeit, meine Schüler in ein mit Kranken wohlversehenes Spital zu führen, und dort in einer wohlbestellten Klinik vortheilhafter zu unterrichten nicht einsah; so nahm ich, nachdem ich den zweyten halbjährigen Lehrkurs zu Göttingen geschlossen hatte, die, noch immer erledigte, Stelle eines Professors der praktischen Arzneyschule und Klinik zu Pavia, unter den nämlichen Bedingnissen, welche der verdienstvolle Tissot daselbst genossen hatte, an;

Am 25ten März 1785 verließ ich also die Hohesschule zu Göttingen, um mich, über Wien, nach Italien zu begeben. In der Kaiserlichen Hauptstadt, hatte ich das Glück, nachdem ich, auf Höchsten Befehl, das hier erst vor einem Jahre neu errichtete allgemeine Krankenhaus zwey Male besucht, und alles daselbst sehr genau beobachtet hatte, des Kaisers, Josephs des II. Majestät vorgestellet zu werden. Dieser weise und wohlthätige Monarch frug mich: wie ich mit der Krankenanstalt, die ich so eben gesehen hätte, zufrieden sey? Fürtrefflich! sagte ich, und ich habe mich in derselben mit dem Begriffe eines so grossen Krankenhauses einigermassen versöhnt. — Was hätten Sie bey solch' einer Anstalt wohl auszusetzen? . . . Weil ein so großes Uhrwerk, erwiederte ich, nur selten recht zu gehen pflegt. — Und es geht! sagte der, seiner unendlichen Sorgfalt für diese seine Stiftung sich bewußte Regent. — Freylich, sagte ich voll Vertrauens auf die Wahrheitsliebe dieses großen Fürsten, so lange nämlich ein so mächtiges Gewicht dasselbe in Gang setzt! — Meine Freyheit ward mir nicht in Ungnaden aufgenommen.

Digitized by Google

Nach einem Monat, den 9ten May, verließ ich die Hauptstadt. Bey dem so langen Winter dieses Jahrs, sah ich auf meiner Reise nach Pavia, kaum noch eine Spur des anrückenden Frühlings. Kaum war ich zu Bolzano (Botzen) angekommen; so sah ich dort schon die Reben blühen, und das Landvolk mit der Heuerndte beschäftigt. Bey größter Sommerhitze traf ich endlich den 18ten May glücklich zu Pavia ein, als das Schuljahr, welches daselbst mit dem letzten Juny geschlossen wird, seinem Ende schon nahe war. Da es nicht mehr der Mühe lohnte, meine Vorlesungen jetzt erst anzufangen; so übernahm ich nur einstweilen das Klinikum. Der Zufluß von Aerzten und Neugierigen war äußerst beträchtlich; doch fand ich, weil, seit der Abreise Tissot's, beynahe die Hälfte der Schüler, besonders aber alle fremde Zuhörer sich verloren hatten, nur ohngefähr 44 Zöglinge der praktischen Arzneyschule.

Den 12ten Juny, kamen des Kaisers Majestät mit des damaligen Großherzogs Leopold von Toskana Königl. Hoheit, unversehens nach Pavia. Nachdem der Monarch auch die Universität in Augenschein genommen hatte, und da-

selbst von allen Professoren empfangen worden war, verfügten Sich Höchstdieselben in das Krankenhaus, und befahlen mir zu folgen. In einem Saale für kranke Weiber ward der Kaiser einer kleinen Seitenthür gewahr, und frug mich nach derselben Bestimmung. Ich sagte es wären zwey kleine Stuben für Kranke. Da der Regent diese besuchen wollte, meldete ich, daß dieser Ort sehr ungesund, und von ansteckenden Fiebern vollgepfropft sey. Dieß thut nichts zur Sache, erwiederte der Menschenfreund, und trat in die Zimmer. Der Anblick dieses abscheulichen Aufenthaltes machte, daß der Monarch sich gegen mich umwand, und ausrief: Frank! ist es möglich, daß hieher Menschen verlegt werden! Auf der Stelle soll dieses Nebengebäude niedergerissen werden! Dieser höchste Befehl mußte schon des andern Tages vollzogen werden. Nun besuchte der Kaiser das ganze Spital, und ließ sich von den geringsten Umständen Bericht erstatten. Kaum waren sechs Wochen verflossen, als von Wien aus der Höchste Befehl kam, allen, von dem Monarchen bemerkten, auch kleinsten Gebrechen, mit genauer Bestimmung der Mittel, abzuhelfen.

Gleich vom Anfange der, vier volle Monate anhaltenden, Schulferien, verfiel ich in ein ziemlich heftiges Fieber. Zu meiner, bey solcher ungewohnten Hitze, etwas beschwerlichen Erholung ward mir von dem Herrn Grafen von Wilzeck, K. K. ersten Minister zu Mayland, (dessen Schutz und Unterstützung ich zehn Jahre hindurch alles zu verdanken habe) ein schönes, dem Spitale zu Pavia zugehöriges, Gebäude zu Casteggio, auf der anderen, und zugleich gesünderen Seite des Pô Flusses, an dem Fuße der Appenninen, zur Wohnung angewiesen. In kurzer Zeit hatte ich meine Kräfte wieder erlangt, und nun beschäftigte ich mich zuerst mit Verfertigung meiner Antrittsrede:

15. Sermo academicus, de Civis medici in Republica conditione atque officiis ex Lege praecipue erutis, quem professionis medicae adeundae causa die XXIV. Novembris 1785 recitavit *Joannes Petrus Frank*, Med. & Philosoph. Doct. pridem in Regia Göttingensi, nunc in R. Ticinensi Academia, theoriae practicae, et medicinae clinicae Professor &c. Ticini 1785 apud Petr. Galeatium. 8vo.

Sodann bearbeitete ich die Herausgabe einer meinen Schülern gedeihlichen Sammlung der vorzüglichsten, auf deutschen Hohenschulen in lateinischer Sprache erschienenen Streitschriften, welchen ich meine Bemerkungen hie und da beyfügte, und zugleich, was ich in lateinischer Sprache schon herausgegeben hatte, einverleibte. Der erste Band dieses Werkes erschien noch im Jahre 1785 unter folgender Aufschrift:

16. Delectus opusculorum medicorum antehac in Germaniae diversis Academiis editorum, quae in Auditorum commodum collegit, et cum notis hinc inde aucta recudi curavit *Joannes Petrus Frank* &c. Vol. I. Ticini in Typographeo Petri Galeatii. 1785. 8vo.

Diese Sammlung habe ich in den folgenden Jahren fortgesetzt, und 1793 mit dem XIIten Bande geschlossen. Dieselbe ward zu Venedig, und zum Theil zu Leipzig nachgedruckt. Nebst den von mir schon angeführten Abhandlungen, ließ ich folgende, in Pavia von mir verfertigte, Aufsätze derselben einverleiben.

Digitized by Google

17. *Jo. Pet. Frank*, Oratio academica de Vesica Urinali ex Vicinia morbosa aegrotante. Recitata die XXIX. Aprilis 1786. Vid. Vol. II.

18. ———— Sermo academicus, observationem de haematomate, alteram de interna hydrocelis causa exhibens, mense Junii, 1786 recitatus. Vid. Vol. III.

19. ———— Oratio de chyrurgo medicis auxiliis indigente. Mense Maji 1787 Vid. Vol. IV.

20. ———— De venaesectionis apud puerperas abusu. die 21. Junii 1787 habita ibid.

21. ———— De Rachitide acuta & adultorum, sermo academicus, Mense Maji 1787 recitatus ibid. Vid. Vol. V.

22. ———— Orat. Acad. de Signis morborum ex corporis situ partiumque positione petendis. Mense Maji 1788. Vid. Vol. VI.

23. ———— de haemorrhagia Uteri ex spasmo secundinas incarcerante. Mens. Maji 1789. Vid. Vol. VII.

Digitized by Google

24. ——————— Oratio Academ. de Virtutibus corporum naturalium medicis aequiore modo determinandis. Menſ. Maji 1789. Vid. Vol. VII.

25. ——————— Oratio acad. altera, de Virtutibus corporum naturalium medicis æquiore modo determinandis. Menſ. Decembris. 1789. Vid. Vol. VIII.

26. ——————— Sermo acad. quem ad Tyrones, cum Inſtituti clinici curam ſusciperet, die 30 Maji 1785 praefatus est. Vid. ibid.

27. ——————— Sermo acad. de morbis pecudum, a medicis nequaquam praetervidendis. Menſe Maji 1790. Vid. Vol. IX.

28. ——————— Oratio academ. de Populorum miſeria, morborum genitrice. Menſe Maji 1790. ibid.

29. ——————— Sermo acad. de circumſcribendis morborum historiis. Menſe Maji 1791. Vol. X.

30. ——————— Orat. academ. de periodicarum adfectionum ordinandis familiis. Menſ. Maji 1791 ibid.

Digitized by Google

31. ——————— Orat. acad. de vertebralis columnae in morbis dignitate. 1792. Vid. Vol. XI.

32. ——————— Sermo Acad. de medicis peregrinationibus. Mens. Junii 1792. ibid.

33. ——————— Programma, puerperae de infanticidio suspectae defensionem exhibens. Mense Maji 1793. Vid. Vol. XII.

34. ——————— Oratio acad. de convalescentium conditione ac prosperitate tuenda. Mens. Junii 1793. ibid.

Bey Gelegenheit dieser in Padua von mir gehaltenen akademischen Reden, muß ich hier anmerken: daß ehemals auf dieser berühmten Hohenschule, bey Ertheilung der akademischen Würde, die Professoren nur eine kurze Lobrede auf jeden Kandidaten zu halten pflegten. Durch mein Beyspiel suchte ich diese Gewohnheit in eine nützlichere zu verwandeln: indem ich zu meinen öffentlichen Reden wissenschaftliche Gegenstände zu wählen suchte. Bald fand ich die gewünschte Nachahmung, und oft wurden von meinen gelehrten Kollegen öffentliche Reden gehalten, von welchen ich bedaure, daß sie bis jetzt noch

nicht im Druck erschienen sind. Die mehrsten meiner oben angeführten Abhandlungen, welche bis zum Jahr 1790 erschienen waren, wurden in ein Werk zusammengetragen, und zu Leipzig herausgegeben, unter der Aufschrift:

Joannis Petri Frank, &c. Opuscula medici argumenti antehac seorsim edita, nunc collecta. Lipsiae 1790 8vo.

Auch sind mehrere dieser Abhandlungen aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und zum Theil den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, und jener, für Wundärzte einverleibet worden.

Unterm 14. Jäner 1786 ward ich zum Direktor des Spitals zu Pavia ernannt, und erhielt eine Zulage von jährlich hundert Dukaten aus dem K. Aerarium.

Den 8. May d. J. ward ich von der Königl. Patriotischen Gesellschaft zu Mayland als Mitglied ernannt. Zu eben dieser Zeit übersetzte ein gelehrter Geistlicher, P. Ruttini von Pavia, den ersten Band meiner medizinischen Polizey, zu welchem ich verschiedene Zu-

sätze geliefert hatte, in das Italiänische, unter der Aufschrift:

Sistema compiuto di Polizia medica, opera di *Giovanni Pietro Frank &c.* accresciuta di note dall' autore. Tomo I. In Milano 1786. Nell' Imperiale monistero di S. Ambrogio maggiore. 8vo.

Bald darauf erhielt ich den Höchsten Befehl, für die medizinisch-chyrurgische Schule auf der Universität zu Pavia, einen, den Zeiten mehr angemessenen, Studienplan zu entwerfen. Ich suchte diesen Auftrag dadurch von mir abzulehnen, indem ich vorstellte: daß ich die Italiänische Verfassung noch nicht hinreichend kennte; daß es überhaupt Mühe koste sich bey Ausländern beliebt zu machen; daß aber ein Fremder, als Reformator, selten mehr, dann Tadel und Gehässigkeit einzuerndten pflege: als wodurch dann meine Ruhe gekränkt, und folglich auch mein längerer Aufenthalt in Italien erschweret werden dürfte. Dieser Vorstellungen ohngeachtet, erhielt ich den Befehl, jenen Studienplan zu verfertigen. Der Entwurf hievon ward von dem Höchsten Hofe bestätiget, und von des Kaisers Majestät ward mir befohlen,

denſelben alſogleich in Ausübung zu ſetzen. Bisher hatte ich alle meine Aufſätze, weil ich in dem Italiäniſchen noch nicht genug Uebung hatte, in Franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Das Königl. Gubernium in Mayland befahl, daß dieſer Studienplan in das Italiäniſche überſetzt, und dann zum Druck abgegeben werden ſollte. Wegen dem letzteren, machte ich eine Vorſtellung, und bat, daß man mich, ehe ſolches geſchähe, meinen Plan vorher wenigſtens 4 Jahre hindurch ausführen laſſen, und mir Zeit gönnen möchte, die in demſelben allenfalls verborgenen Fehler zu entdecken. Mein Geſuch fand Beyfall, und ich ſah bald bey der Ausführung, daß ich manche Schwierigkeit überſehen hatte. Nach 4 Jahren, wurden mir meine Bemerkungen über den neu eingeführten Studienplan abgefordert. Ohne Verſchub wurden dieſe benützt; aber ich bat nichtsdeſtoweniger, mir, noch einen Verſuch von 4 Jahren zu gönnen, ehe das Ganze zum Druck beförderet würde. Da ich aber im Jahr 1795 nach Wien beorderet wurde; ſo iſt erwähnter Plan nie öffentlich erſchienen. Hier iſt nicht der Ort, dieſe Lücke auszufüllen, und ich führe nur Folgendes daraus an. Nach dieſer neuen

Ordnung der Dinge, ward die Anzahl der akademischen Vorlesungen, welche bisher jährlich nur aus 80 bestanden hatten, auf 160 angesetzt. Wenn das heiße Klima die viermonatlichen, in ganz Italien üblichen, Schulferien entschuldigen konnte; so schien es mir doch unverantwortlich, jeden Donnerstag in der Woche, — ferner zur Fastnachtszeit 8 bis 10 — um Weihnachten, an Ostern 14 — an Pfingsten 8, und in der Kreuzwoche nicht viel weniger Tage ferner zu verschleudern. Auch nach geschehener Aufhebung der allzuvielen Feyertage, blieben den Schülern, nebst den Sonntagen, noch immer genug Tage zum Ausruhen, oder zum Nachlesen, und zum Ordnen des Erlernten zurück. Es war billig, daß man den Professoren, für die vermehrte Arbeit, auch das Gehalt in etwas vermehrte. Ich selbst, da meine Besoldung die ihrige weit überstieg, that freywillig Verzicht auf die Erhöhung derselben; und so wurden 6000 Lire unter die übrigen Professoren vertheilt. Es hieng nicht von mir ab, diese Summe zu erhöhen. Es ward ein außerordentlicher Professor für die Anfangsgründe der allgemeinen Anatomie und Physiologie, so wie

für die komparative Zergliederungskunst, und Physiologie, in der Person des geschickten Doktors Prescani, ernannt; und diesem zugleich aufgetragen, ein eigenes Museum für diese beyden Wissenschaften zu errichten. Der nämliche Professor mußte auch die in Leichen vorgefundenen pathologischen Gegenstände für ein eigenes Museum dieser Art vorbereiten, und in beständig guter Ordnung erhalten. Der Professor der Krankheitslehre, so wie jener der chyrurgischen Institutionen, mußten ihre Schüler wöchentlich zwey Male in dem Spitale an das Krankenbett führen, um ihnen die menschlichen Gebrechen selbst in der Natur vorzuzeigen. Die Schüler der höheren Wundarzneykunst, mußten die Vorlesungen für Aerzte, und diese, jene für Wundärzte, mit gleichem Fleiße besuchen. Die Lehrzeit für Aerzte ward auf 5 — jene für Wundärzte auf 4 Jahre ausgedehnt. Für den besseren Unterricht über die Apothekerkunst, ward eine eigene Normalapotheke bestellt. Die praktischen Zöglinge mußten zwey Jahre hindurch das Klinikum besuchen: in dem ersten derselben, waren sie blos Zuschauer; in dem zweyten, verhielten

sie sich handelnd, übernahmen selbst Kranke, schrieben derselben Geschichte, und besorgten, unter meiner Aufsicht, alles was zur Heilung des Uebels gehörte. Ein fürtreflicher Scheidekünstler (Marabelli) war bey jedem Besuche der Kranken zugegen, und beschäftigte sich mit Untersuchung kranker Säfte, und alles dessen, was auf die animalische Chymie irgend einen Bezug haben konnte ꝛc. ꝛc.

Indessen hatte sich die Anzahl der Schüler, besonders der Fremden, welche meine Vorlesungen und Klinik besuchten, so wie der Ruf der hiesigen Arzneyschule, außerordentlich vermehrt: so daß ich mich gezwungen sah, auf die Erweiterung der praktischen Schule zu dringen. Tissot hatte bereits für die Aufnahme kranker Frauenzimmer einen schönen Saal zu bauen veranlaßt. Jetzt geschah solches auch für das männliche Geschlecht, so daß ich jetzt füglich 22 Bette mit Kranken beyder Geschlechte belegen konnte. Eine chyrurgische Klinik gieng bisher auf dieser Hohenschule ab. Zwar verrichtete mein Freund, der große Zergliederer und fürtrefliche Wundarzt, Professor Antonio Scarpa, auf den chyrurgischen Abtheilungen des Spitals öfters die wichtigsten Operazie-

nen; und auch der in diesem Krankenhause angestellte, sehr erfahrne Wundarzt, Dr. Cera, machte, nebst andern Operationen, den Steinschnitt oft, und sehr glücklich. Allein öfters geschah dieses zu unbestimmten Stunden, und ohne daß die Schüler einen Vortheil davon ziehen konnten. Ich trug also darauf an, daß mehrere eigene Zimmer, und ein schönes Amphitheater für die chyrurgische Klinik gebaut, und daß diese, auf die nämliche Weise wie die medizinische, von ihrem würdigen Lehrer täglich besuchet würde. Auch bewirkte ich die Aufrichtung eines dritten Saales für die Aufnahme chyrurgischer Krankheiten, um diese, besser als bisher, von den innerlichen Uebeln absondern zu können. Auf meinen Vorschlag ward die Aufsicht über diesen Saal dem vielversprechenden jungen Wundarzte, Dr. Volpi zu Pavia, ertheilet. Da die Ausgabe für Arzeneyen in dem Spitale zu Pavia, in Verhältniß zu seinen Kranken, bisher allzuhoch, und alljährlich gegen 36000 Lire zu steigen pflegte; so war meine erste Sorge, daß den Verordnungen der Aerzte und Wundärzte dieses Krankenhauses eine bessere Pharmakopoe unterlegt würde. Ich hielt demnach mit sämmtlichen Aerzten und

Wundärzten deſſelben, und mit dem Chymiker Marabelli, wöchentlich eine Sitzung, in welcher wir dieſes Werk zu entwerfen befliſſen waren. Nach deſſen Verfertigung (bey welcher ich freylich, wegen Verſchiedenheit der Grundſätze, beſonders der älteren Wundärzte, Manches ſtehen laſſen mußte, was ich hinweggewünſcht hätte) ließ ich dieſe neue Pharmakopoe den täglichen Verordnungen zum Grund legen; und als die Aerzte und Wundärzte des Spitals, nach einem halben Jahre, vollkommen damit zufrieden waren; ſo ward dieſe Medikamentennorme beſtätiget, und ſpäterhin dem Druck übergeben unter der Aufſchrift:

Apparatus Medicaminum ad uſum Noſocomii Ticinenſis. Anno 1790. Ticini Reg. ex typographia Joſephi Bolzani. 8vo.

Der Erfolg dieſer Arbeit war: daß, ohnerachtet jetzt die Spitalärzte (was vorhin nicht der Fall war) den Biſam, und andere theuere Mittel, ohne höhere Erlaubniß verſchreiben mochten; die jährlichen Auslagen für die Arzeneyen jenes Krankenhauſes dennoch über die Hälfte herabſanken. Ich erhielt wegen dieſer, den Kranken erſprießlichen, Erſparung, von dem Gubernium zu Mayland ein

schmeichelhaftes Belobungsdekret. Da inzwischen ein gewöhnlicher Arzt des Krankenhauses verstorben war; so schlug ich den berühmten Professor Rezia zu dieser Stelle vor; so wie ich, nach dem Absterben des Professors der Pathologie zu Pavia, Dr. von Ramponi, zur Besetzung der erledigten Kanzel, den fürtreflichen Spitalarzt, Dr. Raggi, empfahl. Zur Prüfung, und augenblicklicher Besorgung der in das Spital aufzunehmenden Kranken, ward ein eigener junger Arzt, Dr. De'felici, einer meiner geschicktesten Schüler, bestellt. Auf diese Weise ward das Krankenhaus zu Pavia unbemerkt zu einem akademischen Spitale umgeschaffen; und nun trug ich darauf an: daß die Schüler, nebst meiner Klinik, nach und nach auch alle Krankensäle, unter jenen erfahrnen Männern besuchen mußten.

Als späterhin Dr. Locatelli, ein sehr geschickter Schüler meiner beyden fürtreflichen Freunde und Vorfahrer auf der praktischen Kanzel zu Pavia, Bursieri und Tissot, aus England und Schottland, wohin er, zu seiner Vervollkommnung, eine Reise angestellt hatte, wieder zurückgekommen war; so beförderte ich den Antrag: daß auch in

dem großen Spitale zu Mayland, ein öffentliches Klinikum errichtet, und Dr. Locatelli die Aufsicht darüber ertheilet wurde. So konnten nämlich meine, sowohl einheimische, als fremde Schüler, welche, während unsern langwierigen Ferien, nicht nach Hause, und von da, im künftigen Schuljahre, wieder zurück nach Pavia gehen wollten sich gegen vier Monate in Sammlung mehrerer Beobachtungen nützlich verwenden, so wie sie während dieser Zeit die chyrurgischen Operazionen des fürtreflichen Paletta, und die vielen pathologischen Leichenöfnungen des unermüdeten und berühmten Monteggia, benützen konnten.

Unterm 7. Februar 1786 ward ich zum Protophysikus und General-Direktor des Medizinalwesens in der österreichischen Lombardey und dem Herzogthum Mantova ernannt. In dieser Eigenschaft, fieng ich unterm 21. September 1786, in Gesellschaft des ehemaligen chymischen Demonstrators von Mayland, Paolo Sangiorgio, und des damaligen Secretairs (cancelliere) bey dem medizinischen Direktorium, Dr. Brusa, die erste allgemeine Untersuchung der Apotheken und Physikate des ganzen Landes, mit den Provinzen

Mayland, Varese, Como, Lodi, und Pavia, an, und beschloß dieselbe unterm 22ten Oktober d. J., um solche in folgendem Jahre fortzusetzen. Ich war über die Schönheiten dieser fürtreflichen Gegenden entzückt; doch war ich es weniger mit dem Zustande der mehrsten Apotheken auf dem Lande. Die Aerzte und Wundärzte jener Provinzen, worunter ich mehrere fürtrefliche Männer, vorzüglich Schüler von Bursieri, antraf, wünschten fast ohne Ausnahme, daß endlich eine bessere Ordnung in dem Arzeneywesen dieses Landes eingeführet werden möchte; und giengen mir mit ihren Bemerkungen über die vorwaltenden Mängel aufrichtiger, als ich es in der Eigenschaft eines Ausländers erwarten mochte, an Handen.

Nach meiner Zurückkunft in Pavia erhielt ich den Auftrag, zur künftigen Einrichtung, sowohl des medizinischen (bisher in Mayland befindlichen, jetzt aber in Pavia, als dem Mittelpunkt der Studien, aufzustellenden) Directoriums, als auch der inländischen Apotheken, einen Plan zu entwerfen. Diesem mußten jedoch die bisher bestehenden Verordnungen zum Grund geleget werden: so daß in dem

35. Piano di Regolamento del Direttorio medico - chirurgico di Pavia. Milano 1788. 4. und in dem

36. Piano di Regolamento per la farmacia della Lombardia auſtriaca. Milano 1788. 4.

Manches vorkömmt, was von mir ſelbſten nicht vorgeſchlagen, ſondern ſchon lange vor mir eingeführt, und daher in dem neuen Plane beyzubehalten befohlen worden war.

Den 26ten Februar 1786 ward meine Tochter Carolina gebohren.

Im Spätjahre 1787 ſetzte ich die im vorigen Jahre unterbrochene Unterſuchung der Phyſikate und Apotheken fort. Anſtatt des Mayländiſchen Chymikers, Sangiorgio, ward ich jetzt von dem fürtreflichen Scopoli, Profeſſor der Scheidekunſt und Botanik zu Pavia, und von dem Sekretär des mediziniſchen Directoriums daſelbſt, Doktor Nipari, begleitet. Ich hatte noch einen Theil der Provinz Lodi, die ganze Provinz Cremona, jene von Caſalmaggiore, und endlich das Herzogthum Mantova zu durchreiſen. In den beyden erſten Provinzen fand ich mehrere Apotheker, die des Unterrichtes von Scopoli genoſſen hatten. Die Apothe-

ken von dieſen waren gröſtentheils beſſer verſehen. Indem ich mir vorbehielt auf meiner Zurückreiſe in Mantova mich aufzuhalten; ſetzten wir unſere Unterſuchungen bis nach Sermide, nahe an den Gränzen des päpſtlichen Staates, fort. Von da begab ich mich auf eine kurze Zeit nach Ferrara, beſah das dortige Spital, nebſt einigen andern Anſtalten, und machte mit dem dortigen Profeſſor der Klinik, Dr. Zechini, Bekanntſchaft. Kaum hatte ich bey meiner Zurückkunft nach Mantova die Apotheken daſelbſt unterſucht; als ich den Befehl erhielt, alſogleich nach Mayland zurückzukehren. Zwiſchen dem Direktor des dortigen groſen Krankenhauſes, dem gelehrten Pietro Moscati, und den Spitalärzten, waren Zwiſtigkeiten entſtanden, die des Kaiſers Majeſtät bewogen, die Sache näher unterſuchen zu laſſen. Der Aufwand für die Arzeneyen jenes Krankenhauſes war, ſeitdem man deſſen, vorher auf eigene Regie geführte, Apotheke einem Stadtapotheker auf eine 9jährige Pachtung übergeben hatte, auf eine ſo ungeheure Summe geſtiegen: daß der Untergang des ſonſt ſo reichen Spitals, am Ende der Pachtzeit, ohnerachtet die Spitalärzte ſelbſten die neue Pharmakopoe des Krankenhauſes entworfen

hätten, und diese von dem Gubernium bestätiget worden war, leicht vorgesehen werden konnte. Ich hatte über sechs Wochen mit dieser wichtigen Untersuchung zu thun: nach welcher die eigene Verwaltung der Spitalapotheke wieder anbefohlen, dem Pachter aber, damit er auf seinen, freylich nicht nach der besten Ordnung geschlossenen, Kontrakt mit dem Spitale, und auf seinen unglaublichen Gewinn Verzicht leistete, eine Summe von 3000 Dukaten angewiesen wurde.

In diesem Jahre beförderte ich, zu bequemerem Gebrauche meiner Zuhörer, einen Abdruck von

Guilielmi Cullen Synopsis Nosologiæ methodicæ. Edit. quart. Ticini Reg. 1787. 8.

und begleitete denselben mit einer eigenen Vorrede. Da mir noch einige Zeit, bis zum Anfange der öffentlichen Vorlesungen zu Pavia, übrig blieb; so verfügte ich mich mit meinem älteren Sohne nach Turin, besah die dortigen Anstalten, und machte die Bekanntschaft der Professoren dieser Hohenschule, vorzüglich des berühmten Allioni, des wahrhaft gelehrten Professors der Klinik, Lanieri, des geschickten Professors der Chymie, Bonvicini, so wie des königl. Leibarztes v. Somis. Da ich

dem Minister der auswärtigen Geschäfte, Grafen von Perronne, anempfohlen worden war; so rieth mir derselbe, des Königs Majestät mich um so mehr, als Höchstdenselben meine Anwesenheit in der Hauptstadt nicht verborgen seye, vorstellen zu lassen, und übernahm es, mir hiezu Gelegenheit zu verschaffen. Schon des andern Tages ward ich dieser Ehre, in Cagliéri, einem nahen Lustschlosse, theilhaft. Der König geruhte mir für die Sorge zu danken, welche ich in dem Spitale zu Pavia für diejenigen seiner Unterthanen, welche das Recht haben in diesem Krankenhause aufgenommen zu werden, äußerte. Die Gnade dieses Fürsten munterte mich auf, Sr. M. zu eröffnen: daß unter Ihren Unterthanen weit mehrere, dann unter den Oesterreichischen, ihren Nachbaren, durch Dolchstiche tödtlich verwundet in jenes Krankenhaus überbracht würden. Der König sagte mir gerührt: daß ihm dieser Greuel nur allzuwohl bekannt seye, und daß bloß in dem Piemontesischen jährlich gegen 600 solcher Opfer des abscheulichsten Meuchelmordes fielen. — Scharfe Gesetze, sagte ich, würden dem Uebel wohl abzuhelfen im Stand seyn! . . . sie irren sich, erwiederte der König, sie haben bisher nur wenig gefruchtet: der

Gähezorn des Volkes und das Beyspiel vieler von jenen, die es die Sanftmuth lehren sollten, vereitelt alle meine Verfügungen. — Einer der Vorsteher der Universität zu Turin, damals ein sehr alter Minister, hegte, wie ich von einigen Professoren daselbst durch stille Klagen vernommen hatte, gegen die Chymie darum eine sehr große Abneigung: weil er solche mit der Alchymie verwechselte, ohnerachtet mehrere fürtrefliche Chymiker dieser Hauptstadt, namentlich der, von mir ebenfalls besuchte, Graf v. Morozzi, dieser so nützlichen Wissenschaft viel Ehre machten. Der Minister hatte seinen Professoren anempfohlen, mir alles Sehenswürdige auf dieser Hohenschule vorzuzeigen. Nach einigen Tagen wurden wir zusammen bey ihm zur Tafel eingeladen. Er frug mich laut: ob die gegenwärtigen Herren sich mit mir nach seiner Weisung benommen hätten? . . . ich beantwortete diese Frage, zur Bestürzung der würdigen Männer, mit Nein! — Wie so? sagte der Minister . . . . diese Herren, erwiederte ich, haben mir nichts von ihren, für den öffentlichen Unterricht heut zu Tage in jedem Lande so unentbehrlichen, Anstalten für die Chymie, sehen zu lassen für gut befunden. . . Der Minister

merkte, wo ich hinzielte, und sagte ganz gelassen: „freylich ist dieses nicht unsere glänzendeste Seite!“ — Des andern Tages ward ich zu einer medizinischen Doktorspromozion eingeladen. Der Kandidat mochte, vielleicht durch die Anwesenheit eines fremden Lehrers, das Gleichgewicht verlohren haben, und ward zu meinem Leidwesen zurückgeschickt.

Auch für den praktischen Unterricht junger Geburtshelfer und der Landhebammen in einem wohleingerichteten Entbindungshause, hatte ich in dem Gubernium zu Mayland einen Plan überreicht, und solcher war bereits von dem höchsten Hofe bestätiget worden. Allein verschiedene Umstände haben die Ausführung dieses, auch nie im Druck erschienenen, Entwurfes verhindert. Da ich die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Hebammenwesens in der Lombardey sehr dringend fühlte, und die vorwaltenden Hindernisse nicht zu überwinden vermochte; so bediente ich mich endlich eines durch eine sehr schauderhafte Geschichte mir dargebotenen Mittels. Eine unerfahrne Hebamme hatte sich nämlich auf dem Lande, bey Entbindung eines Weibes, eines hölzernen Hackens bedient, und hiemit sowohl Mutter, als Kind ermordet.

Dieſes Werkzeug des Todes ward mir zugeſandt, und ich erkannte es für den Stiel eines Kochlöffels. Eben dieſen, noch blutigen Kochlöffel, ſchickte ich nach Mayland mit der freymüthigen Anmerkung: daß ich, nach ſo vielen, wegen nothwendiger Verbeſſerung des Hebammenweſens auf dem Lande, von mir gemachten Vorſtellungen, wegen ſo ſchreckbaren Auftritten mir ſelbſten keinen Vorwurf zu machen hätte.

Als auch die Republik Genova, zu Ende des Jahrs 1788, in dem prächtigen Krankenhauſe der Hauptſtadt ein Klinikum zu errichten entſchloſſen, und ihr, zu ſolchem Ende, von dem Doctor Olivari ein Plan vorgelegt worden war; ſo ward dieſer Entwurf von den Herren Protettori an mich geſandt, um hierüber mein Gutachten mitzutheilen. Ich entwarf daher einen eigenen Plan nach dem Beyſpiele desjenigen, welchen ich für die praktiſche Arzeneyſchule zu Pavia bisher befolgt hatte. Dieſen Aufſatz übergab ich ſpäterhin, bey Gelegenheit einer 1790 nach Wien vorgenommenen Reiſe, der Preſſe:

37. Plan d'école clinique, ou méthode d'enseigner la Pratique de la Médecine dans un hô-

pital académique, par *Jean Pierre Frank*, Docteur en Médecine, Conseiller de Sa Majesté R. et A. au Gouvernement de Milan, Directeur de la faculté de Médecine, Professeur en Médecine Pratique dans l' Université Royale de Pavie. Vienne 1790, chèz Chrétien Fréderic Wappler. 8.

Diese Schrift ward bald hierauf von einem meiner ehemaligen Zuhörer, Herrn Doctor Careno in Wien, in die italiänische Sprache übersetzt, und zu Cremona gedruckt:

Piano di scuola clinica ossia metodo d' insegnare la pratica della medicina in un Ospedale academico, del Sig. *Gio. Pietro Frank* etc. In Cremona 1790. 8.

Eben so hat mein ehemaliger Zuhörer, Professor Titius von Wittemberg, sowohl diese Schrift, als zwey andere, unter folgender Aufschrift ins Deutsche übersetzt:

D. Johann Peter Frank's, k. k. wirklichen Gubernialraths zu Mayland, und Professors der praktischen Medizin zu Pavia, u. s. w. drey zum Medizinalwesen gehörige Abhandlungen: 1. Entwurf zur Einrichtung einer klinischen Schule; 2. Entwurf

zur Einrichtung eines medizinisch-chyrurgischen Collegiums zu Pavia; 3. Apothekerordnung für die Oesterreichische Lombardie. Aus dem Italiänischen. Leipzig bey Joh. Gottl. Feind 1790. 8.

Den 13. April 1788 ward ich zu dem Grafen Fenaroli nach Brescia berufen. Hier lernte ich den geschickten Arzt und Verfasser des Werkes de apoplexia nervosa, Dr. Francesco Giuliani, kennen. Besonders erfreulich war mir die persönliche Bekanntschaft, die ich mit dem Governatore dello spedale degli uomini, Grafen Carlo Ruggieri, daselbst machte. Dieser fürtrefliche Mann nimmt sich seines Krankenhauses auf das thätigste an, und behandelt die daselbst befindlichen Kranken wie ein zärtlicher Vater seine Kinder. Es befanden sich damals 18 fromme Stiftungen (luoghi pii) in Brescia. Das Spital für Männer hatte nur 200 bis 280 Betten; allein mit den aufgenommenen Findlingen besteht es dennoch aus ohngefähr 800 Personen. Alle Religionen werden da aufgenommen; alle Arme aus der Stadt erhalten die benöthigten Arzeneymittel ohnentgeltlich. Das Spital für Weiber hatte damals 110 Bette. Neben diesem Krankenhause wohnen die elternlosen Mädchen (or-

Digitized by Google

fanelle). Es giebt noch zwey Häuser dahier, welche für die, zu einem sittlicheren Lebenswandel bekehrten Frauenzimmer (per le donne convertite) gestiftet sind. Viele kommen bloß des Winters, um da ihre Nahrung zu finden, hieher; im Frühjahre fängt die alte Lebensart wieder an. Sie werden zum zweyten, aber nicht zum dritten Male wieder aufgenommen. Die Knaben des Waisenhauses hatten beynahe alle ein gutes Aussehen. Die Findlinge werden, bis solche sieben Jahre erreicht haben, von Weibern erzogen. Dann kommen sie in das Knabenhaus. Die Mädchen erhalten eine Aussteuer von ohngefähr 40 Scudi. Beyde Geschlechter lernen spinnen, nähen, weben, oder sonst ein Handwerk. Auch in dem Männerspital wird alles, was dasselbe brauchen mag, von den Aufgenommenen bearbeitet. Die Orfanelle lernen übrigens auch singen, und werden, wie zu Venedig, in der Tonkunst unterrichtet. Auch für Menschen, die nicht zu arbeiten vermögen (imbecilli) ist eine Stiftung vorhanden. Möge doch das Kriegsfeuer seither nicht alle diese Denkmale der Menschenliebe zerstöret haben!

Unterm 15ten May 1788 ward mir auch die Oberaufsicht über sämmtliche (43) in der Oesterrei-

Digitized by Google

chischen Lombardie und dem Herzogthum Mantova befindliche Krankenhäuser anvertraut, und der Karakter eines wirklichen Gubernialrathes zu Mayland beygelegt. Anstatt der für die Direktion des Spitals zu Pavia bisher jährlich angewiesenen 100 Dukaten, erhielt ich eine Zulage von jährlich 3000 Lire. Um mich meinem Lehramte nicht zu entziehen, war mir freygestellt, nur so oft nach Mayland zu kommen, und dem Rathe beyzuwohnen, als ich solches für nöthig erachten würde. Um diese Zeit ließ ich in Deutschland drucken:

Johann Peter Frank's, M. D. K. K. wirklichen Gubernialraths zu Mayland, Direktors der medizinischen Fakultät und sämmtlicher Spitäler der Oesterreichischen Lombardey, Professors der praktischen Arzeneyschule zu Pavia, u. s. w. System einer vollständigen medizinischen Polizey. IV. Band. Mannheim bey Schwan und Götz. 1788. 8vo.

Von den vier Bänden dieses Werkes, beförderte Doktor v. Wasserberg in Wien, ohne mich deshalb zu fragen, eine neue Auflage mit eigenen Zusätzen, welche von der v. Trattnerschen Buchhandlung veranstaltet ward.

Digitized by Google

Auch wurde von Doktor Bake von eben diesem Werke eine Holländische Uebersetzung geliefert, nämlich:

Johann Peter Frank, M. D. Geheimraad en Lyfarts des Bischops van Spiers, hooglearaar in de Geneeskunde te Pavia &c. &c. Geneeskundige Staatsregeling. Naar den Derten Druk ait het hoogduitsch vertaald, en met Aanmerkingen vermearded, Door H. A. *Bake*, Medicinae Doctor. The Leyden. By Frans de Does 1787. — 1793. 8vo.

Mit Ende Junius 1788 unternahm ich mit meinem Sohne Joseph, in Gesellschaft des berühmten Physikers Don Alessandro Volta, und des durch verschiedene Werke bekannten Professors, Abbate Bertola, von Pavia, eine Reise über Cremona, Mantova, Verona, Vizenza, Padova, nach Venedig. Die Geschichte dieser und anderer, von mir in wissenschaftlicher Hinsicht vorgenommenen, und sorgfältig beschriebenen Reisen, hätte vielleicht damals die Aufmerksamkeit des Publikums verdient; allein nach 14 Jahren, besonders nach solchen, wie wir sie durchleben mußten, haben sich alle Gegenstände so unendlich verändert, daß die

Erwähnung derselben sowohl zu spät, als für diese Schrift zu weitläuftig scheinen müßte. Ueberall wendete ich mein Hauptaugenmerk auf öffentliche Anstalten für die Menschheit, und für die Arzeneywissenschaft, so wie auf die berühmtesten Männer jeder Gegend, von deren Umgang ich mir Nutzen versprechen konnte.

Kaum war ich von Venedig nach Mayland zurückgekommen, als ich die Folgen dieser bey der ungewöhnlichsten Hitze vorgenommenen Reise empfinden mußte. Ich verfiel nämlich in eine Krankheit, vor welcher mich meine Herkunft für beständig hätte sichern sollen. Anfänglich bestand jene in einer so heftigen Entzündung des rechten Auges: daß ich solches, nach der Ahndung meines Freundes, des ersten Spitalwundarztes Dr. Paletta in Mayland, verlieren konnte. Bald aber veränderte sich das Uebel in ein heftiges Podagra, woran ich bisher jährlich ein bis zwey Male viel zu leiden hatte.

Den 2. April 1789 unternahm ich, zur Zeit der gewöhnlichen Osterferien, mit meinem Sohne, Joseph, eine Reise über Genova, und von da, zur See, nach Nizza in der Provence, um

daſelbſt einer unter meiner Obſorge ſtehenden kranken Dame einen Beſuch abzuſtatten. Ich hielt mich 8 Tage zu Nizza auf, beſah alles Merkwürdige in dieſer Stadt und ihren prachtvollen Gegenden, und würde gerne, um den zu le Martigues noch herrſchenden wahren Ausſatz ſelbſt zu beobachten, tiefer in die Provence eingedrungen ſeyn, wenn nicht das nahe Ende der Schulferien meine Rückkehr beſchleuniget hätte.

Im July 1789 beſuchte ich den Marcheſe Botta von Pavia auf einem ſeiner Landgüter in dem Genueſiſchen Gebürge. Während dem die Hitze in der Lombardey ſehr heftig war, genoß ich hier (zu Borgo Adorno) der angenehmſten Kühle. Ich beſtieg in den erſten Tagen eine hohe Alpe unter den Appenninen, den ſogenannten Giraldo. Von hier aus überſah ich einen großen Theil der Lombardey, des Montſerato, der Savoyeſiſchen Alpen, und, gegen Mittag, des Liguriſchen Meeres. Ich machte eine kleine Sammlung von Alpenpflanzen. Die Bewohner dieſer Gegenden ſpeiſen die Stiele, und die kurzen Stengel der Carolina acaulis roh, mit Oel und mit Limonenſaft, ſo wie die Artiſchoken geſpeiſet werden. Ich fand

gleich eine kleine Praxis in diesen, an Aerzten armen, Gegenden, und sah unter dem Landvolke manche zum Theil wichtige, Uebel, für die ich meinen Rath ertheilte. Die mehrsten derselben holet es sich in der Lombardey, wohin es, des Verdienstes wegen, strömt, die schwersten Arbeiten verrichtet, und dann lungensüchtig, oder mit Wassersuchten zurückkömmt.

Nach 10 Tagen kam ich von dieser Landreise zurück, und fieng bald darauf an, sämmtliche Spitäler zu besuchen. Nachdem ich das zu Casalmaggiore untersucht hatte; fuhr ich mit dem Intendanten dieser Provinz, in gleicher Absicht, nach Pomponesco. Dieser ansehnliche Marktflecken besaß seit mehrern Jahrhunderten zwey kleine römische Statuen, die, auf seinen Ringmauern jeder Witterung ausgesetzt blieben. Die Akademie zu Mantova wünschte, diese, ziemlich schönen, Statuen zu besitzen, und besser zu verwahren. Das Gouvernement zu Mayland bewilligte ihr den Besitz derselben; als aber die Abgeordneten die Statuen abholen wollten, versammelte sich das Volk unter Leitung des dortigen Wundarztes, Johann Joseph Cessa, und verjagte die ersteren.

Wegen dieser Art von Aufruhr, wollte der Intendent jenen Wundarzt ernsthaft bestrafen. Kaum war ich in Pomponesco eingetroffen, als Cessa, ein junger Mann von ausdrucksvoller Gesichtsbildung, sich bey mir einstellte. Ohne von jenem Auftritte mit ihm zu sprechen, frug ich ihn: ob er Vieles zu arbeiten habe, und wichtige Fälle behandle? . . . Er sagte mir: dermalen eben nicht; aber vor nicht ganz 6 Wochen, habe ich an einer Schwangeren, Ehefrau des Bürgers Giuseppe Borella von Pomponesco, Angiolini, Isabella, von 28 Jahren, einer Erstgebährenden, den Kaiserschnitt verrichtet. — Sie? frug ich, als Chirurgo minore? . . . was berechtigte sie hiezu? . . . Die Abwesenheit des ersten Wundarztes, antwortete er. Aber war das Weib auch wirklich schon tod? . . . Das eben nicht! — Und sie konnten sich unterstehen! . . . Freylich wohl, erwiederte er, und bat mich, das Weib zu besuchen, indem er mir unterwegs erzählte, wie dieses, wegen allzukleinem Durchmesser des Beckens, auch nach dem Geständniß der sehr geschickten Hebamme des Orts, nicht gebähren konnte. Er habe sich, sagte er, von der Wahrheit dieses Um-

ſtandes überzeugt, und ſodann die Operation vorgenommen. Das Kind habe noch gelebt; ſeye aber bald hierauf verſtorben; die Mutter hingegen ſeye ſchon die vorige Woche wieder geſund zur Kirche gegangen. Ich bat den Intendenten, mich zu begleiten, und wir begaben uns auf der Stelle zu jener. Sie war ein junges, munteres Weib, zeigte uns, ohne Widerrede, die große Narbe an ihrer Bauchſeite, und ſagte: dieſem braven Manne da, indem ſie auf Ceſſa deutete, habe ich mein Leben zu verdanken! — Ich nahm jetzt die Hand des Intendenten, bat ihn, auf den von jenem begangenen Fehltritt zu vergeſſen, und erhielt für ihn Vergebung. Ich glaubte, daß es mit dieſem nicht genug ſeye, machte dem Wundarzte, von Seiten des mediziniſchen Direktoriums, ein mäßiges Geſchenk, und empfahl ihn dem Gubernium zur Gnade und Beförderung. Bald darauf ward dieſem jungen Manne, wenn er ſich zur Erlernung der höheren Wundarzneykunſt, nach Pavia begeben wollte, Unterſtützung zugeſagt; da er aber ſeine Familie und Praxis nicht verlaſſen konnte; ſo mußte er auf dieſes Anerbieten Verzicht thun.

In Hinſicht auf die erſten fünf in Italien

verlebten Jahre, konnte ich mit dem Erfolge meiner Verwendungen in diesem Lande zufrieden seyn. Schon Burserieri und Tissot hatten mir hier den Weg gebahnet; allein bey meiner Ankunft zu Pavia, fand ich bey vielen meiner vieländischen Schüler, bey aller sonst fürtreflichen Anlage, nicht das feurige Bestreben nach Wissenschaft, nicht den anhaltenden Fleiß, welchen ich in Göttingen bey den mehrsten zu bemerken Gelegenheit hatte. Ich hielt meine Vorlesungen über die spezielle Therapie, in lateinischer Sprache, auf das pünktlichste, frühe von 8 bis 9 Uhr. Oft fand ich kaum die Hälfte meiner Schüler versammelt: die mehrsten kamen um eine Viertel- eine halbe, und einige sogar um drey Viertel-Stunden zu spät. Hierüber erklärte ich mich alsogleich ernsthaft, und bat meine schläfrige Zuhörer, lieber gar nicht, dann zu spät, zu erscheinen, und mich, zum Nachtheil der fleißigen, in meinem Vortrage zu unterbrechen. Da ich diese Aeußerung öfters, und mit Nachdruck wiederholte; so fruchtete dieselbe so sehr: daß, indem die mehrsten meiner Schüler die Gewohnheit hatten, ihr Frühstück in einem gemeinschaftlichen Kaffehause den Vorlesungen vorauszuschicken; sie dieses oft, wenn

sie meinen Wagen auch nur von weitem vernahmen, zur Hälfte zurückließen. Bald bemerkte ich, daß meine Zöglinge von den Arbeiten und Fortschritten der Aerzte fremder Länder sehr wenig vernommen, und die Litteratur ihrer Wissenschaft sehr vernachläßigt hatten. Um so mehr ließ ich mir auch diesen Gegenstand am Herzen liegen. Von 9 bis 10, — öfters bis 11 Uhr des Morgens, und von 4 bis 6 — oft bis 7 Uhr des Abends, besuchte ich das Klinikum. Da ich nun bey denjenigen, welche unter meiner Aufsicht Kranke zu behandeln übernahmen, die genaueste Geschichte der Krankheit, und die Fortsetzung des Tagebuches verlangte; so zogen sich bald viele meiner Schüler, besonders zur Fastnachtszeit, zurück. Da ich inzwischen am Krankenbette vieles zu ihrem Vortheile zu sagen gewohnt war; so unterbrach ich diesen Gebrauch auf einmal, schrieb die Krankengeschichten selbst alle, und zeigte, daß ich selbst den Werth meiner Lehren zu viel, als daß ich solche verschwenden sollte, zu schätzen wußte. Da ich mehrere Tage hindurch meine Kranken stillschweigend behandelte; so versammelten sich meine Schüler, und fanden für gut, zwey aus ihrem Mittel, im Namen von allen, an mich abzusenden, und

mir allen ihren Fleiß, und ihre Aufmerksamkeit zu versprechen. Ich nahm sie, wie ein zärtlicher Vater seine verirrten Kinder, auf, und verdoppelte, nach diesem, mein Bestreben, sie zu dem, was sie jetzt ernsthaft wünschten, zu bilden.

Bisher war die Universitätsbibliothek zu Pavia nur auf Werketäge, und nur zu gewissen Stunden geöffnet, und wenige meiner Schüler besuchten dieselbe. Ich brachte es dahin, daß auch diesem Fehler abgeholfen wurde, und meine Absicht ward durch den Eifer des fürtreflichen Vorstehers dieser schätzbaren, und mit vielen von dem Kaiser erkauften Hallerschen Büchern sehr bereicherten Sammlung, des Abtes Genevrini, so befördert: daß jetzt keine der schulfreyen Stunden ohne den häufigsten Zulauf junger Aerzte an diese Quelle der Kenntnisse, verschwand. Nun sah ich selbst, was die vielen großen Männer dieses Landes schon lange bewiesen hatten, daß der Italiäner, was man auch bisher im Auslande sagen mochte, so gut, als jeder Andere, des anhaltenden Fleißes empfänglich, und, wenn er in seiner Jugend recht geleitet wird, bey seinen fürtreflichen Anlagen, alle Schwierigkeiten ruhmvoll zu besiegen im Stand seye.

Digitized by Google

Bey meinen Vorlesungen bediente ich mich meiner, jetzt in Ordnung gebrachten, Hefte. Doch wünschten meine Schüler einen Auszug derselben. Diesen bearbeitete ich jetzt so: daß er mehr zu ihrem, als zu fremdem Gebrauche dienen konnte. Die unglaubliche Menge meiner übrigen Arbeiten zwang mich oft kurz zu seyn; und dadurch verlohr mein Werk an Deutlichkeit. Viele meiner Zöglinge konnten sich, aus Abgang der Mittel, keine andere Bücher anschaffen. Daher sah ich mich gedrungen, oft ganze Krankengeschichten, welche nicht in einen Auszug gehören, in solchem anzuführen. Ich nannte keinen Schriftsteller mit seinem Nahmen; zitirte keine ihrer, obschon benutzten Stellen, weil ich diese Lücken bey Erklärung meines Textes auszufüllen pflegte. So war also das Werk, wovon ich bisher 5 Bücher geliefert habe, nach und nach entstanden, nämlich:

39. De curandis hominum morbis Epitome, Prælectionibus academicis dicata, Auctore *Joanne Petro Frank*, etc. Ticini Reg. et Mannheimii 1792 apud Balthasarum Comini 8. Liber I. de febribus.

40. ——— Liber II. de inflammationibus. Ibid. 1792.

41. ——— Liber III. de exanthematibus. Ibid. 1792.

42. ——— Liber IV. de impetiginibus. Ibid. 1793.

43. ——— Liber V. Pars I. de Profluviis. Ibid. 1794.

Auch von diesem Werke hat man sich in Venedig einen Nachdruck gestattet, worin zum Glück mehrere, doch nicht alle, Druckfehler der Paveſischen Auflage, verbeſſert worden sind. Dr. Mohrbeck, einer meiner Schüler, welchen ich gegen zwey Jahre in mein Haus genommen hatte, überſetzte den ersten Band davon, zwar, wie er sagte, unter meinen Augen; aber weil ich, wegen Geschäften, ihm wenig anhanden gehen konnte, nicht mit vielem Glücke, ins Deutsche:

Johann Peter Frank ꝛc. über die Behandlung der Krankheiten des Menschen. I. Theil. Mannheim bey Schwann und Goetz. 1794. 8.

Späterhin folgten von ihm die übrigen zwey Theile. Ich weiß nicht, wer nach dem Tod dieses Ueberſetzers jene Arbeit übernommen habe.

Während den verflossenen Jahren, bin ich drey Male an den Hof von Parma, öfters aber nach

Placenza, zu Kranken berufen worden, und habe so die Gelegenheit gefunden, die dortigen Spitäler und Gesundheitsanstalten genau zu durchsehen.

Endlich ward im Jahr 1790 die Hohesschule von Pavia durch den Tod des ihr so wohlwollenden Kaisers, Joseph des II., in die tiefeste Trauer versetzt. Ich empfand diesen Verlust, wie ich ihn aus Dankbarkeit für seinen, der leidenden Menschheit, den Wissenschaften, und mir, in so voller Maße gegönnten Schutz empfinden mußte. Im Monat Julius d. J. begab ich mich, mit meinem ältesten Sohne, über Insbruck und Salzburg nach Wien. Zu Salzburg hatte ich die Ehre, dem Fürst-Erzbischofe durch meinen verdienstvollen Freund, Hofrath Hartenkeil, vorgestellet zu werden. Ich war kaum 14 Tage in Wien, als ich, unterm 28. August, von dem neuen Regenten den Befehl erhielt: das ganze System, welches in dem allgemeinen Krankenhause dieser Hauptstadt befolget ward, zu prüfen, und über die Veränderungen, die ich für nothwendig und zuträglich halten würde, Sr. königl. Majestät meine gutächtliche Meinung unterthänigst abzustatten. Ich besuchte drey Wochen hindurch dieses weitschichtige Krankenhaus,

erstattete sodann den von mir geforderten Bericht, und kehrte ruhig nach Italien zurück. Inzwischen wurden Pfeile des Neides gegen mich gespitzt; doch sobald noch sollten diese nicht auf mich abgeschossen werden.

Den 4. Februar 1791 ward ich von der Helvetischen Gesellschaft der Aerzte und Wundärzte zum Mitgliede erwählet.

Es währte nicht lange, so kam des neuerwählten Kaisers, Leopold des II. Majestät in Ihre Italiänische Staaten. Bey meiner Vorstellung frug mich der Regent, wie es um sämmtliche Spitäler in hiesiger Gegend stünde? Ich antwortete: ich sey hievon nicht mehr hinlänglich unterrichtet; der Mayländische Adel habe, wie vormals, die Leitung aller Krankenhäuser, und zwar auf höchsten Befehl, übernommen; ich aber sey alles gehabten Einflusses auf diese Anstalten gnädigst enthoben worden. — So war es nicht gemeinet, sagte der Monarch. Die medizinische Aufsicht ist ihnen geblieben, und sie haben dieselbe, wie unter der vorigen Regierung, fortzusetzen! Des anderen Tages besuchte der Kaiser die Hohesschule, ward da von allen Professoren auf das feyerlichste empfangen, und besah die für den

öffentlichen Unterricht bestimmten Gegenstände. Als der Rektor sagte, daß nichts mehr vorzuzeigen übrig bliebe; frug Se. M. warum von dem durch mich aufgestellten pathologischen Kabinette keine Meldung geschähe? — Ich selbst gestand, daß dieses Museum, wegen seiner Neuheit, der höchsten Aufmerksamkeit noch nicht ganz würdig seye. Dennoch sollte es geöffnet werden, und der Kaiser schenkte dieser Sammlung eine gute halbe Stunde: Wie lange sammeln sie? sagte S. M. — zwey Jahre, erwiederte ich. Nun so haben sie alles nur Mögliche geleistet, und Ich schätze diese Arbeit nach allen ihren Verdiensten für die leidende Menschheit. Nur Eines bleibt Mir zu wünschen. — Ich wagte es, den höchsten Wunsch zu errathen, indem ich sagte, auch dieser wäre zum Theil schon dadurch, daß ich von den wichtigsten Stücken getreue Zeichnungen veranstaltet hätte, und mit der Zeit dem Publikum mitzutheilen gedächte, vermuthlich erfüllt. Der Kaiser nahm meine Antwort gnädigst auf, begab Sich in das nahegelegene Klinikum, und erkundigte sich dort jeder da aufgenommenen Krankheit. Da sich jetzt S. M. in das anstossende Krankenhaus, von den Vorstehern desselben umgeben,

verfügte; ich aber, um allen Anschein von Einmischung in fremde Geschäfte zu vermeiden, in dem Klinikum zurückgeblieben war; so ward ich herbeygerufen, und S. M. geruhten mich zu fragen: wenn Sie dieses Krankenhaus zum letzten Male gesehen hätten? ich sagte, den 12. Junius 1785 seye dieses Glück demselben zutheilgeworden. Nun, sagte der Monarch laut, Ich kenne dieses Spital kaum mehr, so sehr haben sie es verbessert. Ich wiederhole ihnen also den Auftrag, wornach sie fernerhin die Leitung sämmtlicher Spitäler in hiesigem Lande zu übernehmen haben werden! — Nun wurden die auf mich schon zielenden Pfeile, bis zu einer besseren Gelegenheit, wieder in den Köcher geschoben.

Wenige Tage nachher hatte ich das Glück, des Kaisers M. auch in Mayland vorgestellt zu werden. Bey dieser Gelegenheit erhielt ich nochmals die tröstliche Zusicherung: daß die unter meinem Einflusse getroffene Einrichtung des Medizinalwesens in der Lombardey, des höchsten Beyfalles genösse; und es ward mir befohlen, in dieser für die Menschheit so wichtigen Arbeit muthig fortzufahren, und wenn sich mir unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, solche S. M. unmittelbar schriftlich zu eröffnen.

Digitized by Google

Im Julius 1791 machte ich, abermals in Gesellschaft meines älteren Sohnes, eine Reise in die Schweiz, und bey solcher setzte ich mir zum Hauptziele, die Gegenden, wodurch ich reisen würde, in Hinsicht auf derselben physischen Einfluß auf ihre Einwohner genau zu beobachten, und überall die Aerzte, welche mir hierüber den gewünschten Aufschluß geben konnten, zu besuchen. Ich hatte Ursache, mit meiner Erndte zufrieden zu seyn; doch kann ich auch von dieser dahier keine Rechnung ablegen, und erinnere bloß, daß mir meine Reise auch das Vergnügen verschafft hat, meinen großen Vorfahrer auf der Kanzel zu Pavia, den berühmten Tissot in Lausanne, persönlich kennen zu lernen, und dessen lehrreichen Umgang drey Tage hindurch zu genießen. In Geneve machte ich mit den fürtreflichen Gelehrten, Odier, Pictet, Senebier, Cabanis Bekanntschaft. Auf jene des unvergeßlichen Bonnet mußte ich, weil er seinem Tode nahe war, Verzicht leisten. Schon vorher hatte ich nahe bey Zürch, einen äußerst interessanten Arzt, den Dr. Hotze kennen gelernt. Selbst Tissot sagte mir, daß er denselben für den ersten Arzt in seinem Vaterlande halte. Mein Freund Rahn

in Zürch, sagte mir das Nämliche, und so war die Stimme der mehrsten Schweizerschen Aerzte, die ich von Hotze sprechen hörte. Möchten der Länder doch viele seyn, in welchen sich die Aerzte wechselseitig Gerechtigkeit wiederfahren lassen! Mit vielem Vergnügen sah ich noch in Zürch den verdienstvollen Dr. Hirzel. Der berühmte Meister daselbst überhäufte mich, so wie Rahn, mit Höflichkeitsbezeugungen. Auch Lavater empfieng mich auf das zutraulichste. Die Professoren Usteri und Schinz in Zürch, so wie Dr. Rengger in Bern, meine ehemaligen Zuhörer, gaben sich alle Mühe, mir meinen Aufenthalt in ihrem Vaterlande angenehm zu machen. Ich übergehe den Ueberrest dieser für mich so wichtigen Reise, und setze die Geschichte meines Aufenthaltes in Italien fort.

Da sich in das Zuchthaus zu Pizzighettone verschiedene der Gesundheit der daselbst verhafteten Personen sehr nachtheilige Unordnungen eingeschlichen hatten; so erhielt ich unterm 13ten Dezember 1791 den höchsten Befehl, mich ohne Zeitverlust nach jenem Orte zu verfügen, und alles, was auf die medizinische Polizey desselben Bezug hätte, genaustens zu prüfen. Ich fand, daß die Klagen der hier zu

300 angehäuften Elenden nur allzugegründet waren, schilderte derselben Lage mit Nachdruck, und theilte meine Gedanken mit, wie, ohne den Zweck jenes Gefängnisses zu verfehlen, den eingerissenen Mißbräuchen abgeholfen werden möchte. Der Hof billigte meine Vorschläge, und das Schicksal dieser Unglücklichen ward um Vieles erleichtert.

Es waren kaum sechs Monate seit der Abreise des Kaisers aus Italien verflossen, als ich der vielen Ränke, die ich spielen sah, überdrüssig, und überzeugt, daß ich bey solcher Lage der Dinge wenig mehr nützen könnte, um die höchste Erlaubniß, meine Dienste als General-Director des Medizinalwesens niederzulegen, und nur meiner Professur ferner noch vorzustehen, einkam. Noch am nämlichen Tage, an welchem des Kaisers M. diese meine Bittschrift erhalten hatten, geruheten Höchstdieselben Ihrem Gouvernement zu Mayland den Auftrag zu ertheilen: daß solches die Beweggründe meines Begehrens untersuchen, und darüber seinen Bericht erstatten solle. Ehe aber dieses geschehen konnte, verlohr auch dieser Vater seines Volkes sein Leben; und kaum war diese traurige Nachricht nach Italien gekommen, als schon drey meiner Kollegen mich

schreckbarer Vergehungen vor dem Throne des neuen Regenten beschuldigten. Die Gerechtigkeit desselben erforderte, daß durch das Mayländische Gubernium der Grund oder Ungrund dieser wichtigen Beschuldigungen genauestens untersucht würde. Während dieser Untersuchung regnete es gegen mich Pasquillen, deren nahe und entfernte Urheber zum Theil auch nicht unbekannt blieben. Ich ward in öffentlichen, selbst deutschen, Zeitungen als ein Staatsverbrecher, welchen man in Italien bereits in Ketten und Bande gelegt hätte, verschrien. Zu allem schwieg ich stille, und verließ mich auf das Bewußtseyn meiner Unschuld, und auf die Gerechtigkeit meines höchsten Richters.

Schon war ein Jahr verflossen, und noch war kein Urtheil erschienen! Im Spätjahre 1792 ward ich gebeten, einer schwedischen Dame, welche ihrer mißlichen Gesundheit wegen nach Pisa gezogen war, einen Besuch abzustatten. Die Ferien gestatteten mir, diese Reise in Gesellschaft meines ältesten Sohnes alsogleich vorzunehmen. Wir nahmen unseren Weg über Piacenza, Parma, Modena, Pistoja, und Lucca. Nachdem ich hier das Wichtigste in Augenschein genommen hatte, setzte ich meine

Reise bis nach Pisa fort. Die kranke Dame wurde von dem berühmten Dr. Vacca, Professor der Klinik auf dieser Hohenschule, behandelt. Nachdem wir unsere Berathschlagung geendiget hatten, besah ich die Merkwürdigkeiten von Pisa. Ich fand das Spital dieser Stadt sehr reinlich. Es lag mir an, mit den medizinischen Professoren dieser Universität bekannt zu werden, und ich stattete denselben, soviel ihrer während den Schulferien hier waren, nämlich den Hrn. Petri, Castellazzi, und Branchi meinen Besuch ab. Auch machte ich mit Hrn. Slopp, Professor der Astronomie, dessen Neffe mein Schüler in Pavia war, Bekanntschaft, und besah mit ihm den mit Instrumenten wohl versehenen Wartthurm von Pisa. Der Präsident der Russischen Admiralität, Graf von Czernichew, befand sich ebenfalls in dieser Stadt. Da mir dessen Gesundheit von dem berühmten Weikard sehr anempfohlen worden war; so stattete ich auch diesem Kranken meinen Besuch ab. Den 24. Oktober verfügten wir uns nach Livorno, und besahen hier alles Sehenswürdige; sodann gieng ich über Pisa zurück, und nach Florenz, woselbst ich das Glück hatte, des Großherzogs von Toskana Königl. Hoheit

vorgestellt zu werden. Nachdem wir die Seltenheiten dieser prächtigen Stadt beobachtet hatten, machte ich mit einigen berühmten Männern derselben, besonders mit Felice Fontana, Bicchierai, und Nannoni, Bekanntschaft. Dieser übernahm es, mir das prächtige Spital di santa Maria nuova, wovon er der erste Wundarzt war, nach meinem Wunsche auf das genaueste vorzuweisen. Ich war mit allen Einrichtungen, besonders aber mit jenen für wahnsinnige Kranke, äußerst zufrieden.

Ich kam nach Pavia zurück, ohne daß ich von dem Ausgang meiner Streitsache etwas vernehmen konnte. Bald ward meine Gesundheit auf das heftigste erschüttert, als, mitten unter den gräßlichsten Verläumdungen, einer der fürtreflichsten Fürsten Deutschlands, des regierenden Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht, mich, als Landeseingebohrnen, zu seinem ersten Leibarzte zu bestimmen geruhte. So lange aber meine Rechtschaffenheit angetastet blieb, konnte ich mich ohnmöglich entschliessen, Italien zu verlassen. Kaum hatte ich mich zur Hälfte erholt; als ich mich, den Ausgang meiner Sache zu befördern, nach der Hauptstadt verfügte. Hier ward ich des Kaisers Majestät vorgestellt. Höchstdieselben

geruhten mir auf das gnädigste zu sagen: meine Unschuld seye gerichtlich erwiesen, das Urtheil aber nach Italien bereits abgesendet worden. Durch solches ward ich feyerlich schuldlos erkläret, in allen meinen Aemtern bestätigt, und meine Ankläger wurden nach Verdienst bestraft. So sehnlich ich nun gewünscht hatte, in den Schoos meines Vaterlandes zurückzukehren; so war es mir doch nicht möglich, Diensten zu entsagen, in welchen ich so gerecht und edel behandelt worden war.

Als ich nach Mayland zurückkam, erfuhr ich, daß meine guten Schüler, zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit, mir entgegenzufahren, und mich mit Gepränge nach Pavia zu begleiten beschlossen hatten. Ich bat sie, alles, was die alten Gehässigkeiten erneuern möchte, gänzlich zu vermeiden. Von dieser Zeit an, genoß ich in Italien wieder der zu meinen so wichtigen Geschäften so erforderlichen Ruhe.

Endlich erhielt ich unterm 15. Jäner 1795 den Höchsten Befehl, mich alsogleich nach Wien zu begeben, und daselbst einer von Sr. K. K. Majestät zur Verbesserung des Medizinalwesens bey Höchst

Ihren Armeen niedergesetzten Militairsanitäts-Kommission beyzustehen. Den 26. d. M. traf ich in der Hauptstadt ein. Während dem mir auferlegten Geschäfte, ward die klinische Schule zu Pavia, auf Verordnung des Mayländischen Guberniums, von meinem ältesten Sohne, welcher schon im vorigen Jahre, in jener, zu meinem Assistens ernannt worden war, fortgesetzt, und in eben diesem Jahre ward auch meinem jüngeren Sohne die Doktorswürde in der Arzneywissenschaft ertheilet.

Nach vollendetem Kommissionsgeschäfte, gerubeten des Kaisers Majestät, unterm 20. November 1795 mich meiner, zehn Jahre hindurch in Italien geleisteten Dienste zu entheben, und dagegen in der Hauptstadt, zum K. K. Hofrathe, zum Direktor des allgemeinen Krankenhauses, und zum ordentlichen Professor der praktischen Arzeneyschule bey der Universität zu Wien, zu ernennen, und mir einen jährlichen Gehalt von 5000 Gulden, ohne allen hievon zu leidenden Abzug, nebst einer schicklichen freyen Wohnung, und der zur Bestreitung meiner Reisekosten erforderlichen Summe, allergnädigst anzuweisen. Zugleich ward mein Sohn, Doktor Joseph

Frank, zum Primararzte des hiesigen allgemeinen Krankenhauses ernannt. Da aber jetzt die Schulen zu Pavia bald wieder eröffnet werden sollten; so ward von Sr. M. befohlen: daß der inzwischen nach Wien gekommene Primararzt, Doktor Frank, wieder nach jener Hohenschule zurückkehren, und unter Ernennung zum außerordentlichen Professor, die praktische Kanzel, so wie das Klinikum, einstweilen, und bis zur Ernennung meines Nachfolgers daselbst, versehen sollte.

Den 14. Dezember 1795 fieng ich meine praktischt Vorlesungen, in lateinischer Sprache, nach meiner Epitome de curandis hominum morbis, auf der Hohenschule zu Wien an; und nach wenigen Tagen, eröfnete ich auch die klinische Anstalt in dem allgemeinen Krankenhause. Zu jenen, war ich, vermöge meiner Anstellung, keineswegs verbunden; aber ich glaubte nothwendig, die Grundsätze, nach welchen ich am Krankenbette handle, meinen Schülern auf das deutlichste zu erklären; und bis jetzt habe ich immer fortgefahren, denselben täglich eine Stunde in diesem Geschäfte o h n e

entgeltlich zu widmen. Die Anzahl meiner Schüler, war, gegen die zu Pavia, nicht beträchtlich, so ansehnlich übrigens die Menge derjenigen war, welche die Neugierde anfänglich versammelt hatte. Zur Stelle meines assistirenden Arztes, ward mein jüngerer Sohn, Doktor Franz Frank, ernannt. Das medizinische Klinikum bestand damals, so wie das nebenanstossende, chyrurgische, in zwey kleinen, nur auf einer Seite mit Fenstern versehenen, und durch einen ziemlich finsteren, im Winter meistens mit Rauch angefüllten, Gang von einander getrennten Stuben, in deren jeder, sechs Betten, — auf der einen Seite für das männliche, auf der anderen für das weibliche Geschlecht aufgestellt waren. In der Mitte war ein besonderes, auch kleines, den chyrurgischen Operazionen gewidmetes Zimmer, mit einem Bette. Für drey, von ohngefähr 25 bis 30 jungen Aerzten zu besuchende, Krankenbette, wären diese Stuben eben nicht viel zu enge gewesen; aber zu Stoll's Zeiten, wo ich im Jahre 1785 gegen 75 Zöglinge hier versammelt gefunden habe, war der Raum viel zu enge, und die Luft mußte hier sehr geschwind eine, sowohl diesen, als den Kranken bedenkliche

Eigenschaft annehmen. Kaum war ich 2 bis 3 Monate hier angestellt, als eine beträchtliche Anzahl fremder junger Aerzte, zur Benützung dieser Anstalt, nach Wien kam. Diese, und eine Menge von Wundärzten, welche dahier gehalten sind, vor ihrer Prüfung, auch die medizinisch-praktische Schule eine Zeit lang zu besuchen, hoben bald alles Verhältniß zwischen dem Raume der Klinik und der Anzahl ihrer Schüler. Bald erkrankten, was schon öfters unter Stoll geschehen war, viele unter diesen sehr heftig an ansteckenden Fiebern. Ich machte deßhalb sogleich gehörigen Ortes meine Vorstellungen. Ehe aber noch eine Abänderung geschah, ward leider mein eigener Sohn, Doktor Franz Frank, am 19. März 1796 ein Schlachtopfer seines Eifers und der hier herrschenden Gefahren. Ich spare auch hier dem Leser die Erwähnung meiner schrecklichen Empfindungen bey solch' einem Verluste. — Nun ward Doktor Thomas Cappellini, aus Pistoja, welcher meine Schule noch in Pavia besuchet, und sich da als ein sehr geschickter junger Mann ausgezeichnet hatte, zu meinem assistirenden Arzte ernannt. Bis die medizinische Klinik erweitert würde, erhielt ich jetzt die Erlaubniß, die dy-

rurgisch = praktische Schule anderswohin zu übersetzen. Zu solchem Ende wies ich derselben in dem allgemeinen Krankenhause zwey geräumige Krankensäle, jeden für 20 Kranke beyder Geschlechter, an. Das zwischen diesen Sälen befindliche ansehnliche Zimmer, ward, auf Gutheißen der Regierung, zu einem chyrurgischen Amphitheater zugerichtet, in welchem für die Zukunft alle wichtige chyrurgische Operazionen, die vormals auf den Krankenzimmern selbsten, zum Abscheu und Schrecken der übrigen gegenwärtigen Kranken, vorgenommen zu werden pflegten, sowohl von den Primarwundärzten des allgemeinen Krankenhauses, als selbst von dem Professor der chyrurgischen Klinik, im Beyseyn aller seiner, und meiner Schüler vorgenommen werden sollten. Die ehemaligen Stuben der chyrurgischen Klinik besetzte ich jetzt mit innerlichen Krankheiten zum Gebrauche meiner Schüler; und indem ich jedes meiner 4 Zimmer nur mit 5 Betten besetzte, so gewann ich etwas mehr Raum, und konnte täglich 20 Kranke mit meinen Schülern daselbst besuchen. Da inzwischen noch immer viele von diesen, deren Anzahl sich jetzt durch den Zulauf von Fremden aller Nazionen von Monat zu Monat

sehr vermehrte, von ansteckenden Krankheiten allzuoft litten; so wurden endlich auf Höchsten Befehl, die vier kleinen Stuben der Klinik, mit Hinzuziehung des mittleren Ganges, in zwey schöne, ziemlich hohe, und auf drey Seiten mit Fenstern, so wie mit Ventilatoren wohl versehene Krankensäle, jeder mit 12 Betten, der eine für das männliche, der andere für das weibliche Geschlecht, aufgerichtet; und so ward die Gefahr der Ansteckung um sehr vieles vermindert.

Da in einem so großen Spitale, wie das hiesige ist, so manche unheilbare Krankheit, so mancher in der gemeinen Praxis seltene Zustand, so mancher dem Auge des auch noch so erfahrenen Arztes dunkler Vorfall aufstößt; so schien mir hier vorzüglich der Ort, dem Sitze, den Ursachen und Wirkungen dieser Krankheiten, in den traurigen Opfern derselben nachzuforschen, und durch pathologische Leichenöffnungen die Gränzen ärztlicher Kenntnisse zu erweitern. Zwar waren, seit Eröfnung dieses Krankenhauses, durch den Privatfleiß seiner Aerzte und Wundärzte, mehrere Leichen sorgfältig geöffnet worden; aber oft fehlte es diesen an Zeit, an einem, zu solchem Geschäfte schicklichen Orte, an

erforderlichen Hülfsmitteln; und dann so erheischet die Zubereitung vieler solcher krankhaften Gegenstände, damit sie in ihrem vortheilhaftesten Lichte aufgestellt werden mögen, eine gewisse Uebung und Fertigkeit, die wirklich nicht die Sache eines jeden Zergliederers ist, so sehr er auch übrigens mit dem gesunden Baue des menschlichen Körpers bekannt seyn mag. Gesetzt aber, sämmtliche diese Hindernisse wurden überwunden; so kamen doch nur die wenigsten von so wichtigen Präparaten in die rechten Hände; die mehrsten davon blieben in jenen einzelner Aerzte und Wundärzte; und der öffentliche Unterricht blieb dieser so äußerst wichtigen Hülfsmittel beraubt. Zwar sind in dem anatomischen Kabinete der hiesigen Hohenschule, durch den unermüdeten Fleiß seiner fürtrefflichen Vorsteher, auch manche sehr wichtige pathologische Präparate gesammelt worden; aber gegen dasjenige dieser Art, was mit den Leichen des allgemeinen Krankenhauses, ohne genaues Nachforschen, verscharret wurde, war es doch immer noch sehr wenig, und zudem war es sowohl unter andern, mehr physiologischen Zubereitungen aufgestellt, als ferne von dem Orte, wo es der Lehrer der medizinischen

Praxis bey seinen täglichen Vorlesungen füglich hätte benützen mögen. Hier in dem Spital, fand ich kaum 4 bis 5 pathologische, dazu noch übel verwahrte, Präparaten; und wie hätten derselben wohl viele, in dem abscheulichen, und den unerträglichsten Gestank verbreitenden Leichenhause, von den auch noch so eifrigen Aerzten und Wundärzten dieser Anstalt, ohne augenscheinliche Lebensgefahr erworben werden mögen? Meine vorzüglichste Sorge gieng also dahin, daß sowohl für diesen Entzweck, als zur Rettung der Scheintodten, ein geräumiges, und zugleich reinliches Leichenhaus, neben diesem aber eine kleine, zum Wärmen des benöthigten Wassers, u. s. w. brauchbare Küche, und sodann ein zur pathologischen Leichenöffnung eigends bestimmtes Zimmer, nebst einer Seitenkammer für den Prosektor, errichtet würden, und dieser gemeinnützige Vorschlag ward ohne Anstand begnehmiget. Bey der Menge von Leichen in einem so großen Krankenhause, wohin noch so viele Kranke in den letzten Augenblicken ihres Lebens gebracht werden, war ein eigener pathologischer Prosektor erforderlich, und zu einem solchen, ward Rudolph Aloys Vetter bestellt. Zur Ord-

nung und Aufbewahrung der pathologischen Präparate, ward einstweilen ein, an den Hörsal für die praktische Schule anstossendes, geräumiges Zimmer, nebst den gehörigen Schränken, Gefäßen, bestimmt, und zugleich befohlen, über das Gesammelte ein genaues Verzeichniß zu führen, und so viel möglich, demselben auch eine kurze Geschichte des tödtlich ausgefallenen Uebels einzuverleiben. Die übrigen Spitäler Niederösterreichs erhielten die Weisung, sich mit ähnlichen Beschäftigungen abzugeben, und das Vorgefundene an das neuerrichtete pathologische Museum dahier einzusenden. Obschon nun dieser letztere Entzweck bisher nicht erfüllet worden ist, und von daher kaum zwey Präparate dieser Art eingegangen sind; so sind doch von den bloßen Leichen des Krankenhauses, und durch Beyträge meiner auswärtigen, für die Wissenschaft besorgten Freunde, in den ersten zwey Jahren dieser Anstalt, viele, und zum Theil sehr wichtige Präparate aufgestellet worden; und wenn unser Fleiß nicht erkaltet; so dürfte dieses Museum, in weniger dann zehn Jahren, das erste dieser Art in Europa werden.

Da ich bisher stäts der Meinung war, daß der Errichtung eines nur in etwas ansehnlichen Kranken-

hauses, immer drey Gesichtspunkte, nämlich erstens, die Verpflegung dürftiger Kranken, zweytens, die Erziehung geschickter Aerzte und Wundärzte, drittens aber, die Beförderung, Erweiterung der Heilwissenschaft, vorgesetzt werden sollten; so blieb mir noch Manches zur Erzielung so großer Entzwecke vorzuschlagen übrig.

Für den ersten aus diesen waren schon vor mir sehr fürtreffliche Einrichtungen gemacht worden; doch schien mir das Werk noch immer nach und nach vervollkommnet werden zu können. Die ehemals sehr gute, bloß schriftlich verfaßte Pharmakopoe des allgemeinen Krankenhauses, war den, doch immer vorrückenden, Zeiten nicht mehr ganz angemessen, und die jährlichen Auslagen für Arzeneyen, welche im Durchschnitt gegen 45,000 fl. betrugen, schienen mir ohne allen Nachtheil, und sogar zum gewissen Nutzen der Kranken, gemäßiget werden zu können. Die Landesregierung gestattete daher, daß die vor wenigen Jahren von der Militairsanitätskommission dahier entworfene, neue Militärpharmakopoe, welche auch unsere Spitalärzte und Wundärzte, bis auf Weniges, was die Behandlung so vieler Gebäh-

renden und Kinder angeht, für hinreichend erkläret hatten, den gewöhnlichen Arzneyvorschriften zum Grund geleget würde. Durch diese Verfügung erwuchs, auch mit Abzug der jetzt nicht mehr, wie ehemals, für auswärtige Kranke in dem Spitale befindlichen, und jährlich mit einer Auslage von 4 bis 5,000 fl. verknüpften, sogenannten Frühordinazion, verursachten Unkosten, eine jährliche Ersparniß von 7 bis 8,000 Gulden. Hingegen schien mir die Kost der Kranken, nicht sowohl in Hinsicht auf die Gattungen der Speisen, dann in Rücksicht auf die Freygebigkeit der Aerzte in Darreichung dieser, oder jener erhöhten Nahrungsporzion für wiedergenesende Kranke einen Zusatz, und folglich größere Auslagen, dringend zu fordern. Unsere mehrsten Kranke bestehen aus armen Handwerksleuten, Taglöhnern u. s. w., welche, um wieder zu ihrem mühseligen Gewerbe zurückkehren, und ihre darbende Familie ernähren zu können, ihrer Kräfte bedürfen. Bey aller vernünftigen Sparsamkeit, die ich daher den Spitalärzten und Wundärzten in Hinsicht auf die nicht ganz hinreichenden Quellen der Spitaleinkünfte, anempfahl; drang ich dennoch darauf, daß nichts gespäret würde, was zur geschwin-

deren, folglich auch dem Spitale selbst vortheilhaften, Erholung der Wiedergenesenden beyzutragen im Stand wäre. Die Speisen für die Kranken des Spitals wurden damals von eigenen Pächtern, oder Traiteurs geliefert; und bey diesen giengen zugleich mehrere Secundärärzte und Wundärzte des Krankenhauses damals in die Kost. Da aus diesem letzteren Umstande leicht wechselseitige Verbindlichkeiten entstehen konnten; so ward erwähnten Aerzten und Wundärzten aufgetragen, sich eines anderen Tisches zu bedienen. Da nun den Pächtern sowohl für die tägliche Verköstigung der ohnentgeltlich aufgenommenen, als für die verschiedenen Klassen der bezahlenden Kranken, ein bestimmter Preis ausgesetzt worden war; so machten jene Verfügungen, daß die Traiteurs sich äusserst beschwerten, und die Lieferung der Krankenkost, so wie sie jetzt von den Aerzten und Wundärzten verschrieben würde, für jenen Preis nicht mehr liefern zu können erklärten. Eine kleine Zulage konnte die Pächter noch nicht zufriedenstellen; und da ich es selbst mit ihrer Bedienung nicht war; so ward, auf Gutbefinden der Regierung, in Hinsicht auf Küchenwesen, die, freylich um vieles

bessere, aber bey jetzigen so theuern Zeiten auch kostspieligere Regle eingeführet. Da die Brodportzionen bisher nach einem 1784 bestimmten Preise dargereichet wurden, und mit steigender Theuerung immer kleiner, und endlich ganz unzureichend geworden waren; so wurden dieselben jetzt nach dem beständigeren Gewichte bestimmt, und nach den in andern ansehnlichen Krankenhäusern Deutschlands und Italiens üblichen Brodgaben, um ein Merkliches erhöhet. Die Stundenordnung des Spitals schien mir zwischen der Einnahme der verschriebenen Arzeneyen, und dem Genusse der Speisen, für die ohnentgeltlich, und für die gegen Bezahlung von 10 Kr. aufgenommenen Kranken, nicht Raum genug zu lassen. Erst um 8 Uhr des Morgens kamen die Aerzte zum Krankenbesuche; und so konnten sämmtliche von ihnen verschriebene Arzeneyen nicht wohl früher, dann gegen 10 bis 11 Uhr, aus der Spitalapotheke geliefert werden. Dieß waren aber die zum Abspeisen der Kranken bestimmten Stunden; und so konnte den Pazienten, außer von jenen Mitteln, die schon des Abends vorher verschrieben worden waren, aber des folgenden Tages nicht selten ausgesetzt werden muß-

ten, bis gegen die Mittagsstunde nur sehr wenig gereichet werden. Des Nachts wurden ohnehin selten Arzneyen innerlich gegeben. Ich setzte demnach den Frühbesuch der Kranken von ihren Aerzten und Wundärzten, das ganze Jahr hindurch, auf 7 Uhr, des Mittagsmal aber auf 11 Uhr des Morgens. Da das Abendessen auch jetzt noch um 5 Uhr gereichet wurde; so ward zwar hiedurch die Zwischenzeit um eine Stunde abgekürzt; aber weil doch immer viel weniger, dann zu Mittage genossen wird, die Fortsetzung der Arzneyen nur wenig unterbrochen. In bedenklichen Krankheiten mußten jetzt die Arzneymittel auch zur Nachtzeit gehörig fortgegeben werden.

Zwar waren auch vorhin für die Wiedergenesenden beyderley Geschlechts zwey eigene Säle angewiesen worden; da aber so nicht immer eben derselbe Arzt, welcher sie in ihrer kaum überstandenen Krankheit behandelt hatte, die Rekonvaleszenten besorgte; so entgieng dem fremden Arzte vieles, was zur zweckmäßigeren Behandlung der Wiedergenesung zu wissen erforderlich ist, und dem Genesenden fiel es schwer, seine eigene Krankheitsgeschichte getreu zu erzählen, und in einen ihm unbekannten Arzt sein Zutrauen zu setzen. Daher ward nun

nahe an jeder ärztlichen Abtheilung, ein eigenes Zimmer für die Wiedergenesenden bestimmt; und diese wurden, bis sie endlich, als geheilt, das Krankenhaus verlassen konnten, von ihrem bisherigen Arzte behandelt.

Die Heilung aller innerlichen Krankheiten war bisher vier Primarärzten des Krankenhauses überlassen: und so hatte ein jeder derselben, besonders im Spätjahre und Winter, oft 150 auch 180, und mehrere Kranke zu behandeln. Es war mir zwar nicht unbekannt, daß es Spitäler gebe, in welchen ein Arzt 3 bis 400 Kranke allein zu besorgen hat; aber da ich aus eigener, langwieriger Erfahrung wußte, was ein Mann in so wichtigen Dingen zu leisten vermöge; da mir nicht unbekannt war, daß bey einer allzugroßen Anzahl von Kranken das Gedächtniß dem Heilenden nicht immer so getreu bleibe, um daß nicht aus diesem Mangel der Erinnerung, manchem Kranken ein Nachtheil zuwachsen dürfte; da ich wenigstens drey Minuten Ueberlegung von dem Arzte bey jedem Krankenbette erwarten mußte, so viel Zeit aber den Arzt, bey auch nur 150 Kranken, im Durchschnitte doch über dierthalbe Stunden, also bis über die zum Abspeisen der Kranken ange-

wiesene Zeit, zurückhalten würde; da auf solche Weise, die zuletzt zu bedienenden Kranken des Morgens sehr lange nicht abgefertiget werden könnten; da ich endlich durch die Erfahrung überwiesen worden war, daß in einem Zeitraume von 12 Jahren, in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien mehr Aerzte und Wundärzte ein Opfer ansteckender Spitalfieber geworden waren, als sonst in fünf Spitälern gleicher Größe, in so viel Zeit, zu fallen pflegen; daß folglich eine allzugroße Ausdehnung der Krankenbesuche an einem solchen Orte, sowohl den Kranken leicht nachtheilig, als den Aerzten sehr gefährlich werden dürfte; so war ich der Meinung, daß der fünfte Primararzt für das allgemeine Krankenhaus nichts weniger dann überflüßig, sondern sogar nothwendig seye. Da nun inzwischen bey Aufhörung der Frühordinazion in dem allgemeinen Krankenhause, so wie schon in den Vorstädten geschehen war, auch in der Stadt selbsten, ein Armenarzt bestellt, zu diesem Amte aber ein Primararzt des allgemeinen Krankenhauses gewählet wurde; so ward dessen Stelle, auf meinen Antrag, durch den, als Schriftsteller bekannten, gelehrten praktischen Arzt, Dr. Sallaba, wieder

besetzt. So nämlich, wie ich einstens zu Pavia gethan hatte, wünschte ich auch dem hiesigen Spitale beständig solche Aerzte, die, nebst der erforderlichen Erfahrung, auch die Theorie der Heilwissenschaft in ihrem ganzen Umfange besäßen, und in den Entdeckungen der Zeit so vorgerücket wären: daß die hiesigen Arzeneyschüler nicht nur auf der praktischen Schule, sondern auch auf jeder Abtheilung des Spitals, den beßtmöglichsten Unterricht finden, und so nicht nur des klinischen Professors, sondern allenfalls auch verschiedene Heilmethoden zu beobachten, und die eine mit der anderen zu vergleichen, Gelegenheit finden möchten. Doktor Sallaba, der an einem unheilbaren Brustübel litt, ward schon in den ersten Monaten von einem Spitalfieber dahingerissen; und nun ward dessen Stelle mit Dr. Renfi, welcher schon seit Aufrichtung des allgemeinen Krankenhauses als Secundararzt gedienet hatte, besetzt. So wie nun durch Anstellung eines fünften Primararztes die Auslagen für das Spital erhöhet wurden; so wurden dieselben in der Folge, als der älteste Primarwundarzt Sartori mit Tod abging, weil 4 Primarwundärzte, die nicht so häufigen Externisten (mit äußerlichen Uebeln Behafteten)

des Spitals gar füglich bedienen mögen, bis auf einige hundert Gulden, wieder erſparet.

Die Pferdeſtälle unter den weiblichen Guldenzimmern, wurden in mehrere einzelne Krankenzimmer, woran es in unſerem Spitale hauptſächlich fehlet, für epileptiſche, oder für andere, die Ruhe ſtörende, oder Abſcheu erregende Pazienten zugerichtet.

Da aber die mehrſten in dem Irrenthurme befindlichen Wahnwitzigen, aus Mangel eines ſchicklichen Platzes, nie aus dieſem ungeſunden Gebäude gelaſſen werden konnten, und ſich auf Sonn- und Feyertäge eine Menge müßiger, fürwitziger Perſonen um jenen Thurm verſammelte, die daſelbſt verhafteten Perſonen durch Zurufen ſtörte, oft reizte, auch manchmal denſelben ſchneidende und andere ſchädliche Werkzeuge zuſteckte; ſo ward jetzt, auf mein Einrathen, durch eine Mauer aller willkührlicher Zutritt verſperrt, zugleich aber zu beyden Seiten des Irrenthurms ein Raſenplatz mit Bäumen beſetzt, und den unglücklichen Verrückten zu einiger Bewegung in freyer Luft, und zu ihrer Ergötzung angewieſen.

Die in jeder Zelle der Wahnwitzigen befindlichen, einen unerträglichen Gestank verbreitenden, Abtritte wurden vermauert; hingegen ward jenen ein verdecktes Gefäß, welches, so oft es zu ihren Bedürfnissen gedient hatte, sogleich beseitiget werden konnte, angewiesen.

Auch die chyrurgischen Bandagen und Instrumenten wurden jetzt verbessert, oder ergänzt; und da von letztern kein erforderlicher Vorrath mehr vorhanden war; so ward auch für diesen gesorget.

In Hinsicht auf Erziehung geschickter Aerzte und Wundärzte, so ward hiezu durch die Erweiterung beyder klinischen Anstalten, durch die Aufnahme mehrerer merkwürdigen Fälle, durch das chyrurgische Amphitheater, das pathologische Kabinet, so wie durch die täglichen, das ganze System der praktischen Heilkunst umfassenden Vorlesungen, weil die sämmtlichen Secundarärzte, Wundärzte, und Praktikanten des Spitals, diese Anstalten, so viel es der Spitaldienst gestattete, fleißig besuchten, schon der Grundstein gelegt. Da aber die Entfernung des Spitals von öffentlichen Büchersammlun-

gen, und die Unmöglichkeit, sich die benöthigten Bücher selbst anzuschaffen, noch Manchen an täglicher Erweiterung seiner Kenntnisse verhinderten; so ward zu einer kleinen medizinisch-chyrurgischen Handbibliothek der Anfang gemacht, um solche, sobald sie nur einiger Maßen in Ordnung, und mit den erforderlichen Bequemlichkeiten versehen seyn wird, dem Gebrauche der Spitalärzte und Wundärzte zu widmen.

Was die Beförderung und Erweiterung der Heilwissenschaft angeht; so sind die pathologischen Leichenöffnungen, die Aufbewahrung und Beschreibung der bey diesen vorgefundenen Gegenstände, zur Erreichung eines solchen Endzweckes sehr beträchtliche Hülfsmittel. Von den wichtigsten Beobachtungen, so wie von den herrschenden Krankheiten, die von den Primarärzten und Wundärzten auf ihren Abtheilungen gemacht wurden, geschieht bey den gewöhnlichen Sitzungen der sogenannten Hauskommission jedesmal Meldung. Wenn unter jenen Aerzten einer, neuentdeckte, bereits öfters mit Erfolge anderwärts geprüfte, obschon in der Militärpharmakopoe nicht enthaltene Arzneymittel

anzuwenden gedenket: so wird ihm hiezu von der Spitaldirekzion Gelegenheit verschaft.

Im Jahre 1797 ward ich zu der von Sr. M. niedergesetzten Studienrevisions-Hofkommission gezogen, und entwarf den medizinisch-chyrurgischrn Unterrichtsplan, welchen dieselbe der Höchsten Begnehmigung des Monarchen überreichet hat. In eben diesem Jahre verfertigte ich zu meines Sohnes, des Primararztes Dr. Joseph Frank's, Ratio Instituti clinici Ticinensis, Viennae 1797 8vo. eine eigene Vorrede, in welcher ich meine Gedanken über die Brownische Lehre näher entwickelt habe.

Unterm 22. Juny 1798 ward ich zum Mitgliede des Königl. Spanischen Kollegiums der Aerzte zu Madrit, — und im November 1800 zu jenem des Kollegiums der Aerzte und Wundärzte zu Venedig ernannt. Im Julius d. J. erlitt ich einen starken, obschon kurzen Anfall von Podagra, nach welchem ich in eine merkliche Schwäche verfiel, und an beyden Füssen von einer beträchtlichen Wassergeschwulst ergriffen ward. Ich sah ein, daß ich eine

Digitized by Google

Zeit lang allen Arbeiten entsagen, und der Landluft genießen mußte. Daher begab ich mich nach Oberösterreich, an den Gmundnersee, besuchte von da das Kammergut, und erholte mich in diesen romantischen Gegenden in 11 Tagen auf das Vollkommenste.

Endlich ward ich auch der, unterm 16. July 1801, wegen künftiger Einrichtung und Organisazion der dahiesigen Vieharzneyschule und Thierspitals niedergesetzten Kommission zugesellet. Schon in meinem für die Universität zu Pavia entworfenen Plane, hatte ich darauf angetragen: daß auf derselben auch solch' eine Schule errichtet, oder vielmehr jene, die schon zu Mantova bestand, diesem Mittelpunkte der Studien einverleibt, und erweitert werden möchte. Ich zeigte damals die Vortheile einer engeren Verbindung beyder Wissenschaften an ein und dem nämlichen Orte; und erwies, daß die Arzeneywissenschaft, wenn man ihr nicht von jeher so enge Grenzen gesetzt, und sie nicht blos auf eine, obschon die edelste Gattung lebender Geschöpfe eingeschränkt hätte, schon lange einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht haben würde. Wie sehr, sagte ich, hat sich nicht

Digitized by Google

die Lehre vom gesunden Zustande des Menschen und dessen Verrichtungen, zu ihrem Vortheile verändert, seitdem man den Körperbau verschiedener Gattungen von Thieren, die Werkzeuge ihrer Verrichtungen genauer zergliedert, und diese und jene mit einander verglichen hat? Welch' ein Licht hat nicht selbst eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Pflanzen, über jenes der Menschen und ihrer thierischen Verwandten verbreitet? Warum also nur stückweis arbeiten, und immer das Ganze, der Theile wegen, vernachlässigen wollen? . . . Man lehre zuerst, fuhr ich fort, eine allgemeine Anatomie, eine allgemeine Physiologie der ganzen lebenden Natur für alle Klassen von Menschen, die sich den, doch immer verschwisterten, Wissenschaften widmen wollen, ehe man diese wichtigen Theile der Menschenarzneywissenschaft so ins Feine zu bearbeiten, und die Anwendung derselben auf eine Gattung von Geschöpfen, den künftigen Aerzten zu erklären gedenket. Man errichte anatomische Kabinette, in welchen Theile, die bey verschiedenen Thieren eine gleiche Verrichtung haben, neben einander gestellt, Theile aber, welche nur einer Gat-

rung von Thieren, zu besonderen Verrichtungen gegeben worden sind, in ein besonderes Fach eingetragen werden. Zu beyden werden auch die Pflanzen ihre Beyträge liefern. Gleich neben diesen anatomisch-physiologischen Kabinetten, lasse man die durch Krankheit veränderten, oder neu erzeugten Theile eben dieser Thiere und Pflanzen, zur vergleichenden Krankheitslehre, in einem pathologischen Museum folgen! Nebst der klinischen, sowohl ärztlichen, als wundärztlichen Schule, sey unsere Hoheschule auch mit eigenen Krankenställen für Pferde, für Hornviehe, für Schafe, versehen! Diese Krankenställe besuchen eigene, für die Thierarzneykunde bestellte Lehrer; aber es besuche sie auch der Professor der Klinik sammt seinen Schülern, und bestimme den Unterschied der Ursachen, der Symptome, welche eine und die nämliche Krankheit bey Menschen und bey Hausthieren verursachen, begleiten, so wie die verschiedene Wirkungsart der Mittel, ihre Dosen bey Menschen und bey erwähnten Thieren. Der Viehartzt sey zugleich ein erfahrner Menschenarzt, und beyde suchen, durch eine vergleichende Therapie die Gränzen

beyder Wissenschaften täglich zu erweitern! — Der von mir vorgelegte Plan fand den Höchsten Beyfall, und Kaiser Joseph der II. befahl denselben auszuführen; als auf einmal die Sache eine andere Wendung nahm, und die Viehargneyschule nach Mayland versetzt wurde.

Noch vor Ende des Schuljahres 1801 erhielt ich den Höchsten Befehl, in dem dahiesigen allgemeinen Krankenhause, die sogenannten Kuhpocken oder Vaccine, einer Anzahl von Waisen und Findelkindern einzupfropfen, nach einiger Zeit aber mit Einimpfung der wahren Pocken, an eben jenen Kindern die Gegenprobe öffentlich vorzunehmen, und über diese gemeinnützige Versuche meinen Bericht abzustatten. Mit Anfange des Septembermonats, befolgte ich diesen wichtigen Auftrag in Hinsicht der Kuhpockeneinimpfung an 26 Kindern, wovon jedoch nur 15 die Vaccine deutlich erhielten. Die Zwischenzeit benützte ich zu meiner so nöthigen Erholung, und begab mich eben dahin, wo ich im vorigen Jahre meine verlorne Gesundheit wieder erhalten hatte. Von da machte ich eine Seitenreise nach Salzburg. Im November eben dieses Jahres nahm ich mit

eben den 15 Kindern, welchen die Vaccine mit Erfolg eingeimpfet worden war, mit wahrem Pockeneifer die Gegenprobe vor, und ich erinnere hier blos, daß diese ganz zum Vortheile der Kuhpocken ausgefallen seye.

So viel von meinem Leben! wenigstens war solches bis auf diesen Augenblick sehr rastlos, und ich darf es wohl sagen, mehr meinen Mitmenschen, dann mir selbsten gewidmet. Manchmal befällt mich nun mein Spleen, und da sage ich mir heimlich: Hättest du den Stand deines Vaters gewählet, du hättest doch ruhiger geschlafen! — Geschlafen? antwortet später die Vernunft; und wer ist blos zu diesem gebohren? . . . dann schweige ich schamroth, und lüpfe muthig die schon gewöhnte Last

auf meine schon älternde Schultern. Des Undankes kann ich weder Deutschland noch Italien beschuldigen. Das schmachtende Pflänzchen, welches ich, als Verfasser der medizinischen Polizey, in jenen Boden versetzet habe, ist, in einem nicht sehr langen Zeitraume, zu einem Baume emporgewachsen, welcher seine Aeste bereits über den größten Theil von Europa ausgedehnet, und überall Früchte, deren Reife ich sobald selbsten nicht erwartet hätte, getragen hat. Unter dem Schatten solch' eines Baumes, mein Grabmal! — wird wohl je die Mißgunst auch meine Asche da zu beunruhigen wagen? Ich kam als ein Deutscher nach Wälschland, um zu jener Quelle, aus welcher vor diesem ganz Europa die wichtigsten Kenntnisse in der Heilkunde begierig zu schöpfen pflegte, die nämliche, seitdem um Vieles vervollkommnete Wissenschaft zurückzuflößen. Habe ich diese große Bestimmung erfüllt; reden unter den 2000 Aerzten, die ich dort gebildet habe, die mehrsten zum Vortheile des genossenen Unterrichtes; so habe ich die Achtung der Fremden für die schnelle Kultur meines Vaterlandes gerechtfertiget, und das

genterische Italien hat mir in seinem, durch zehn Jahre nie ausgesetzten Zutrauen ein ehrenvolles Denkmal gestiftet. Freylich bin ich, bey allen meinen Arbeiten, noch ein grosser Schuldner derjenigen, die mich bisher mit ihrem Beyfalle beehret haben. Noch habe ich von meinem System der medizinischen Polizey, um daß es vollständig heißen möge, zwey, — von meiner Epitome de curandis hominum morbis, wenigstens noch drey Bände zu liefern. Von meinen, in der Klinik von drey Hohenschulen gemachten, zum Theil sehr wichtigen Beobachtungen, habe ich nicht den tausendsten Theil bekannt gemacht. Manche schöne Kupferstiche von wichtigen pathologischen Gegenständen habe ich mit vielen Unkösten verfertigen lassen: und alles dieß liegt in meinem Pulte vergraben! Sieht man inzwischen auf die Menge meiner Berufsgeschäfte bey meinen verschiedenen Anstellungen zurück; betrachtet man, daß ich mir bey diesen so viel als gar keine Erholung gestatte; so habe ich hoffentlich auf Nachsicht zu zählen. Die Materialien zu dem, was ich noch zu liefern habe, liegen alle bereit, und ich denke, sie

sollen, nach so vieljähriger Erfahrung, sowohl was medizinische Polizey, als was praktische Heilkunde betrift, durch einige Zurückhaltung mehr gewonnen, dann verloren haben.

Wien den 24. Dezember 1801.

Digitized by Google

Warnung

an das Publikum

vor dem

Mißbrauche der Brech- und Abführungsmittel und des Aderlassens

von

Doktor J. G. Bremser,

praktischem Arzte zu Wien.

Gesund seyn und lang leben ist der allgemeinste Wunsch der Menschen. Nur sind die Mittel, durch welche der größte Theil derselben seinen Zweck zu erreichen hofft, meistens von der Art, daß die Gesundheit dadurch untergraben und das Leben verkürzt wird. Einige glauben in Wunderelixiren, Goldtinkturen, Gnaden- und Lebensbalsamen und andern Universalmedizinen die Quintessenz des Lebens und der beständigen Gesundheit gefunden zu

Digitized by Google

haben; andere suchen durch Brechen, Laxiren und Aderlassen ihren Körper unaufhörlich von eingebildeten Unreinigkeiten und schädlichen Stoffen zu säubern, und dadurch vor Krankheiten und einem frühzeitigen Tod zu schützen. Beyde Theile verfehlen ihr Ziel. Doch soll vor jetzt nur der Irrthum der letzteren gerügt werden. Damit aber Personen, welche von der Einrichtung der thierischen Oekonomie nicht gehörig unterrichtet sind, das Vorzutragende besser verstehen mögen: so wird es nicht überflüssig seyn, eine kurze Beschreibung des Verdauungs- und Ernährungsgeschäftes voraus zu schicken.

Zuerst werden die Speisen in dem Munde durch die Zähne zermalmt, und mit dem Speichel vermischt, der durch die Bewegung der Kinnbacken und der Zunge aus den Speichelbrüsen ausgedrückt wird; hierauf kommen sie durch den Schlund in den Magen, wo sie theils durch die Zusammenziehung und Bewegung des Magens selbst, theils durch den Magensaft und den im Munde beygemischten Speichel verdauet werden. Nun gehen sie nach und nach durch die an der rechten Seite des Magens befindliche Oeffnung in den Zwölffingerdarm, wo ihnen

die Galle aus der Leber und der Gallenblase nebst dem Gekrösdrüsensaft aus der Gekrösdrüse beygemischt wird, wodurch sie noch mehr erweicht, verdünnet, und zur Abscheidung der nahrhaften Theile von den unbrauchbaren geschickt gemacht werden.

Der auf diese Weise entstandene Speisebrey wird nun durch die wurmförmige Bewegung der Gedärme und den Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln immer weiter fortbewegt, wobey ihm noch beständig durch die aushauchenden Gefäße der Gedärme Feuchtigkeiten zugemischt werden, indeß auf der andern Seite die einsaugenden Gefäße der Gedärme, oder die sogenannten Milchgefäße, die feineren und flüßigeren Theile aufsaugen. Der vestere, gröbere und zur Ernährung untaugliche Theil aber geht in die dicken Gedärme über, und wird durch den Mastdarm als Koth ausgeschieden.

Der Chylus oder der dünne milchigte Saft, der von dem Speisebrey ausgeschieden worden ist, wird, nachdem er in die Milchgefäße der dünnen Därme aufgenommen worden ist, von ihnen in einen gemeinschaftlichen Behälter, der die Milchzisterne heißt, geführt, und von da bringt ihn die Speisesaftsröhre in die linke Schlüsselbeinsblutader.

wo er ganz allmählig mit dem Blute vermischt wird, und mit ihm durch die herabsteigende Hohlader zum Herzen gelangt.

Aus dem Herzen geht das Blut zuerst in die Lungen, wo es durch die Berührung mit der eingeathmeten Luft eine wesentliche Veränderung leidet, indem nähmlich einige Stoffe aus demselben ausgeschieden werden, dagegen es wieder andere aus der Luft erhält. Aus den Lungen kehrt dieses veränderte Blut in das Herz zurück, und von da wird es durch die Arterien oder Schlagadern in alle Theile des Körpers getrieben.

Die Schlagadern zertheilen sich in unendliche Aeste und Zweige durch den ganzen Körper, und eine noch größere Menge von Blutadern führt das zu verschiedenen Zwecken in diesem verbreitete Blut wieder zum Herzen zurück.

Das Blut hat folgende Hauptbestimmungen. Die erste ist: den Organen des thierischen Körpers gewisse Stoffe mitzutheilen, ohne welche sie die Thätigkeit, welche man Leben nennt, nicht ausüben könnten, und die gröberen und feineren Stoffe, welche durch diese Thätigkeit verlohren gehen, wieder zu ersetzen, um die Organe in dem Zustand zu erhal-

Digitized by Google

ten, welcher zur wiederholten und gesunden Ausübung dieser Thätigkeit erfordert wird. Man nennt dieses Geschäft die Ernährung.

Eine andere Bestimmung des Bluts ist, aus seiner Masse neue Säfte auszuscheiden, die wieder ihre eigenen wichtigen Bestimmungen haben. Dieses Geschäft heißt die Absonderung. Unter den abgesonderten Säften gehören der Speichel, der Gekrösdrüsensaft, der Magen- und Eingeweidesaft und die Galle gewiß zu den wichtigsten, da diese alle zunächst auf die Verdauung der Speisen und die Bereitung des Milchsaftes wirken, der wieder eine Hauptbedingung zu einer guten Blutmachung ist.

Diese beyden Einrichtungen machen aber noch eine dritte nöthig, nämlich die Aussonderung der zu den beyden Hauptbestimmungen des Blutes unbrauchbaren, oder gar schädlichen Bestandtheilen aus der allgemeinen Blutmasse; und zu diesem Geschäfte dienen vorzüglich die Nieren, die Haut, die Lungen und der Darmkanal.

Übrigens muß das Blut, so wie die übrigen Säfte, als ein natürlicher und nothwendiger Reiz des ganzen Organismus überhaupt, insbesondere aber des Gefäßsystems betrachtet werden.

Digitized by Google

Nach dieser kurzen Uibersicht des Verdauungs- und Ernährungsgeschäftes wird es um so leichter seyn, die Wirkungen und Folgen der Brech- und Abführungsmittel gehörig zu beurtheilen.

Das Brechmittel wirkt zunächst auf den Magen als ein äußerst heftiger Reiz, der nicht blos, wie der gewöhnte Reiz der Speisen, den Magen zu vermehrter Thätigkeit anspornt, um die genossenen Nahrungsmittel zu verarbeiten, und weiter in die Gedärme fortzutreiben, sondern wirkliche Zuckungen des Magens erregt, so daß alles in dem Magen enthaltene gewaltsam durch den Mund ausgeworfen wird. Die nächste Folge ist Schwächung und Erschlaffung des Magens durch allzuheftige Anstrengung. Hiezu kommt ein zweyter Effekt, nämlich Verlust an Säften, und zwar sowohl des Magensaftes als auch der Galle, welche beyde so wesentlich nöthig zu einer guten Verdauung sind.

Drittens darf auch die mechanische Wirkung des Brechens nicht übersehen werden. Durch die gewaltsamen Zusammenziehungen des Magens und des Zwerchfells, durch das heftige Würgen werden die Lungen gedrückt, das Athemholen erschwert, der freye Durchgang des Blutes durch die Lungen

Digitized by Google

gehemmt, folglich der Rückfluß des Blutes durch die Lungen gehindert; daher die Angst, das aufgetriebene Gesicht, und nicht selten bey dazu geneigten Personen Schlagfluß während dem Erbrechen selbst, wie unter andern Wepfer ein solches Beyspiel erzählt. Auch Personen, welche schwache Lungen und Neigung zum Blutspeyen haben, laufen besonders viel Gefahr dabey. Nicht minder gefährlich ist es bey Schwangern, weil sehr leicht Mißgebähren darauf erfolgt. Es ist ferner eine allgemeine Erfahrung, wie leicht bey dem Erbrechen Brüche entstehen, oder schon geheilte wieder austretten.

Die unmittelbaren Wirkungen der Abführungsmittel sind zwar in den meisten Fällen nicht von so gefährlichen Folgen. Jedoch geben die heftig reizenden oder sogenannten drastischen Abführungsmittel durch den Schmerz und das Kneipen, welches sie im Unterleib verursachen, deutlich zu erkennen, daß sie den Darmkanal auf eine ziemlich derbe Art angreifen, und Hagendorn sah auf ein heftiges Purganz Epilepsie und Tod, Hellwig aber eine Lähmung des ganzen Körpers erfolgen. Man mögte daher von ihnen, wie die Männer von Gilgal zu dem Propheten Elisa, sagen:

Herr! dieß ist der Tod in Töpfen. Die sogenannten kühlenden Abführungsmittel aber, welche meist aus Mittelsalzen bestehen, bringen eine vermehrte Absonderung in den Gedärmen hervor, und verursachen dadurch einen Verlust von Säften, wodurch nothwendig der Körper geschwächt werden muß.

Die allgemeine Wirkung der Brech- und Abführungsmittel besteht also in Schwächung, und zwar zunächst in Schwächung des Magens und Darmkanals. Die Folgen dieser Schwächung müssen sich daher auch zuerst in den zunächst geschwächten Organen äußern; es entsteht daher schlechte Verdauung. Denn um gut zu verdauen, muß der Magen nicht nur seine gehörigen Kräfte haben, sondern es werden auch dazu Säfte von guter Beschaffenheit erfordert. Hier sind die Kräfte erschöpft, die Säfte ausgeleert, und diejenigen Säfte, welche nun wieder aufs neue abgesondert werden, können unmöglich von der gehörigen guten Beschaffenheit seyn, denn die Organe, welche sie absondern sollen, sind in einen krankhaften Zustand versetzt, und in ihren Verrichtungen gestört worden, mithin muß die Verdauung schlecht seyn.

Diese zieht aber nothwendig eine schlechte Ernährung nach sich, denn hier werden statt einem guten Chylus nur schlecht verarbeitete Säfte eingesogen, und es kann daher der Verlust, den wir beständig an unserer eigenen Substanz durch den Lebensprozeß selbst erleiden, nicht gehörig ersetzt werden. Die Stärke und Gesundheit des Körpers besteht aber gerade darin, daß in eben dem Verhältnisse, als er durch die Lebensverrichtungen selbst aufgezehrt wird, wieder das Verlorne durch fremde Stoffe, die er sich zuzueignen und zu assimiliren weiß, ersetzt werde; und daß ferner die starren Theile durch eine verhältnißmäßige Menge von Säften in der gehörigen Spannung erhalten werden. Den entgegengesetzten Zustand nennen wir Schwäche, und dieser wird gerade durch die Ausleeruugsmittel hervorgebracht.

Man bedient sich aber gewöhnlich dieser Mittel in der Absicht, entweder um sich dadurch vor Krankheiten zu schützen, als Präservative; oder um schon anfangende Unpäßlichkeiten zu heben, und die aufkeimende Krankheit gleichsam in der Geburt zu ersticken. Wie sehr man hierin fehle, werden wir sogleich sehen.

Digitized by Google

Kaum erblickt der Mensch zum ersten Male das Tageslicht, so eilt schon die sorgsame Hebamme den neuen Ankömmling mit einem Manna- oder Rhabarbersäftchen zu begrüßen. Der erste Tag seines Lebens ist also ein kranker Tag, ein Tag des Bauchgrimmens, und dieser legt öfters den Grund zur Kränklichkeit seines ganzen künftigen Lebens. Man wird zwar dagegen einwenden, daß diese Mittel deßhalb nöthig wären, um das sogenannte Kindspech auszuführen, welches, wenn es da liegen bliebe, allerhand übele Zufälle verursachen könnte. Allein sobald die Mutter ihre Pflichten als Mutter ganz erfüllt, und ihr Kind selbst stillt, so wird durch die erste Milch dieses Kindspech schon allein weggeschaft. Sollte das Kind aber durch andere Nahrung aufgezogen werden, so kann allerdings zuweilen der Fall eintreten, daß man durch Arzeneyen der Natur nachhelfen muß, dieses Kindspech fortzuschaffen. Dabey sollte man es aber bewenden lassen. Allein: gerade das Gegentheil geschieht. Das Kind darf nur ein trübes Gesicht machen, so fällt alsobald das weise Urtheil der klugen Frau dahin aus: der arme Wurm habe Bauchweh, und man müsse ein Purgiersäftchen geben; und wenn der

arme Wurm wirklich zuvor gar keine Bauchschmerzen hatte, so bekommt er sie jetzt gewiß durch das grimmenmachende Säftchen. Indeß freuen sich Mama und Frau Gevatterin recht sehr, daß das Säftchen so viele Unreinigkeiten ausleert, welche nach ihrer vesten Ueberzeugung die Ursache der Krankheit waren, die vielleicht gar nicht existirte, wohl aber durch das Purganz erzeugt werden konnte; und da der Abgang immer verdorbener und übelriechender wird — eine sehr natürliche Folge der widernatürlichen Reizung und Schwächung der Gedärme: — so wird das beliebte Säftchen öfters so lange fortgesetzt, bis das Kind mit dem Schleime und den Unreinigkeiten die Seele von sich giebt. Ganz natürlich kommen am Ende Zuckungen hinzu, gegen die man mit einem herzstärkenden Perlwasser zu Felde zieht, und dann heißt es, das Kind ist am Frais gestorben. Keinem Menschen fällt dabey ein, daß es durch die ewigen Säftchen gemordet worden ist.

Dieß ist die Lebens- Leidens- und Sterbensgeschichte vieler tausend Kinder. Andere sterben zwar nicht unmittelbar auf diesen Mißbrauch der Abführungsmittel, aber sie werden dadurch skrophulös und

rachitisch gemacht, und schleppen bis zum Grabe einen siechen und elenden Körper herum.

Ist aber das Kind so glücklich, stärker als das Säftchen zu seyn, und allen Purganzen zum Trotz mit heller Haut den Händen der Hebamme zu entrinnen, so muß es doch von Zeit zu Zeit — etwa an den Familien-Purgiertägen, wo die ganze Sippschaft der Göttinn Cloacina opfert — ein Wienertränkchen nehmen, damit sich nicht zu viel Unreinigkeiten in dem Körper ansammeln.

Die Furcht vor dieser vermeinten Ansammlung von Unreinigkeiten, und den daher drohenden übelen Folgen ist es eigentlich, welche die meisten Menschen bestimmt, periodisch zum Abführen einzunehmen, oder nach ihrem Ausdruck den alten Sauerteig auszufegen. Solche Personen vergleichen den Magen mit einem Küchengeschirre, welches man bey langem Gebrauch nicht ausspült, und da in dem Magen täglich so vielerley gekocht wird: so müßte es, meinen sie, in demselben gar unsauber aussehen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit tüchtig ausgescheuert wird. Eine vortrefliche Analogie! die warlich dem Kopfe ihres Erfinders Ehre macht. Indeß darf man sich so sehr nicht darüber wundern,

wenn Layen in der Kunst auf solche Art schließen, da ich sogar hören mußte, wie ein Arzt den Magen mit schmutziger Wäsche verglich, den man nicht eher stärken dürfe, bis er nicht zuvor wohl ausgewaschen wäre. — Etwa mit Lauge und Seife? — oder stärkt der Hr. Doctor den Magen wohl auch mit Kraftmehl? — So treffend Manchem derley Vergleichungen scheinen mögen, so unpassend und unrichtig sind doch dieselben. Der Magen ist ja kein todter Topf, der sich blos leidend verhält, sondern er ist ein selbstthätiges Organ eines lebenden Körpers, welcher das zu seiner Erhaltung und Ernährung taugliche sich zueignet, das untaugliche und schadhafte hingegen theils beständig, theils periodisch, durch die Haut, die Lungen, den Mastdarm und die Harnwege fortschaft, ohne daß man nöthig hätte, ihm deßwegen Execution zu schicken. In einem gesunden, in seinen Verrichtungen ungestörten Körper kann also eine Ansammlung von Unreinigkeiten nie statt finden.

Man hat zwar noch einen Beweiß für die Existenz dieser Unreinigkeiten, der aber so sehr hinkt, als der eben bestrittene. Man beruft sich nämlich auf den Effekt der Ausleerungsmittel,

und beweist aus der ausgeleerten Galle und Schleim, daß auch einem gesunden Körper solche Ausleerungen nöthig seyen. Allein ist denn die Galle eine Schädlichkeit? Die Galle ist vielmehr ein zur Verdauung der Speisen höchst nöthiger Saft, so wie der Schleim zur Beschützung der Gedärme nothwendig ist. Es ist also höchst ungereimt, dieselben gewaltsam fortzuschaffen, die Verdauung zu schwächen, und die Gedärme allen unangenehmen Eindrücken blos zu geben. Wenn aber bey fortgesetztem Gebrauche auflösender und abführender Mittel diese Säfte scharf, übelriechend und verdorben erscheinen, so glaube man ja nicht, daß sie es schon vorher gewesen sind, sondern sey überzeugt, daß dieß eine natürliche Folge der fortgesetzten krankhaften Reizung der sie absondernden Organe ist. — Diese Erfahrung mußte van Helmont zu seinem großen Verdruß an seinem eigenen Körper machen. Er wurde in seiner Jugend durch den Handschuh eines Frauenzimmers mit der Krätze angesteckt, die sich von der einen Hand bald der andern und endlich dem ganzen Körper mittheilte. Die vornehmsten Aerzte der Stadt wurden zu Rath gezogen, und von ihnen zur Abkühlung der hitzigen Leber eine Aderläße,

zur Reinigung der Säfte aber ein auflösender Trank und ein Abführungsmittel verordnet, welches jeden dritten Tag wiederholt werden mußte. Anfangs freuete Helmont sich recht sehr über die Menge Unreinigkeiten, welche dadurch ausgeleert wurden. Aber je länger er diese Mittel fortnahm, desto mehr nahm die Menge dieser Unreinigkeiten zu, so daß, wenn sie ganz beisammen gewesen wäre, sie unmöglich in allen Hölen des Körpers Platz gehabt haben würde. Indeß zehrte er dabey ab, und wurde wirklich krank, da er zuvor, das Hautübel ausgenommen, die vollkommenste Gesundheit genoß. Die Krätze aber hatte er nach, wie vor. Dieß brachte ihn natürlich auf den Gedanken, daß diese ausgeleerten Unreinigkeiten erst durch die Arzeneyen erzeugt worden seyen, daß die Krätze eine Krankheit der Haut, die er durch Ansteckung erhalten habe, und nicht eine Folge scharfer Säfte sey, welche man durch den Mastdarm wegpurgiren könne. Er sagt daher auch, Purganz oder Reinigungsmittel sey ein betrügerischer Name, indem es vielmehr faul und stinkend machende Mittel wären. Nur mit Mühe konnte er sich von dieser gewaltsamen Reinigung wieder erholen.

Digitized by Google

So wie es hier Helmonten gieng, geht es noch täglich hunderten, welche, indem sie ihren gesunden Körper gegen Krankheiten schützen wollen, ihn durch Ausleerungsmittel aller Art gerade erst geneigt dazu machen. Ein gesunder und starker Körper ist das beste Präservativ gegen Krankheiten, und jedes Ausleerungsmittel muß, in so fern es schwächt, den Körper zu Krankheiten geneigt machen. Als Präservativ-Mittel sind sie also schlechterdings ganz zu verwerfen.

Eben so sehr wird aber auch gefehlt, mit Anwendung dieser Mittel bey anfangenden Krankheiten und Unpäßlichkeiten. Ich will zwar gar nicht läugnen, daß es allerdings Krankheiten gibt, welche durch ein Ausleerungsmittel gleich im Anfange gehoben werden können, allein dieß sind unstreitig die wenigsten. Die bey weitem meisten Krankheiten entstehen von schwächenden Schädlichkeiten; wie wenig aber schwächende Mittel zu Hebung schwächender Ursachen passen, lehrt der gesunde Menschenverstand.

Aber was ist wohl gebräuchlicher, als sich bey dem geringsten Uebelbefinden eines Brech- oder Abführungsmittels zu bedienen? Die Zunge ist belegt,

der Geschmack bitter, der Appetit mangelt, es stößt übel auf, es ist Neigung zum Brechen vorhanden; wer ist daran Schuld, als die böse Galle? Dieß ist der gewöhnliche Schluß. Allein ist es denn schon erwiesen, daß die Ursache an der Galle liege? und wer kann denn mit Gewißheit behaupten, daß die auf das Brechmittel ausgeleerte Galle schon vorher in dem Magen enthalten war? Schon Savonarola war der Meinung, daß die Galle eher weggebrochen würde, als daß sie Krankheiten verursache. So viel ist gewiß, daß wir bey Leichenöffnungen höchst selten Galle in dem Magen finden. — Und können denn diese Erscheinungen nicht auch von hundert andern Ursachen herrühren? Es gibt z. B. Personen, welche leicht Eckel schöpfen: sobald diese etwas eckelhaftes sehen oder hören, so verlieren sie öfters plözlich bey der wohlbesezteſten Tafel den Appetit, fangen an sich zu erbrechen und zwar zuweilen sauere und galligte Feuchtigkeiten, von denen vorher keine Spur zu bemerken war. Andere bekommen Uebelichkeiten und selbst Erbrechen, wenn sie von einer steilen Höhe herabsehen; anderen widerfährt dieß, wenn sie rücklings in einem Wagen oder zu Wasser fahren; wieder anderen, wenn sie sich schnell

im Kreis herumdrehen. Ein Schreck, ein Aerger kann die beste Eßlust auf der Stelle tilgen. Die Furcht wirkt bey manchen Personen so eigends auf den Darmkanal, daß sie davon das heftigste Abweichen bekommen. — Können also Ursachen, welche zunächst nur auf unser Vorstellungsvermögen und unsere Sinne wirken, dergleichen Erscheinungen hervorbringen, um wie viel mehr können dieß nicht andere Ursachen, welche unmittelbar auf die Materie des organischen Körpers wirken, ohne daß es gerade Unreinigkeiten der ersten Wege seyn müssen, denen sie ihren Ursprung zu verdanken haben. Fast jeder Fieberanfall ist von diesen Erscheinungen begleitet, aber warlich nicht jeder Fieberanfall verdankt sein Daseyn einer scharfen Galle, oder einem saueren Schleim. Freilich werden durch die schwächenden Schädlichkeiten, welche die Krankheit erzeugten, auch die Absonderungen in dem Verdauungssysteme alterirt und vom gesunden Zustand abweichend. Aber ist es nicht höchst folgewidrig, die Wirkung schwächender Schädlichkeiten durch schwächende Mittel heben zu wollen? Mancher muß diese Inkonsequenz hart büßen, und es geschieht nicht selten, daß eine geringe Unpäßlichkeit, die vielleicht

im Anfange durch eine Handvoll Bitterklee hätte gehoben werden können, durch die fortgesetzte ausleerende Methode in eine heftige Krankheit ausartet, wodurch der Kranke dem Rande des Grabes nahe gebracht wird, ja wohl gar stirbt.

Aus dieser verkehrten Behandlung entstehen die Krankheiten mit den langen Titeln, als rheumatisches Kopffieber, hitziges Schleim- und Gallenfieber, Faulfieber und Petechien u. s. w., wobey aber Niemand einfällt, daß alle diese Krankheiten, trotz ihren gelehrten Namen, nichts anders, als das Produkt der anhaltenden Ausleerungen sind.

Man wähnt gewöhnlich, es könnte nichts schaden, wenn man zu Anfang einer Krankheit den Körper wohl ausreinige. Aber selbst der berühmte Stoll, der warlich kein Feind der gastrischen Methode war, sagt: man könne bey weitem mehr Schaden anrichten durch die Darreichung eines Ausleerungsmittels in dem Falle, wo es nicht angezeigt sey, als durch die unterlassene Anwendung desselben, da wo es wirklich erforderlich gewesen wäre.

Diese verderbliche Reinigungs- und Ausleerungsmethode schreibt sich noch aus jenen barbari-

schen Zeiten der Arzeneykunst her, wo, wie Molière sagt, die grandes Doctores doctrinæ de la rhubarbe & du sené alles mit purgare, seignare & clysterium donare heilen wollten. Damals träumten die Aerzte unaufhörlich von dickem zähen Schleim, (pituita) von schwarzer Galle, von saueren, ranzigen öhlichten, geistigen und salzigen Schärfen, gegen deren jede sie ein eigenes Abführungsmittel hatten, welchem sie eine besondere Anziehungskraft gegen diese oder jene Schärfe zuschrieben, so wie noch heut zu Tag viele Leute der Rhabarber die Erkenntniß des Guten und Bösen zueignen, denn man pflegt zu sagen: Findet die Rhabarbar Unreinigkeiten im Darmkanal, so führt sie dieselben ab; ist derselbe aber rein, so stopft sie den Durchfall. Wahr ist's, wenn die Rhabarber in sehr geringen Dosen gegeben wird, so wirkt sie als wohlthätiger Reiz auf den Darmkanal, und kann dadurch die zu schwache Erregung desselben auf den zur Gesundheit erforderlichen Grad zurückbringen; wird sie aber in größeren Gaben gereicht, so ist ihre Wirkung der eines jeden andern Abführungsmittels gleich, das heißt: sie treibt gute und böse Säfte ohne Unterschied aus dem Körper. Eben so verhält es sich

mit den mancherley aus jenen Zeiten auf uns fortgeerbten Laxirpillen, welche gewisse Theile besonders reinigen sollen, als da sind: Herz, Lungen, Leber, Milz, Nieren u. s. w. sogar giebt es ächt und recht gerechte Haupt- und Flußpillen, welche gar wundersam das Gehirn purgiren. Warlich ein sinnreicher Gedanke! das Gehirn durch den Mastdarm zu purgiren; der Erfinder muß wohl selbst an Verschleimung des Gehirns laborirt haben. Nichts desto weniger gab es auch von jeher Aerzte, welche sich diesem Unfug widersetzten, und damit man nicht etwa glaube, es sey ein blosser neuer Modeton, den ich anstimme, wenn ich gegen den Mißbrauch der Purganzen spreche, so muß ich einige Stellen aus einer alten Schrift zitiren, die folgenden merkwürdigen Titel hat: Grausame medizinische Mordmittel, Aderlaße, Schröpfen, Purgiren, Clistiren, Juleppen und Ohnmacht-machende Herzstärkungen, wodurch unbedachtsame Geneß- und Hellmeister (nicht rechtschaffene Practici) so viel tausend unschuldige Menschen jämmerlich vom Leben zum Tode helfen.

Stellet allen vernünftigen Leuten gewissenhaftig für Augen Janus Abrahamus a Gehema Eques Med. Doct. Brehmen gedruckt im Jahr 1688. Seite 55. sagt er: „Ich habe vorhin begehret, und begehre es noch, daß man mir zeige, wie unser Leib dermassen unflätig sey, daß man denselben durch purgiren, gleich wie mit einem Kehrbesen reinigen müsse, oder in welchem Theil des Leibs sothane Unsauberkeit zu finden sey; daß man eben nöthig hat, das Geblüt zu purgiren, kann man es nicht auf eine viel bequemere und angenehmere Weise corrigiren." Und Seite 61 heißt es: „Was soll ich nun von der hypercatharsi oder von denen überflüssigen und gar zu starken Purgationen sagen? welche bisweilen von unsern tyrannischen Practicis, durch ihre recht unbesonnene Præscription und Ordonance verursacht wird, da mancher redlicher Patient die Seele zugleich mit den Excrementen aushofiren; wo das nicht ein recht muthwilliger Mord ist, so weiß ich nicht, was man eine Mordthat nennen soll!" So weit Gehema. Waldschmidt wollte sogar die Abführungsmittel ganz aus der Medizin verbannt wissen; und

Digitized by Google

ob er gleich hierin zu weit gieng, so sieht man doch daraus deutlich, daß es auch unter den ältern Aerzten mehrere gab, welche die Schädlichkeit des Mißbrauchs derselben einsahen.

So viel Schaden durch die Brech- und Abführungsmittel angerichtet wird, eben so viel Unheil wird durch unnöthiges und unzeitiges Aderlassen gestiftet. Das Blut ist derjenige Saft unsers Körpers, aus dem unsere Organe im Mutterleibe schon sich bilden, aus dem wir beständig den Verlust an Materie wieder ersetzen, durch den die ganze thierische Maschine im Gang erhalten wird; kurz, das Blut ist eine zum Leben und zur Gesundheit nothwendige Bedingung. Jeder Verlust desselben muß daher den Körper schwächen, die Ernährung so wie die Lebensthätigkeit vermindern.

Wenn wir aber genau acht geben, wo das Aderlassen am häufigsten angewendet wird, so finden wir, daß es gerade bey solchen Personen geschieht, welche eines guten und kräftigen Blutes am meisten bedürftig sind. Bey jungen Leuten wird besonders um deßwillen eine gehörige Menge nahr-

Digitized by Google

haften Blutes erfordert, weil die Lebensverrichtungen bey ihnen rascher von statten gehen, der beständige Verlust an Materie beträchtlicher ist, also auch der Ersatz aus dem Blute größer seyn muß, und weil der Körper noch im Zunehmen begriffen ist, welcher Zuwachs nur allein durch das Blut bewirkt werden kann. Aber da träumt man unaufhörlich von Entzündungen, und zapft wacker Blut ab, wodurch freylich die Anlage zu Entzündungen gehoben, dagegen aber auch der Grund zur Wassersucht oder einem abzehrenden Fieber gelegt wird. — Alte Personen, bey denen das Geschäft der Blutmachung aus mehreren Ursachen sehr langsam von statten geht, deren Organe ohnehin zu trocken und rigide sind, lassen fleißig zur Ader, aus Furcht der Schlag möge sie treffen. Sie bedenken aber nicht, daß unter zehn Schlagflüssen wenigstens neune Schwäche als Ursache erkennen, und daß statt denselben zu verhüten, sie sich durch Blutvergießen erst geneigt dazu machen.

Das schöne Geschlecht, welches im Ganzen genommen, reizbarer ist, als das männliche, wird durch unzeitiges Aderlassen noch reizbarer, und zu immerwährenden Krämpfen geneigt gemacht. Bleich-

Digitized by Google

süchtige leiden vorzüglich an einem Mangel an Blute, besonders an gutem rothen Blute. Ohne auf die Ursache Rücksicht zu nehmen, wird die Ader zu wiederholtenmalen geöffnet, und die Bleichsucht in eine Wassersucht umgeschaffen, die sich nicht selten mit dem Tode endiget. Es ist in der That ein toller Gedanke, einen Mangel durch Verminderung heben zu wollen: einen solchen Schnitzer gegen die ersten Grundsätze der Arithmetik würde man dem geringsten Rechenschüler nicht verzeihen. Ist hingegen die periodische Blutausleerung zu stark, zu häufig, so begeht man die nämliche Inkonsequenz, und sucht den zu großen Verlust durch Verschwendung, nämlich durch Aderlassen gut zu machen; das heißt, man schlägt dem Faß den Boden ein, damit es nicht zu stark aus der Ritze rinne.

Schwangere Frauen bilden sich gewöhnlich ein, an Vollblütigkeit zu laboriren, weil die periodische Blutausleerung während der Schwangerschaft aufhört. Sie erwägen nicht, daß sie zur Ausbildung des Kindes und aller dazu gehörigen Theile eine Menge von Säften aus ihrer Blutmasse abgeben müssen, welche wenigstens dreymal größer ist, als die Menge, welche sie außerdem in neun Monaten

würden verloren haben. Da aber öfters Wallungen, fliegende Hitze und dergleichen entstehen, Zufälle, von denen der Grund in nichts anderem als in der zu großen Reizbarkeit und in dem veränderten Zustande der Gebährmutter zu suchen ist: so müssen diese Erscheinungen alsobald Anzeigen zum Aderlassen seyn. Nur eine Luftlässe, ist das Waidsprüchelchen der hochweisen Hebammen, damit das Kind Luft bekomme, und nicht labstehe. Werden die erwähnten Zufälle, wie sehr natürlich, schlimmer, so kommen noch eine oder ein paar Blutlässe, und dann häufig — Abortus. Aber dieß dürfte alle Tage geschehen, man bliebe doch dabey, das Aderlassen als Mittel zu Verhütung des Mißgebährens anzuwenden. — Wenn eine Frau mit ihrer ganzen Blutmenge nicht stark genug ist, das Kind bis zur gehörigen Zeit auszutragen, so muß sie es ja bey verminderter Blutmenge und geschwächtem Körper noch um so viel weniger können. Allein man treibt die Inkonsequenz noch weiter. Wenn nun die Zeit zur Geburt heranrückt, und es erfolgen die Wehen nicht so häufig und kräftig, als man wünscht — welches öfters eine Folge des vorhergegangenen Blutabzapfens ist — so soll abermals eine Ader-

lässe die Wehen, mithin das Gebähren befördern. Vor wenig Monaten noch sollte das Aderlassen das frühzeitige Gebähren verhüten, verhindern; jetzt soll dieses dadurch befördert, beschleuniget werden. Wie ein und dasselbe Mittel unter den nämlichen Umständen zwey einander ganz entgegengesetzte und zwar unmittelbare Wirkungen haben könne, das begreife, wer da kann, ich nicht. Krämpfe kann man wohl dadurch zuwege bringen, aber keine kräftigen und energischen Zusammenziehungen der Gebährmutter, indem nie durch ein schwächendes Mittel die intensive Stärke und Thätigkeit eines Organs vermehrt werden kann.

Endlich tritt die Zeit ein, wo die Frau in mancherley Hinsicht zum Geschäfte des Kindergebährens untauglich wird, und der periodische Blutverlust hört auf, welcher aus den nämlichen Ursachen nicht wohl fernerhin mit der Gesundheit bestehen kann. Denn in diesem Alter werden schon die Organe steifer und unthätiger, das Geschäft der Ernährung und Blutmachung geht träger von statten, mit einem Wort, die Abnahme der Kraft und Stärke des Körpers wird täglich größer als der Zuwachs. Das Aufhören dieser Periode ist also

eine sehr zweckmäßige Einrichtung der Natur. Allein wer wird sich daran kehren? Blut muß fließen, geht's nicht von freyen Stücken, so wird die Kunst zu Hülfe gerufen. Dadurch wird denn der schwache, öfters durch häufige Kindbette schon sehr erschöpfte Körper noch immer mehr geschwächt, und die Folge ist ein steches, kränkliches und gichtbrüchiges Alter, wenn nicht früher noch ein wassersüchtiger Tod dem Trauerspiele ein Ende macht.

Außer diesen angeführten Fällen giebt es noch eine Menge Krankheitszustände, bey welchen Personen beyderley Geschlechts ihr Heil in dem Gebrauch der Lanzette suchen. Ich will hier nur an die schwachen Lungen erinnern, die man durch schwächendes Aderlassen zu stärken sucht.

Es ließe sich noch sehr vieles über diesen Gegenstand sagen, aber der enge Raum weniger Blätter gestattet dieses nicht, und ich muß mich begnügen, blos einige Fälle angeführt zu haben, in welchen auf die folgewidrigste Weise das Aderlassen gemißbraucht wird. Nur sey es mir erlaubt, noch zwey Aphorismen aus des oben erwähnten Gebem-as Wegweiser zum langen Leben und beständigen Gesundheit anzuführen. Sie

lauten also: „Lasset euch niemalen eine Ader öffnen, oder durch Schröpfen dieselbige verletzen, sondern menagiret euer Blut als eine nothwendige Feuchtigkeit, die Räder eurer Lebens-Mühle herum zu treiben.“ — „Wenn euer Medikus euch nach dem gewöhnlichen Schlendrian durch Aderlassen, Purgiren und Clystiren curiren wollte, so befehlet euch lieber in die Hand des HErrn, als der Menschen.“

Direkte Kuren
durch
Triplicität,
oder:
die hellsehende Blondine.

Von

Professor Johann Adam Schmidt.

Ich fuhr an einem schönen Sommerabend die Straße von R. nach W., und sah links am Fuße des Gebirgs in einem lieblichen Thale das Städtchen A. liegen, wo Dr. P. als Arzt hauſete. Ich konnte mir es nicht verſagen, nach langen Jahren einen Freund wieder zu ſehen, der durch Geiſt, Laune, und herzliches Wohlwollen die Tage meiner Jugend verſchönert hatte. Im Reiſegewande, wie ich war, eilte ich von der Poſtſtraße queerfeldein dem Städt-

Digitized by Google

chen zu, aber der Doktor, hieß es, sey im Schlosse. Fort lief ich, meinen Freund da zu umarmen. Der Hof des Schlosses stand voll Equipagen aus der alt und neuen Welt, und ich ahnete weniger nicht als ein stattliches Familiengelage. Da indeß außer einem alten Schweizer, der vor dem Eingange eines Erdsaales stand, Niemand wahrzunehmen war, hielt ich bey diesem Nachfrage, und erhielt zur Antwort: „Wenn Gott Vater den Erz„engel Gabriel zum Doktor sändte, abweisen müsse „er den Erzengel, denn der Doktor mache just „seine Mirakel.“ Ohne mein Erstaunen über das Mirakelmachen des Doktors im geringsten merken zu lassen, fragte ich den Schweizer, indem ich ihm eine Krone in die Hand spielte, ob ich nicht durch ein Nebenfenster, Schlüsselloch, oder eine Thürritze den Doktor unbemerkt sehen könne. Der, durch das Krönchen gekirrte Cerberus führte mich in den ersten Stock des Schlosses in ein kleines Kabinett, wo ich durch ein Fensterchen herab in den Saal des Erdgeschosses sehen konnte. Ein mattes grün schillerndes Licht war durch die geräumige Halle ergossen, und in diesem anmuthigen Dämmerlichte gaukelten die schönsten Gebilde der Liebe alter Dich-

ter in meisterhaften Fresco-Gemählden auf den Wänden der Halle. Symmetrisch geordnete Pomeranzenbäume und Körbe voll lebender Blumen füllten den Luftkreis mit balsamischem Dufte an, und aus einer Ecke der Halle unterbrach zuweilen der Klageton einer einsamen Turteltaube die hehre Stille. In der Mitte dieses Fernsaales lag auf einem Ruhebette eine schlanke weibliche Form mit aufgelösten über den vollen Busen sich herabringelnden blonden Haaren in einem weißen Gewande, wie mir schien, schlafend hin gegossen. Dieser schönen Blondine gegenüber, Knie an Knie gelehnt, saß mein Freund Doktor P., und hinter ihm eine blasse junge Dame, deren Hand nachlässig auf des Doktors Schulter ruhete. Ich hörte ein Wechselgespräch zwischen meinem Freunde und der schlafenden Blondine. Auf einmal fiel mir's wie Schuppen von den Augen, und ich sah klar, daß der Doktor vermittelst einer Hellsehenden (clairvoyante) magnetische Kuren mache. Ich war nun ganz Ohr und Auge.

Der Doktor. Schlafen sie fest, Julie?

Julie. Sehr angenehm, lieber Doktor.

Der Dr. Werden sie lange schlafen?

Julie. Ich glaube es.

Der Dr. Wer ist mit mir in Rapport?

Julie. Die Comtesse R.

Der Dr. Können Sie uns sagen, was wir über die Krankheitsbeschaffenheit der Comtesse wissen sollen?

Julie. Fragen sie nur, Doktor!

Der Dr. Was leidet denn unsere R.?

Julie. Sie vapeurescirt — hat Herzklopfen — keinen Appetit — wunderliche Gelüste — Geschwulst an den Füßen — menstruirt nicht — schläft wenig und unruhig.

Der Dr. Was wäre denn ihr Zustand?

Julie. Ihr heißt's die Bleichsucht.

Der Dr. Hälfe ihr vielleicht Eisen?

Julie. (verneinend)

Der Dr. Rathen Sie uns zur China mit Hallers Sauerelixir?

Julie. (verneinend)

Der Dr. So rathen Sie, Julie!

Julie. Wenn der Colonel Tonnere noch einmal mit der zwanzigsten Halbbrigade in R. einrückt, genest die Comtesse R. ohne Arzeneyen.

Die junge Dame nahm hastig ihr Sacktuch vor's Antlitz, und schwebte in ein Nebenkabinettchen.

Nicht lange, und es erschien eine andere Dame, die sich mit dem Doktor in Rapport setzte, während dem er noch manipulirte.

Der Dr. Schlafen Sie noch Julie?

Julie. Sehr angenehm.

Der Dr. Wer ist mit mir in Rapport?

Julie. Die Baronesse H.

Der Dr. Was leidet denn diese Dame?

Julie. Sie hüstelt beständig — hat oft Schauder und Hitze.

Der Dr. Wie ist ihr Appetit und Schlaf?

Julie. Uebel bestellt.

Der Dr. Und ihre Gemüthsstimmung?

Julie. Wie ein Apriltag.

Der Dr. Wie ihr Aussehen?

Julie. Sie magert ja zusehends ab.

Der Dr. Wird das Isländische Moos mit Salepwurzel, das die Baronesse eben jetzt gebraucht, dienlich seyn?

Julie. (verneinend)

Der Dr. Da Sie uns davon abrathen: würden wir etwa beſſer daran ſeyn mit der China und Eſelsmilch?

Julie. (verneinend)

Der Dr. So rathen Sie uns vielleicht zu dem hochberühmten Gemiſche mit Phellandrium aquaticum und Milchzucker?

Julie. (nach einer Pauſe) Das fatale Stubenmädchen!

Der Dr. Wie kommen Sie auf ein Stubenmädchen?

Julie. Fragen Sie nur den Baron H. — Schaffet er ſie aus dem Hauſe, ſo geneſet ſeine Frau.

Mit einem gegen Himmel gerichteten Blicke ſchwankte die arme H. in's Nebenkabinett, und der Doktor manipulirte ſeine Blondine, wie vorher.

Raſch flog die Thür des Kabinettchens auf, und heraus trat eine anziehend ſchöne weibliche Form. Kein Wellenſchlag ihrer bey jedem Tritte ſich üppig pronongirenden Hüfte war lüſternen Augen verſteckt, denn nur Duft umfloß dieſe Hüfte. Ihr ſtrahlen-

des Augenpaar sagte zum Monde in seiner vierzehnten Nacht: Scheine nicht, oder ich werde dich verdunkeln. Auch sprühte aus diesem Augenpaare ein Feuer, daß mir um den Doktor bange ward, als sich das schöne Weib mit ihm in Rapport setzte.

Der Dr. Wünschen Sie noch, Julie, in diesem Zustande zu verbleiben?

Julie. O! mir ist erdewohl, Doktor!

Der Dr. Kennen Sie die Dame, die sich mit mir in Rapport befindet?

Julie. Die Geheimeräthin S.

Der Dr. Sie wünscht von uns Aufschlüsse über ihre Zustände. Was wissen Sie ihr zu sagen?

Julie. Daß es ihr reißt und ziehet an den Gliedmaßen, in Nacken und Brüsten — daß sie oft Katarrhe hat.

Der Dr. Was beunruhigt aber die Dame am allermeisten?

Julie. Ein Knoten neben der rechten Brust — sie fürchtet den Krebs.

Der Dr. Könnte ihr vielleicht der Goldschwefel mit Quajack versetzt, von diesen Beschwerden helfen?

Julie. (verneinend)

Der Dr. Was denken Sie von dem Gebrauche der Dulkamara, der Queckſilber-Salbe, oder des Schierlings-Extrakts.

Julie. Tand!

Der Dr. Was hälfe denn dieſer ſchönen Dame?

Julie. Die zarte Blüthe reiner Weiblichkeit.

Der Dr. Dieſe Blüthe iſt nicht in unſern Apotheken.

Julie. Wirklich nicht? Ey! das Weib mit dieſen Blümchen im Buſen erzogen und gepflegt, geht nicht halb nackt des Abends in den feuchten Park, und im Winter auf Redouten, Bälle und Theater.

Der Dr. Ich geb' ihnen zu, Julie, daß durch eine wärmere Kleidung ein Theil der Beſchwerden dieſer Dame weichen wird. Aber wir möchten wiſſen, was wegen des Knotens in der Bruſt zu befürchten iſt.

Julie. Das allerſchlimmſte, wenn der Huſaren-Rittmeiſter die maſſiven Palpazionen fortſetzt, wie ſie angefangen worden, um den Knoten zu produziren.

Die Geheimderäthin zog hastig die Hand von des Doktors Schultern, und sprang in's Nebenkabinett.

Der Doktor sprach so leise mit der Hellsehenden, daß ich nichts vernehmen konnte, doch manipulirte er während dem Gespräche die schöne Julie in einem fort. Da wankte aus dem Nebenkabinette ein hohläugiges Gerippe in Gestalt eines französischen Abbé's daher. Ein weiß bestäubtes Köpfchen wackelte wie an einem dünnen Stiele zwischen geflügelten Schultern. Im Ganzen war das Aebtlein eine leibhafte Negative des Zesara in Jean Paul's Titan. Denn wenn Zesara in der Ueberfüllung der elektrischen Wolke des Lebens sich selbst mit einem Federmesser Schnitte beybrachte, um sich durch Blutverlust zu asthenisiren, so hatte entgegen das Aebtlein ein Streben, wie ein Vampyr, sich durch Blut und Saft jedes lebenden Wesens, welches ihm in der Nähe war, zu sthenisiren. Mit einer Hand hielt es einen Flakon mit eau de Luce an die Nase, und mit dem Schnupftuche in der andern Hand wischte es die schmelzenden Schweiß-

von der Stirne. Als sich die Gestalt mit dem Doktor in Rapport setzte, schrie die Hellsehende laut auf.

Der Dr. Was geschieht Ihnen Julie?

Julie. Weh! Weh!

(Der Doktor manipulirte rasch darauf los)

Der Dr. Wie ist Ihnen jetzt, Julie?

Julie. Recht wohl.

Der Dr. Wer hat sich mit mir in Rapport gesetzt?

Julie. Der Herr Abbé Partout.

Der Dr. Dieser unglückliche Mann leidet an einem allen Aerzten unbegreiflichen Zustande. Wir erwarten von Ihnen Aufklärung, Julie!

Julie. Fragen Sie mich, Doktor!

Der Dr. Wie ist sein Appetit?

Julie. Er möchte Kameele verschlingen.

Der Dr. Wie verdauet er?

Julie. Er leidet, wie Zimmermann von sich sagte, an einem Greuel der Verdauung.

Der Dr. Weniger witzig, weise Julie, und mehr wahr! was wollen Sie mit diesem Greuel der Verdauung sagen?

Julie. Es treibt ihm die Magengegend auf — es druckt ihm in der Herzgrube — er hat Stiche auf der Brust — sein Kopf wird von Schwindel und von Schmerzen eingenommen. — Es wird ihm leichter, wenn er rülpset.

Der Dr. Ruhen Sie ein wenig, Julie! (der Doktor manipulirte. — Nach einer Weile) Haben Sie Uns noch mehr zu sagen?

Julie. Er hat beständig Lapierstühle — ganze Nachte schläft er nicht — Wenn er nicht schläft, zuckt es ihm in den Gliedern. — Gegen Morgen zerfließt er in Schweißer. — Immer krippelt es ihm über den Rücken. — Zehnmal des Tags überfliegt ihn Schauer und Hitze.

Der Dr. Wie hieße denn seine Krankheit?

Julie. Das mögen Sie wissen, Doktor. Ich weiß nur, was die Krankheit ist.

Der Dr. Wir rechten nicht über Worte. Was ist sie denn?

Digitized by Google

Julie. Schwaches Leben auf einer beträchtlichen Höhe — herbeygeführt auf Umwegen und geradezu.

Der Dr. Auf Umwegen herbeygeführt? — Wie meynen Sie das, Julie?

Julie. Das sollte doch ein Doktor verstehen! Nun so versteht's der Abbé, er weiß am besten, wie oft er seit sechs Jahren aus den Armen des Komus und Bacchus der Venus in den Schooß taumelte.

Der Dr. Also das heißen Sie, Julie, die Schwäche auf Umwegen herbeyführen?

Julie. Allerdings! aber das nicht allein.

Der Dr. Wie? noch andere Umwege?

Julie. Noch mancherley! — Die Schwäche fühlen, und das Gefühl durch ein Glas Madera um 7 Uhr in der Frühe, durch einen starken Chocolade um 11 Uhr, durch ein volles Mittagmahl um 2 Uhr verscheuchen. — Wenn die Verdauungskräfte und manches andere wankt, in Gesellschaft lustiger Weiber ganze Abende hindurch Caffee, Diavolini, und bons mots durch einander käuen.

Der Dr. Sie werden matt, meine Freundinn! — Schlafen Sie doch ein wenig. (Sie mant-

pulirend. — Nach einer Weile) Aber wie ist denn unser Kranker geradezu geschwächt worden?

Julie. Durch die Doktoren in B. und C.

Der Dr. Das ist nicht möglich! Gab ihm nicht Dr. A. in B. China mit Eisen, und sogar Bestuscheffische Nerventinktur, und ließ ihm fleißig kalte Sturzbäder brauchen?

Julie. Vortreflich!

Der Dr. Und schickte ihn nicht Dr. B. in C. das andere Jahr im Frühling nach Karlsbad, und im Sommer nach Pyrmont?

Julie. Sie haben nichts vergessen, mein lieber Doktor! als das Extrakt des Löwenzahnes zu drey Ungen des Tags, und die Kämpfischen Viscer al-Clystire durch fünf Monate hindurch täglich 3 Ladungen.

Der Dr. Aber doch bleibt mir dunkel, wie der Kranke durch diese Kuren geradezu geschwächt worden.

Julie. Dieß ist arg, wenn ein Doktor da nicht klar sieht. Fragen Sie den Abbé, und er wird bekennen, daß seit jenen Kuren seine Laxierstühle und seine Nachtschweiße eingetreten.

Digitized by Google

Der Dr. Was soll er thun, um zu genesen?

Julie. Er lasse die Schlafkammer der fetten Köchin unbesucht, und werde wieder ein — Kind.

Der Abbé wankte davon. Der Doktor umarmte die Hellsehende. Das schmetternde Posthorn erinnerte mich, daß der Reisewagen meiner auf der Straße harret.

Einige Vorschriften die Pflege der Kranken betreffend.

Von

Doktor Johann Höger,

Arzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien.

Wenige Familien genießen das Glück, in dem Verlauf eines Jahres keinen Kranken in ihrem Schooße pflegen zu müssen. Ereignet sich nun ein solches Unglück, so ist freylich die Liebe der Aeltern, Kinder, oder anderer Freunde zu dem erkrank-

Digitized by Google

ken Individuum die beste Lehrerin zur Pflege desselben. Indessen reicht sie nicht immer hin. Ja im Gegentheil! es giebt Fälle, wo sie zu den größten Fehlern, die öfters nur spät bemerket werden, und den Kranken nicht selten in Lebensgefahr setzen, verleitet. Ich habe daher geglaubt, daß einige Vorschriften die Pflege der Kranken betreffend nicht ganz ohne allen Nutzen in dieses Taschenbuch eingerückt werden dürften. Vor allen Dingen erinnere ich aber, daß diese wenige Zeilen nicht für eigentliche Krankenwärter, sondern blos für wohlgesinnte und theilnehmende Menschen, welche im häuslichen Zirkel ihren erkrankten Anverwandten und Freunden mit Nutzen für diese, und mit der geringstmöglichen Gefahr ihrer eigenen Person beystehen wollen, bestimmt sind.

Jede Krankheit bedarf beynahe einer eigenen, ihrer Natur angemessenen Pflege. Einen Beweis hievon haben wir in den Fiebern, den langwierigen Krankheiten, besonders aber in den Uebeln, welche den Kindern und Kindbetterinnen zustoßen; so wie bey bösigen Hautausschlägen oder sogenannten Exanthemen. Es wäre zu weitläufig, uns in diese Sache einzulassen. Auch dürfte es, als ziem-

lich überflüssig angesehen werden, indem jeder vernünftige Arzt die besondern Regeln, welche bey der Pflege eines mit dieser oder jener Krankheit behafteten Patienten zu befolgen sind, den Anverwandten oder Freunden desselben ohnehin vorschreibt. Man erwarte daher von mir blos die Darstellung einiger allgemeinen Regeln, welche bey der Pflege beynahe aller Kranken mit Nutzen befolgt werden können. Hieher gehören nun:

Die Reinlichkeit, sowohl alles dessen, was den Patienten umgibt, als seiner Person selbst. In jener Hinsicht ist die öftere Erneuerung der den Patienten umgebenden Atmosphäre das erste und vorzüglichste Reinigungsmittel. Wenn die eingeschlossene Luft den gesunden Menschen, die sie einathmen, schon so schädlich ist, daß sie die größten Uebel in ihnen zu erzeugen vermag, wie schädlich muß sie erst den Kranken, besonders denjenigen, die an Krankheiten von Schwäche leiden, seyn! Vor allem andern tragen wir daher auf die Erneuerung der Luft um jeden Kranken an. Hievon nehmen wir nicht einmahl die Kindbetterinnen oder solche Patienten, die mit hitzigen bösartigen Hautausschlägen behaftet sind, aus;

deſto vorſichtiger rathen wir aber dieſe Erneuerung der Luft vorzunehmen, damit ſie ohne Erkältung des Kranken geſchehe. Sie muß nämlich ſo geſchehen, daß der Zug der eintretenden Luft nicht gerade auf das Bett des Leidenden gehe, ſondern vorher ſich mit der allgemeinen Temperatur in das Gleichgewicht ſetze. Dieſen Endzweck erreicht man freylich am leichteſten durch Ventilatoren, die entweder ſehr hoch, oder ſehr tief angebracht ſind. Sollten ſie mangeln, ſo dürfte dieſer Mangel durch das Eröfnen eines Fenſters in dem Vorzimmer, oder wenigſtens durch das Eröfnen des Flügels eines oberen Fenſters im Krankenzimmer ſelbſt, erſetzt werden.

Iſt dieſes Verfahren bey vielen Kranken, beſonders während dem Winter mit Schwierigkeiten und einigen Gefahren verknüpft, ſo ſollte dieß wenigſtens die Krankenpflegende überzeugen, wie nothwendig es iſt, alle Umſtände zu vermeiden, welche dazu beytragen, das Verderben der Luft zu befördern, alſo die Nothwendigkeit ihrer Erneuerung und die Gefahren der Verabſäumung dieſer Erneuerung zu vergrößern. Wer hievon überzeugt iſt, der laſſe die Nachtſtühle, Urinſchirre, oder Urin-

gläser nicht länger in dem Zimmer, als es die jedesmaligen Bedürfnisse des Kranken erfordern; er gebe auch nicht zu, daß Wäsche und dergleichen in dem Zimmer, es seye nun am Kaminfeuer, oder an dem Ofen getrocknet werde.

Man hat geglaubt, es wäre möglich, die Luft ohne Erneuerung ihrer selbst zu reinigen. Zu diesem Endzweck schlug man Räucherungen aus Wachholderholz oder Wachholderbeeren, aus Borax, Mastix, Weihrauch, Schiffpech u. d. gl., so wie die Essigdämpfe vor. Meine Meinung ist aber, daß dieß in Betreff der Hauptabsicht unnütze, ja selbst schädliche Bemühungen sind. Was einer eingeschlossenen Luft fehlet, nämlich der Antheil an Lebensluft, welcher die Atmosphäre allein respirabel macht, dieß kann ihr durch die Räucherungen nicht wieder ertheilt werden. Im Gegentheil durch das Verbrennen der Rauchwerke, was ohne einen mehr oder weniger bedeutenden Verlust an Lebensluft nicht geschehen kann, wird die Atmosphäre noch immer ungesunder werden. Selbst das Feuer macht hier keine Ausnahme, wenn die Luft wirklich eingeschlossen ist, und also von außen keine neue eindringen kann.

Das einzige Mittel, die eingeschlossene Luft ohne Erneuerung der Atmosphäre zu verbessern, wäre in den Krankenzimmern viele frische Blumen aufzustellen. Die Versuche des Herrn von Ingenhouß lehren nämlich, daß die Pflanzen Lebensluft geben. Dieß setzt aber zwey Bedingnisse voraus, d. i. Feuchtigkeit und Licht. Ersteres Bedingniß ist in einem wohl bestellten Krankenzimmer nicht leicht zu erwarten; letzteres fehlet meistens ganz in der Nacht, und ist selbst bey Tage, da die meisten Patienten gern finster haben, selten vorhanden. Bedenkt man überdieß, daß besonders wohlriechende Blumen in großer Menge dem Patienten auf einer andern Seite schaden könnten, so wird man leicht einsehen, daß sich auch dieses Verbesserungsmittel der Atmosphäre schwerlich benutzen läßt. Das nämliche gilt von den übrigen Mitteln, welche die Chemie durch mannichfaltige und erkünstelte Maschinen zu diesem Zwecke vorschlagen könnte.

Die neuen Chemisten haben getrachtet, die Luft, in welcher Kranke, vorzüglich solche, die mit ansteckenden Fiebern behaftet sind, liegen, wenigstens von dem allenfalls in ihr enthaltenen Ansteckungsstoffe zu befreyen. Ihre hierüber angestellten Ver-

ſuche ſollen gelehrt haben, daß die Anſteckungsſtoffe oder wenigſtens die Stoffe, die ihnen zum Vehikel dienen, laugenhafter Natur ſeyn. Dem zu Folge ſchlagen ſie die Dämpfe von Mineralſäueren als Neutraliſationsmittel vor.

Herr Guyton Morveau hat zu dieſem Endzwecke vorzüglich das Salzſauere Gas empfohlen, nachdem er ſchon vor 25 Jahren die Kathedralkirche zu Dijon von einer ſehr anſteckenden Luft in kurzer Zeit gereiniget, und auch in dieſem Jahre als die Peſt im ſüdlichen Spanien und Genua wüthete, die beſten Wirkungen von dieſem Gas beobachtet hatte, wo weder die angezündeten großen Feuer in den Straßen, noch das Verpuffen von Schießpulver, und das Räuchern der Wohnungen mit Eſſig und aromatiſchen Pflanzen eigentlichen Nutzen gewährten. Er ſchlägt folgende Methode vor: Man ſtellt auf ein Becken mit glühenden Kohlen einen blechernen kleinen Keſſel, der zur Hälfte mit Kiesſand oder mit Aſche angefüllt iſt; hierauf wird eine gläſerne oder irdene Schale, worin ſich Kochſalz befindet, geſetzt. Wenn dieſes anfängt warm zu werden, ſo gießt man vorſichtig etwas Schwefelſäuere darauf, und wiederholet dieſes von

Zeit zu Zeit, indem man das Becken im Zimmer herumträgt. Oder es werden an mehreren Stellen des Zimmers, in dem sich der Kranke befindet, kleine Gefäße gestellt, und das salzsauere Gas darin nur in geringer Menge allmählig entwickelt.

Ein Umstand, der hier noch zu erwähnen ist, besteht in den Vorhängen um die Krankenbetten. Diese unterhalten um den Patienten eine besondere gewiß nicht reine Atmosphäre, und vereiteln mehr oder weniger alle diejenigen Mittel, die man zur Reinigung der Luft um das Bette herum vornimmt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß bey den Krankenbetten vorzüglich in Spitälern, die Mode der Vorhänge abkäme.

In Hinsicht der Betten selbst sind eiserne Bettstätten den hölzernen weit vorzuziehen. Auf jeden Fall ist es gut, daß die Betten mit Rädchen versehen, und daher beweglich sind, damit man ohne viele Mühe dem Patienten von allen Seiten zukommen könne.

Nichts verhindert die Reinlichkeit um den Patienten mehr, als die Federbetten oder wollene Bettdecken. Sie sind das beste Vehikel für alle Gattungen von Ansteckungsstoffen;

ſie werden von dem Schweiße der Kranken durchdrungen, dienen dem Ungeziefer zum Neſt, mit einem Worte, ſie verhindern mehr als alles die gehörige Unterhaltung der Reinlichkeit.

Keine größere Wohlthat kann einem Patienten vorzüglich, wenn er ſehr gefährlich oder ſchon lange krank iſt, widerfahren, als wenn man ihm zwey Betten, oder wenigſtens nebſt dem Bette einen Soffa beſtimmt. Nur muß bey dem Transport die Erkältung verhütet werden.

Daß die Leintücher ſo fein als möglich ſeyn, und öfters gewechſelt werden müſſen, darf nicht erinnert werden. Am beſten iſt es, wenn man unter dieſelben eine Hirſch = oder Elendthierhaut leget. Dieß verhindert vorzüglich das Aufliegen, welches manchmal Patienten wegrafft, die ſonſt davon gekommen wären.

Was die Reinlichkeit an dem Körper des Patienten betrift, ſo verſtehet ſich das meiſte von ſelbſt. Vorzüglich ſorge man, daß ſeine Haare in Ordnung gehalten, und alles Ungeziefer abgehalten werde. Ich ſah Patienten, die ſo lange ihre Haare in Unordnung waren, recht gefährlich zu ſeyn ſchienen, nachdem ſie aber in Ordnung gebracht wurden, el-

nem gesunden Menschen gleich sahen. In Hinsicht des Ungeziefers ist es, besonders bey gewissen Krankheiten, als bey Nervenfiebern öfters unmöglich, die Patienten vor demselben zu verwahren. Zwar habe ich nie die Läusekrankheit beobachtet; aber ich weiß ganz gewiß, daß öfters sehr vornehme Leute, aller Reinlichkeit ohngeachtet, wo nicht an, doch mit diesem Uibel starben. Ein solches Schicksal traf einstens eine Königin von Sardinien. Bedenkt man die beständige Unruhe, welche solche Gäste unterhalten, selbst die Schmerzen und den Blutverlust, den sie erzeugen, so muß man einsehen, wie nöthig es ist, auf ihre Vertilgung Rücksicht zu nehmen. Ich hätte mich nicht gewaget über diesen eckelhaften Gegenstand meine Leser auch nur einen Augenblick zu unterhalten, wenn mich nicht der Gedanke, daß ein Theil des deutschen Publikums selbst ein Poëm, dessen Helde eines der obgedachten Thierchen ist, (die Lausiade,) wo nicht mit Beyfall, doch nicht mit derjenigen Verachtung aufgenommen hat, welchen ein solcher Mangel an Respekt von Seiten des Verfassers verdienet, dazu aufgemuntert hätte.

In Betreff der weißen Wäsche, mit der man die schmutzige, welche die Patienten auf sich haben, vertauschen sollte, herrschen die schädlichsten Vorurtheile unter dem Publikum. Wechselt nur das Hemd nicht! dieß hört man von allen Seiten am Krankenbette wiederholen, und immer vorzüglich alsdann, wenn es sich um eine Kindbetterinn, oder um einen Patienten, der Frisel, Petechien, oder sonst einen Ausschlag hat, handelt. Dieß ist ein Vorurtheil, das jedoch so wie die meisten unter dem Volke herrschende Vorurtheile seinen Grund in der Erfahrung haben mag. Nur kömmt es darauf an, daß man die Sache näher bestimme. Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Schaden, den man dem Hemdewechsel in den erwähnten und ähnlichen Krankheiten zuschreibt, nicht von diesem Wechsel, sondern von der dabey nicht vermiedenen Erkältung, oder von der in dem Weißzeug vorhandenen Feuchtigkeit herrühre. Man sorge daher sorgfältig, daß, wo man das Hemd wechseln will, die Temperatur mäßig, und die neue Wäsche recht trocken sey. Doch würde ich auch selbst bey diesen Vorkehrungen nie das Weißzeug wechseln, wenn der

Patient so eben in einem heftigen, besonders ihm zuträglichen Schweiße läge.

Ein wichtiger Punkt, auf den diejenigen Rücksicht zu nehmen haben, welche sich einmahl der Krankenpflege unterzogen haben, ist der Bericht, den sie dem Arzte über die während der Zeit seiner Abwesenheit an dem Patienten vorgefallenen Erscheinungen abzustatten haben. Von diesem hänget das Wohl des Kranken mehr ab, als man bey dem ersten Anblicke glauben sollte. Wer diesen Bericht abzustatten hat, erzähle die Thatsachen ohne mit denselben seine eigene Meinungen und Theorien zu vermengen. Es ist des Arztes Sache, aus den ihm erzählten Erscheinungen seine Folgerungen zu ziehen. — Unser Kranker hat diese Nacht einen herrlichen Schweiß gehabt, o! wenn er nur noch ein paar mahl so schwitzen könnte! — — oder: Er befindet sich heute schlechter, weil er keinen Stuhl hatte. — Dieß ist lauter albernes Geschwätz von Seiten derjenigen, die den Patienten pflegen. Sie haben blos zu sagen: Der Patient hat diese Nacht stark geschwitzt — oder: Er hat

noch keinen Stuhl gehabt. — Ob dieß alles gut oder schlecht seye, dieß mag der Arzt bestimmen.

Manchmal geschieht es, daß diejenigen, welche den Kranken besorgen, an demselben eine Erscheinung wahrnehmen, die der Kranke selbst nicht bemerket, und die ihn im Falle er sie bemerkte, nur in Angst und Sorge stürzen könnte. Solche Erscheinungen müssen dem Arzte nie vor dem Patienten erzählet werden. Ich bemerkte von der Vernachlässigung dieser Regel die traurigsten Folgen. Ein sehr verzagter junger Mann litt an einem Nervenfieber, das ihm aber nicht gefährlich schien. Eines Morgens kommt der Arzt, die Umstehenden sagen ihm unter andern: „Unser Patient hat diese Nacht stark phantasirt.“ Der Kranke, der schon wieder bey sich war, höret dieß, schreyt aus: „Mein Gott! da muß ich recht gefährlich seyn, wenn ich phantasire — für mich ist keine Rettung mehr!“ — Die Krankheit nahm hierauf fürchterlich zu, und der arme Mensch starb. Ich sahe öfters ähnliche Verschlimmerungen, wenn man den Arzt vor dem Patienten benachrichtigte, man habe Petechien oder andere Ausschläge bemerkt.

Digitized by Google

Nicht sorgfältig genug können die Krankenpflegenden in Hinsicht des Darreichens der Arzeneyen seyn. Dieses Geschäft muß ihnen freylich durch den Arzt dadurch erleichtert werden, daß derselbe dem Apotheker aufträgt, die Art im Maaß, wie die Arzeneyen gegeben werden müssen, wohl anzumerken. Viele Aerzte gehen hierin aber etwas leichtsinnig zu Werke, und begnügen sich auf das Rezept Nach Bericht zu schreiben. Wie leicht ist es aber nun, daß die den Krankenpflegenden, als der Arzt ihnen mündlich auftrug die Arzeneyen so und so zu geben, in dem Augenblicke zerstreuet waren, oder das ihnen auferlegte bald wieder vergessen? Dieß ist besonders leicht in einer bestürzten durch langes nächtliches Wachen und durch Besorgnisse aller Art in Unordnung gerathenen Familie zu befürchten. Ich weiß Beispiele, wo hiedurch das gröste Unglück selbst dort in Hinsicht der Arzeneyen entstanden ist, wo der Arzt und der Apotheker genau ihren Gebrauch, jener auf das Rezept, dieser auf die Arzeney selbst aufgezeichnet hatten. Mein grosser Lehrer J. P. Frank erzählet gewöhnlich seinen Zuhörern ein Beyspiel dieser Art, welches ich hier zur Warnung aller Krankenpflegenden einrücke.

Digitized by Google

Eine sehr vornehme Mailändische Dame die Marchesa Arconati, hatte ein einziges über alles geliebtes Kind, der einzige Erbe eines grossen Vermögens, welches erkrankte. Der Hausarzt verschrieb ihm gewisse Pulver zum innerlichen Gebrauch, dann ein Vesikator. Da nun dieses Vesikator nach mehreren Stunden nicht gezogen hatte, und der Arzt diesen Zufall von dem zu geringen in dem daselbst enthaltenen Antheil von Spanischen Fliegen herleitete, so verschrieb er noch besonders ein Quentchen dieses Pulvers, und trug der den kleinen Kranken pflegenden Kammerdienerinn auf, das Vesikator mit demselben zu bestreyen. Dieß that sie auch. Da indessen die Krankheit schon ziemlich lange gedauert, und die erwähnte Kammerdienerinn schon mehrere Nächte schlaflos zugebracht hatte, so erbot sich die Marquise als eine eben so menschliche Hausfrau als zärtliche Mutter, das Kind die Nacht hindurch selbst zu pflegen, und befahl der Kammerdienerinn zu Bette zu gehen. Sie wußte wohl, daß ihrem Kinde Pulver verordnet waren. Voll Besorgniß die zum Eingeben bestimmte Stunde nicht um eine Minute zu versäumen, gab sie mit dem Glokkenschlag das nächste beste sich auf

dem Tische befindliche Pulver ein. Bald darauf fing der kleine Patient an über fürchterliche Magenschmerzen zu klagen, er bekam Eckel, und erbrach sich. Die beängstigte Mutter schlug Lärm, die Kammerdienerinn lief herbey, darauf kam selbst der Arzt — bald entdeckte sich das Unglück. Die Mutter hatte nämlich ihrem Kinde anstatt der zum innerlichen Gebrauch verschriebenen Pulver die Spanischen Fliegen eingegeben. In der Verzweiflung stieß diese Unglückliche die größten Vorwürfe gegen den Arzt und Apotheker aus; aber beyde konnten nichts für das widerfahrene Unglück, indem sie ihre Rezepten und ihre Arzeneyen mit der Aufschrift zum äusserlichen Gebrauch bezeichnet hatten. Inzwischen nahm die Krankheit des Kindes immer zu, es entstanden, aller zweckmässig angewandter Mittel ohngeachtet, die Zufälle einer Magenentzündung, die sich durch den Brand mit dem Tode endigte. Der Zustand der weit unglücklicheren zurückgebliebenen Mutter darf einem Vater- oder Mutterherzen nicht geschildert werden. Für die übrigen ist es genug zu wissen, daß die Unglückliche in einen mehrere Monathe dauernden Tiefsinn, der die übelsten Folgen befürchten ließ, ver-

fallen ist. Ich rathe daher allen Krankenpflegenden, daß sie die Arzeneyen, welche zum inneren und äußeren Gebrauch bestimmt sind, nicht an einem und demselben Orte, sondern an verschiedenen Plätzen aufbewahren, und nie ohne die gehörige Ueberlegung anwenden mögen.

Diejenigen, welche einmahl die Pflege eines Kranken übernommen haben, müssen gemeinschaftlich mit dem Arzte zur baldmöglichsten Erreichung des nämlichen Zweckes arbeiten. Da nun das Zutrauen, welches ein Kranker auf seinen Arzt setzet, ein zur Heilung so unumgänglich nöthiges und wichtiges Bedingniß ist, daß es öfters für sich allein hinreicht dieselbe zu bewirken, so folget, daß die Krankenpflegende nicht allein alles vermeiden müssen, was das Zutrauen des Kranken gegen seinen Arzt vermindern könnte, sondern auch alles anwenden müssen, um dasselbe rege zu erhalten, und wo möglich zu vergrössern. — Ja! wenn aber der Arzt schlecht ist? — dann habt ihr freylich böses Spiel! — doch wer von Euch kann sich so leicht als Richter über den Arzt aufwerfen? — der Erfolg lehret es? — Kann denn ein guter Advokat nicht ei-

Digitized by Google

nen schlechten Prozeß verlieren? — Der Doktor hat nicht abergelassen, nicht abgeführt! —

Könnt ihr ihm beweisen, daß dieß nothwendig war? — Er gab sogar Wein! — Gut. Dieß thaten in den angezeigten Fällen schon die größten Aerzte des Alterthums.

Mit einem Worte! in dieser Sache läßt sich kein anderer Rath geben, als bedachtsam in der Wahl des Arztes zu seyn, und sich keinen dieser Herren durch Empfehlungen aufdringen zu lassen, sondern ihn nach eigener Ueberzeugung und nach gewissen Merkmahlen, welche den guten Arzt karakterisiren, und welche zur allgemeinen Einsicht von dem Primararzte des hiesigen Krankenhauses Herrn Joseph Frank in einem eigenem Werkchen *) treffend geschildert sind, zu wählen. Hat man aber nun einmahl seinen Arzt gewählet, besitzt der Patient ein gegründetes Zutrauen in den-

*) Anleitung zur Kenntniß und Wahl des Arztes für Nichtärzte von Joseph Frank Primararzte — — — Wien 1800.

selben, so ist es abscheulich und unverantwortlich wenn man es ihm benimmt.

Vorzüglich müssen Krankenpflegende darauf sehen, daß sie keinen fremden Arzt wie man zu sagen pfleget, rückwärts, ohne daß der Ordinarius etwas davon weiß, zulassen, oder gar herbeyführen. Dieß geschieht immer mit großem Schaden des Kranken.

Eben so ist jede andere Quacksalberey stets verwerflich. Von dieser warne ich desto nachdrücklicher als die meisten Leute, welche viel mit Kranken umgegangen sind, und sich daher besonders bey denselben einzuschmeicheln wissen, einen unbezwinglichen Hang dazu verrathen. „Brauchen Sie doch dieses Hausmittel — ich beschwöre Sie darum — es hat dem Herrn A. in einem ähnlichen Falle sehr gut gethan. — Ich will zuerst meinen Arzt fragen. Ja! ich sage es Ihnen ein und für allemahl, haben Sie in die Zukunft solche Vorschläge zu machen, so halten Sie sich immer vordersamst an denselben: Er allein hat von meinem Leben Rechenschaft abzustatten. Solche Antworten haben sich voreilige und unbescheidene Krankenpflegende von vernünftigen Kranken bei ähnlichen Gelegenheiten zu erwarten.

Digitized by Google

Treffend ist, was uns Hr. Geheimrath Math in seinem Unterrichte für Krankenwärter hierüber saget: Auch ein unschuldiges Mittel kann schädlich werden, wenn es am unrechten Orte gebraucht wird. Die Frau N. N. hat süßes Mandelöhl mit Brantwein nach der Geburt mit gutem Erfolg, der vielleicht mit Unrecht dem Mittel zugeeignet wurde, genommen; nun soll jede Wöchnerinn Oehl und Brantwein verschlucken. Bey diesem herrlichen Mittel wird manche tödtlich krank und stirbt. So geht es mit den Recepten, welche sie bey einigen Kranken wirksam gesehen haben: diese müssen nun für Hauen und Stechen ohne Unterschied des Alters, ohne Rücksicht auf mehrere Nebenumstände gebraucht, und der Hausarzt muß betrogen werden. Ey ey! heißt es, lassen Sie die Apotheke hinweg, brauchen Sie dieses, jenes Hausmittel. Lassen Sie bey Leib und Leben keinen Wundarzt für Ihre Brust hohlen. Diese Leute sind gleich mit ihrem Schneiden da; ich will Ihnen ein Pflaster geben und täglich die Brust mit alter Schmelz = Butter schmieren. Inzwischen wird der Rath vernünftiger Aerzte ausgeschlagen, die Krankheit durch Versäumnisse oder durch den

Mißbrauch unschicklicher Hausmittel verschlimmert: der in der Brust in Eiter geschmolzene Milchknoten bleibt versteckt. Die Materie frißt unter sich, und bringt manche Säugende ums Leben, welche durch eine geringe Oeffnung mit der Lanzette hätte gerettet werden können.

Ich schließe diese Bemerkungen, denen ich noch mehrere andere hätte beyfügen können, wenn es der Raum erlaubt hätte, indem ich die Krankenpflegenden warne in allen Gesprächen, die sie mit Kranken führen, sehr vorsichtig und vernünftig zu seyn. Die Kranken stellen sich manchmal, als schliefen sie, oder hörten sie nicht, während dem sie nicht allein auf das, was man sich in die Ohren erzählet, sondern auch auf jede Miene der Umstehenden, besonders wenn sie so eben den Arzt hinaus begleitet haben, aufmerksam sind. Man habe vorzüglich Acht den Kranken nicht mit der Krankengeschichte anderer, wenn sie nicht geeignet ist, ihm Trost zu verschaffen, zu unterhalten. Ein solches Betragen ist besonders bei sehr empfindsamen Personen wie z. B. bey Kindbetterinnen, oder Hypochondristen äußerst gefährlich. Doch giebt es Hebammen in Menge, welche ihre Schwangeren, Gebährenden oder Wöch-

nerinnen nicht genug mit den Gefahren einer früh=zeitigen Geburt, mit den traurigen Folgen schwerer Geburten, oder mit den vielen Todesfällen, die man heuer unter den Kindbetterinnen zählet, unterhalten können.

Ich empfehle diese ersten Früchte meiner Feder dem gütigem Urtheile des Lesers.

Digitized by Google

Ueber die

Pflege des Gehörorgans.

Von

Doktor Johann Malfatti,

vormals Arzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien, nun praktischem Arzte daselbst.

—✻—

Es sind mir mancherley Volksschriften über die Erhaltung der Augen und ihre Krankheiten bekannt, aber über die Pflege der Ohren und ihre Krankheiten finde ich deren keine. Und doch ist dieses Organ von nicht geringerer Wichtigkeit, seine Krankheiten sind nicht weniger häufig, und die Erhaltung desselben verdient nicht minder unsere

Aufmerksamkeit. Das Auge wird doch noch in einer beinernen Höhle verwahrt und von zwey Augenliedern beschützt, welche unausgesetzt für seine Erhaltung wachen, und sich bey Annäherung Gefahr drohender Gegenstände ohne Zuthun unserer Willkühr mit der größten Geschwindigkeit und Stärke schließen. Das arme Ohr hingegen ist immer offen, hat keine Decke zur Vertheidigung gegen nachtheilige Einflüße, den ganzen Tag, und selbst im Schlafe keine Ruhe, denn der Schall dringt, es mag wollen oder nicht, in dasselbe ein, und es scheint blos von uns allein Schutz gegen Beschädigung von außen zu erwarten. Und doch mangelt es uns an ärztlichen Vorschriften über die Pflege und Erhaltung dieses Organs. Dieser Mangel rührt unstreitig daher, weil es theils äußerst schwer ist, über diesen Gegenstand etwas allgemein faßliches zu liefern, theils weil selbst noch in der Heilkunde viel Dunkelheit über die Krankheiten des Gehörs herrscht.

Ich gestehe es aufrichtig, daß ich die Stärke dieser Schwierigkeiten lebhaft fühlte, als ich es unternahm, diese Materie hier abzuhandeln; aber ich schmeichle mir auch mit der Nachsicht der Leser, wenn es mir nur gelingt, die erste Schwierigkeit zu

heben, und wenn ich in Ansehung der zweyten nur das vortrage, was sich auf Erfahrungen und richtige Kenntnisse des Gegenstandes gründet.

Es würde aber diese Abhandlung sehr unverständlich für den größten Theil meiner Leser ausfallen, wenn ich nicht eine kurze Beschreibung von dem Baue und der Einrichtung der Gehörwerkzeuge vorausschickte. Eine vollständige anatomische und physiologische Beschreibung dieses so künstlich gebauten Organs dürfen sie aber nicht erwarten: denn diese würde ihnen die erbärmlichste Langeweile verursachen, sie würde ihnen trotz aller Deutlichkeit des Vortrags ohne Kupferstiche oder Präparate unverständlich bleiben, und am Ende nicht einmal einen Nutzen gewähren. Selbst der geschickteste Arzt kann keinen großen Vortheil von dieser genaueren Kenntniß ziehen, sobald der Sitz der Ohrenkrankheiten sich über das Trommelfell hinaus erstreckt. Zum Glück ist das Ohr von der Paukenhöle an sehr gut verwahrt, und bedarf dort keiner besonderen Pflege. Zu gegenwärtiger Absicht mag also folgender kurze Unterricht genügen.

Die Schallstrahlen, welche die Empfindung des Hörens verursachen, werden durch zwey Gänge

bis zu dem Mittelpunkte des Gehörorgans geleitet, der eine, welcher der äussere Gehörgang genannt wird, nimmt seinen Anfang vom äußeren Ohre, und setzt sich in Gestalt eines S bis zum sogenannten Trommel- oder Paukenfell, welches ein senkrecht liegendes Häutchen ist, fort; der andere, oder innere entsteht an dem oberen und hinteren Theile des Gaumens, steigt von da weiter in die Höhe, endiget sich hinter dem oben genannten Häutchen der Trommel und heißt die Eustachische Trompete. Beyde Kanäle sind theils knorplicht, theils knöchern, und von innen mit einem sehr feinen Häutchen überzogen, worunter kleine Drüsen und häufige Nerven zerstreuet angetroffen werden. Sie sind immer offen, und die Luft hat beständigen Zutritt zu denselben und leitet durch die ihr mitgetheilten Schwingungen die Empfindungen des Schalls dahin.

Die Krankheiten dieses Organs lassen sich füglich in zwey Klassen eintheilen. Zu der ersteren gehören alle diejenigen, welche in Fehlern der Organisation oder andern mechanischen Hindernissen, wodurch der freye Zutritt des Schalls gehemmt wird, ihren Grund haben; die zweyte aber begreift diejenigen Krankheiten in sich, deren Ursache in einer Ab-

weichung des Lebensprincips oder der Erregbarkeit dieses Organs vom Normalzustande zu suchen ist.

Das schwere Gehör und die Gehörlosigkeit gehören immer zu der einen oder der anderen Klasse dieser Krankheiten. Wenn aber der Sitz der Ursache sich nicht innerhalb den Grenzen der hier beschriebenen Gänge befindet, sondern über das Paukenfell hinausliegt: so ist fast jede Hoffnung zur Wiederherstellung des verlornen Gehörs vergebens. Wir beschränken uns daher in dieser Abhandlung blos auf das äußere Ohr und die beyden beschriebenen Kanäle, da sie überdies am häufigsten leiden, auch am meisten einer Pflege und Heilung vorhandener Uebel fähig sind.

Das äußere Ohr, womit der Mensch, wie viele andere Thiere, von der Natur ausgestattet wurde, ist zwar nicht unumgänglich nothwendig zum Gehör, trägt aber doch viel zu dessen Vollkommenheit bey. Es dient dazu mehrere Schallstrahlen zu sammeln, und alle auf einen Punkt zu leiten. Bey den meisten Thieren bildet es die Gestalt eines Kegels, ist sehr geräumig und auf eine solche Art beweglich, daß es nach Willkühr nach derjenigen Gegend gerichtet werden kann, von welcher die Schall-

ſtrahlen herkommen, um ſie geraden Wegs aufzufangen. Bey manchen Thieren iſt dieſe Beweglichkeit und Richtungsfähigkeit der Ohren beſonders merkwürdig, ſo, daß der berühmte Haller mit vielem Scharfſinn behauptete: man könne mit groſſer Wahrſcheinlichkeit von dem Baue und der Richtung der Ohren auf den verſchiedenen Karakter und die Lebensart der Thiere ſchlieſſen. Er ſagt: das Ohr ſteht gerade aufrecht bey ſtarken und reiſſenden Thieren; die furchtſamen laſſen die Ohren hängen. Wir ſehen, daß der Haaſe und das Kaninchen, zur Flucht geſchaffene Thiere, die Ohren rückwärts ſehr geräumig haben, damit ſie das Geräuſch ihrer Verfolger leichter hören; der Löwe und die Katze hingegen, welche von der Jagd leben, haben ſie vorwärts gerichtet, damit ſie ſchon nach dem Schalle ihrem Raube folgen können; der Wieſel und der Iltis, welche ihrem Fraße auf dem Boden nachjagen, haben horizontale und vorwärts gerichtete Ohren; der Fuchs, welcher von den Bäumen und Vogelneſtern ſeine Speiſe holt, aufwärts gebogene; der Uhu, welcher von der Höhe auf ſeine Beute herabſchieſt, vor- und abwärts gebogene. Das Pferd beſitzt ſehr bewegliche Ohren, die es ſehr leicht nach

Digitized by Google

dem Orte drehen kann, woher es den Schall vernimmt; das Reh, welchem der Luchs und andere Feinde von der Anhöhe nachstellen, in die Höhe gerichtete; und so haben alle Thiere nach Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse verschieden eingerichtete Ohren.

Auch des Menschen Ohr ist von der Natur zur Bewegung geschaffen, wie dieses die zur Bewegung hier angebrachten Muskeln deutlich zeigen. Allein da die Ohren des Menschen an beyden Seiten und zwar in der Mitte des Kopfes angebracht sind, und ihnen durch diesen leicht jede beliebige Wendung gegeben werden kann, also die bey manchen Thieren eigene Bewegungs-Nothwendigkeit wegfällt: so vernachläßigen wir die Uebung dieser Muskeln. Außerdem aber bringt der beständige Gebrauch der Kopfbinden und Hauben, besonders im Kindsalter den Menschen vollends um dieses Vermögen. Jedoch fehlt es nicht an solchen, welche ihre Ohren nach Willkühr bewegen konnten. Mery, Mürret und der berühmte Anatomist Albin gehören unter diese Zahl. Letzterer nahm jedesmal, wenn er mit seinen Schülern über diesen Gegenstand sprach, die Perücke ab, und zeigte,

welcher Bewegungen seine Ohren fähig waren. Diese Beweglichkeit ist gewiß nicht ohne Nutzen, wie wir dies leicht daraus schließen können, daß wir täglich den Mangel derselben durch Anlegen der Hand an das Ohr zu ersetzen suchen, um den Schall besser aufzufangen, oder gewisse Töne unvermischt mit anderen zu erhalten.

Allein anstatt daß die Menschen sich diesen Vortheil zu verschaffen suchen, scheinen sie vielmehr darauf auszugehen, wie sie sich dessen gänzlich berauben können. Man weiß mit welchem lächerlichen Schmucke die Afrikaner diesen Theil behängen, und zwar auf eine solche Art, daß ihr Ohrläppchen öfters unter einer zehnlöthigen Last zu zerreissen droht, oder dadurch bis zu einer unförmlichen Länge ausgedehnt wird. So unbequem und nachtheilig diese Mode ist, so haben doch die Europäer und besonders das schöne Geschlecht Geschmack daran gefunden, und die an die Ohren unserer Damen angehängten Lasten von Gold und Edelsteinen geben öfters denen der Afrikaner an Schwere nicht viel nach. Die dadurch hervorgebrachten häufigen Kopfschmerzen, das unangenehme Ziehen in den Ohren kommen nicht in Betrachtung; die Qual

den Kopf unbeweglich, wie eine Puppe tragen zu müssen, damit er diesen Gewichtern das Gegengewicht halte, wird nicht geachtet; denn die Mode will es so. Es ist in der That zu wundern, wie die Nase bisher dieser Mode glücklich entgangen, und nicht auch nach chinesischer Manier die Sklavin und das Opfer der Eitelkeit geworden ist.

Zwar hat man angefangen, die Masse dieser Ohrgehänge zu verringern, aber ganz sind sie noch nicht abgekommen, und um deßwillen ist es nöthig etwas über das Durchstechen des Ohrläppchens und die Behandlung der Wunde zu sagen. Das Ohrläppchen wird auf einen etwas widerstehenden Körper, etwa einen Kork gelegt, und mit einer krummen Nadel oder irgend einem anderen zugespitzten Instrumente etwas entfernt von seinen Rändern und zwar lieber etwas höher als tiefer durchstochen. Unmittelbar darauf wird durch die gemachte Oeffnung ein Schnürchen oder ein Drath von Gold oder Blei gezogen, damit das gemachte Loch nicht wieder verwachse. Dieser Drath muß so lang liegen bleiben, bis die Wunde ganz geheilt ist. Dabey ist auf zwey Umstände besondere Rücksicht zu nehmen. Erstens, daß keine zu starke Entzün-

dung entstehe, wozu man leicht durch ungeschicktes Handanlegen oder Zerreißung des Fleisches Anlaß geben kann. In diesem Falle pflegt meistens die Entzündung sich über das ganze Ohr zu verbreiten, und schmerzhafte, ja zuweilen gefährliche Zufälle zu verursachen. Zweytens darf das Loch nicht zu nahe am Rande des Läppchens gestochen werden, weil es sonst leicht ausreißt, das Ohr durch diese Spalte entstellt wird, und das Anbringen des beliebten Schmucks nicht eher als nach einer langwierigen Kur erlaubt.

So sehr aber auch dieses Durchstechen der Ohren aus bloßer Eitelkeit und Modesucht Tadel verdient, so läßt sich doch auf der andern Seite nicht läugnen, daß diese Operation zuweilen von Nutzen seyn kann. Diese Art Haarschnur kann durch den fortdauerenden Reiz an einem sehr zarten Theile, dessen Gefäße und Nerven in einer engen Verbindung mit den nahliegenden Theilen stehen, bey chronischen Entzündungen, bey dem Flusse der Ohren und der Augen die besten Dienste leisten. Severinus versichert mit Paracelsus, daß diese Operation bey anfangender Taubheit von großem Nutzen sey. Riverius sagt: daß sie in ver-

schiedenen Krankheiten alle andere Mittel an Wirksamkeit übertreffe. Auch der berühmte Hunczovsky heilte dadurch eine chronische sehr hartnäckige Augenentzündung.

Aus diesen Beweisen von der großen Reizbarkeit und Mitleidenschaft des äusseren Ohres mit den nahliegenden Theilen, läßt sich leicht von selbst abnehmen, wie gefährlich Mißhandlungen desselben werden können. In Italien, wo man noch zu meiner Zeit durch Zerren und Schütteln beyder Ohren, so wie man den Jagdhunden zu thun pflegt, die Kinder zu bestrafen gewohnt war, mangelte es nicht an Beyspielen von traurigen Folgen dieser Mißhandlungen. Ich erinnere mich noch, daß einer meiner Mitschüler, der auf eine solche Art bestraft worden war, dadurch eine starke Entzündung des äußeren Ohres bekam. Dazu gesellte sich ein heftiger Schmerz der gleichseitigen Gegend des Gesichts und ein grosser Blutverlust aus der Nase. Die endlichen Folgen davon waren Verminderung des Sehvermögens auf dieser Seite, Ungestaltheit des äußeren Ohres, und stumpfes Gehör auf demselben. Diese unschickliche und gefährliche Methode zu strafen mag wohl noch von einigen alten Völkern ab-

Digitized by Google

stammen, welche sich bey ihren Verbrechern an den Ohren rächten, und durch Abschneiden derselben dem Missethäter den unauslöschlichen Stempel der Verworfenheit aufdrückten. — Unzer erzählt von einer Taubheit, welche von einer starken Ohrfeige herrührte.

Außer diesen thätlichen Mißhandlungen ist das äußere Ohr besonders im Winter manchen Gefahren ausgesetzt. Sehr starke Kälte erregt daselbst leicht Entzündungen und Frostbeulen, welche sich durch Röthe und ungewöhnliches Jucken zu erkennen geben; nicht selten geht dieses Jucken in einen sehr stechenden Schmerz und die Entzündung in Eiterung über. Die gewöhnlichste Ursache ist der schnelle Uebergang aus der Kälte in die Wärme, und zwar wird die Entzündung um so viel stärker und gefährlicher seyn, je größer der Unterschied beyder Extremen und je schneller die Abwechslung war. In solchen Fällen kann leicht der heiße Brand am äußern Ohre entstehen; oder es geschieht auch, daß diese Theile wie das abgedorrte Laub bey herrannahender Kälte abfallen. Wie sich auch hier dergleichen Fälle im Jahr 1798, besonders bey Fuhrleuten und Bauern, welche lang der kalten Luft

ausgesetzt waren, ereigneten. Das beste Mittel, diesen Folgen vorzubeugen, ist der von den nördlichen Völkern angenommene Gebrauch, den Theil erstlich eine Zeit lang mit Schnee, dann mit kaltem und endlich mit lauem Wasser zu reiben, um ihn so allmählich in den Stand zu setzen, die Einwirkungen der Wärme ohne Gefahr auszuhalten. — Wenn das äußere Ohr einmal verloren gegangen ist, so wächst es nicht mehr nach, und man muß diesen Mangel, der allzeit dem Gehör nachtheilig ist, durch künstliche Ohren oder ein Sprachrohr zu ersetzen suchen.

Das äußere Ohr krümmt sich in verschiedenen Windungen, faltet sich zusammen, und bildet dadurch den äußeren Gehörgang. Boerhave hat die große Anzahl aller Einfalls- und Zurückprallungswinkel des Ohres genau untersucht und gefunden, daß alle auf den Mittelpunkt des Gehörgangs führen. Dieser Kanal dient folglich zum Sammelplatz aller Schallstrahlen, und wir müssen daher die häufigsten Ursachen der Taubheit in Fehlern und Krankheiten desselben suchen.

Zuweilen verfährt schon die Natur in diesem Stücke stiefmütterlich mit dem Menschen, und dann

muß der Unglückliche, dem der Sinn des Gehörs fehlt, auch auf die Vorzüge, welche uns die Sprache gewährt, Verzicht leisten, und wird in diesem Stücke zu der Klasse der übrigen Thiere herabgesetzt. Nur selten wird hier die Kunst etwas helfen können.

Die Ursachen der Taubheit aber, welche in dem äußeren Gehörgange ihren Sitz haben, und gehoben, selbst zum Theil schon verhütet werden können, lassen sich in zwey Ordnungen abtheilen. Sie sind entweder solche, welche den freyen Zutritt der Schallstrahlen hemmen, also Verstopfungen des Gehörgangs; oder zweytens solche, welche durch Veränderung oder gar Zerstörung der inneren Oberfläche dieses Kanals die gehörige Brechung der Schallstrahlen verhindern oder unmöglich machen. Wir werden nun die vorzüglichsten dieser Ursachen durchgehen.

So lang sich das Kind in der Gebährmutter befindet, ist der äußere Gehörgang mit dem Kindswasser, in welchem es schwimmt, angefüllt. Sobald es aber das Tageslicht erblickt, tritt die Luft in den Gehörgang ein, und wählt ihn zu ihrem beständigen Aufenthalt. Dieser Wechsel der das Ohr

erfüllenden Flüßigkeiten hat nicht immer den glücklichsten Erfolg. Das Wasser, welches im Mutterleibe den Gehörgang anfüllte, ist von Natur sulsicht und wird durch die talgartigen Absonderungen der in dem Gehörgange befindlichen Drüsen noch klebrichter gemacht; es gerinnt und verdichtet sich daher leicht in der Berührung mit der atmosphärischen Luft. Dieser Umstand ist nach meiner Meinung eine der häufigsten Ursachen jener widernatürlichen Häute, welche man öfters in dem Gehörgange, ja selbst zuweilen in der Nähe des Trommelfells antrifft, und die, wenn sie nicht weggeschaft werden, gänzliche Taubheit verursachen. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß von eben dieser Ursache gewiße talgartige Auswüchse abhängen, welche man oft in den Ohren der Kinder antrift, und wodurch sie des Gehörs beraubt werden. Die Mittel sich von der Gegenwart dieser Auswüchse zu versichern sind: entweder eine genaue Untersuchung gegen die Sonne, oder wenn dieses nicht hinreicht, die Methode des Cleelands, welche darin besteht, daß man die Strahlen eines Wachslichtes durch eine gläserne Linse sammelt, und in den Gehörgang fallen läßt; oder daß man die Sonnenstrahlen durch einen klei-

nen Spiegel in den Gehörgang reflektirt. Zu diesem Endzweck erfand auch Fabrizius Hildanus ein das Ohr erweiterndes Werkzeug. — Die Mittel alle dergleichen widernatürliche Häute und Auswüchse wegzubringen, sind von der Art, daß man sie auf keinen Fall den Händen der Nichtärzte anvertrauen kann. Denn man bedient sich dazu schneidender Instrumente und öfters auch der Aetzmittel; und zudem könnten sie auch leicht das Trommelfell mit diesen widernatürlichen Häuten verwechseln. Ich will daher lieber die Mittel anzeigen, wie diesen Uebeln vorgebeugt werden kann.

Reinigung dieses Canals ist das Hauptmittel. Allein unsere Hebammen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit dahin richten, eine ununterbrochene Leibesöffnung des Kindes zu unterhalten, so zwar, daß man glauben sollte, der neugeborne Mensch wäre das unreinste Produkt des ganzen Thierreichs, vernachlässigen dagegen die Untersuchung und gehörige Reinigung des äußeren Gehörorgans gänzlich. Gleichwohl wird jedermann aus dem ebengesagten von selbst einsehen, wie nöthig und heilsam eine solche Untersuchung ist, da man durch zeitlich ange-

brachte Hülfsmittel, durch Eintröpflungen oder auch durch vorsichtig unternommene erweichende Einspritzungen Krankheiten dieses Organs vorbeugen kann. Bey einer solchen Untersuchung wird man zugleich auch die zuweilen vorkommenden gänzlichen Verwachsungen des Gehörgangs gewahr werden. Denn manchmal ist das Ohr, so wie andere Kanäle des Körpers gänzlich geschlossen. In diesem Falle muß der Wundarzt dasselbe öffnen, und durch schickliche Mittel offen zu erhalten suchen.

Eine andere nicht minder wichtige Ursache der Gehörlosigkeit durch Verstopfung des Gehörgangs ist das Hineinbringen oder zufällige Hineinfallen fremder Körper in das Ohr. Kinder stecken sich zuweilen Bohnen, Erbsen, Kichern, Kirschkerne oder anderes Spielwerk in die Ohren. Diese Körper hemmen daselbst den Durchgang der Schallstrahlen und hindern folglich das Hören. Entdeckt man nun nicht bald diese Ursache, oder gelingt es nicht, diese fremde Körper bey Zeiten herauszuziehen: so verursachen sie meistens eine höchst schmerzhafte Entzündung des Ohrs, wobey zu befürchten ist, daß die benachbarten Theile und selbst das Gehirn angegriffen werden. Fabrizius Hildanus erzählt

nus folgenden merkwürdigen Fall dieser Art: Ein zwölfjähriges Mädchen ließ sich von ohngefähr ein Glaskügelchen von der Größe einer Erbse in das linke Ohr fallen. Vergebens bemühte man sich lange Zeit dasselbe herauszuziehen. Es entstunden die heftigsten Schmerzen, die sich bald dem ganzen Kopf und der ganzen linken Seite mittheilten; dazu gesellten sich nachher noch ein krampfhafter Husten, Epilepsie, Lähmung dieser Seite und andere schreckliche Zufälle. Acht Jahre lang hatten diese Folgen schon gewähret, als endlich Fabrizius so glücklich war, das Glaskörnchen herauszubringen, worauf denn sogleich alle Zufälle verschwanden. — Das Herausziehen dieser fremden Körper ist öfters eine der schwersten Operationen. Besonders große Schwierigkeit machen vegetabilische Körper, weil sie in den Feuchtigkeiten, welche in dem Ohre abgesondert werden, leicht anschwellen. Auch die durch den fremden Körper verursachte Entzündung der inneren Häute des Ohres, wodurch der Kanal verengert wird, erschwert den Ausgang derselben. Am gefährlichsten aber ist es, wenn dergleichen Körper über die Krümmung, welche der Gehörgang nach innen bildet, gedrungen sind.

Je schleuniger in den angezeigten Fällen die nöthigen Mittel angewendet werden, desto mehr läßt sich von ihnen erwarten. Wir müssen daher den Nichtärzten einige Vorschriften ertheilen, wie sie sich bis zur Ankunft des Wundarztes zu verhalten haben. Man gebe also dem Kopfe des Kindes eine dem leichtesten Ausgange des fremden Körpers aus dem Ohre günstige Lage, d. h. man neige den Kopf auf die verstopfte Seite, und suche sodann auf eine behutsame Art durch einen Ohrlöffel oder ein kleines Zängelchen den Körper herauszuziehen; wenn es nöthig ist, so kann man durch gelinde Einspritzungen den Kanal schlüpfriger machen, nur darf der fremde Körper nicht von der Art seyn, daß er durch die eingespritzte Flüssigkeit aufschwillt, und an Größe zunimmt; auch kann man versuchen, durch Erregung des Niesens denselben herauszutreiben. Gelingt das Herausbringen durch Anwendung dieser Mittel nicht, so muß die fernere Behandlung ganz allein dem Wundarzte überlassen werden, der dann öfters in schweren Fällen dieser Art gezwungen ist, den Kreuzschnitt des Ohres vorzunehmen.

Digitized by Google

Eine fernere öfters unerkannte Urſache der Krankheiten des Gehörganges müſſen wir in den Würmern ſuchen, welche manchmal daſelbſt ihren Wohnſitz aufſchlagen. Es iſt kein Theil des menſchlichen Körpers, der nicht ſchon von dieſen ungebetenen Gäſten heimgeſucht worden wäre; der Weg zu dem Ohre ſteht ihnen aber um ſo leichter offen, da der äußere Gehörgang in einer ſtäten Verbindung mit der atmoſphäriſchen Luft ſteht, welche von unzähligen Inſekten bewohnt wird. Wenn nun dergleichen Inſekten ihre Eyer dahin legen, und, um mich des Ausdrucks zu bedienen, daſelbſt ihr Neſt bauen: ſo entſtehen davon die gefährlichſten und heftigſten Entzündungen. Viele meiner Leſer, welche die ſchmerzhafte Empfindung, welche der augenblickliche Aufenthalt eines Flohes oder einer Fliege in dem Ohre verurſacht, aus eigener Erfahrung kennen, mögen daraus auf die Heftigkeit der Zufälle ſchließen, welche die Anſiedlung einer ganzen Familie von Würmern nach ſich ziehen muß. — Herr Hofrath Frank zog in Pavia aus dem entzündeten und höchſt ſchmerzhaften Ohre eines Jünglings einen Wurm, den man Acarus equinus nennt. — Vor zwey Jahren ſah ich aus dem Ohre eines Kin-

des 25 Würmer von der Gestalt und Größe der Käsemilben herauszogen. Das ganze Ohr des Patienten war entzündet, er hatte heftiges Fieber, und seit zwey Tagen gar keinen Schlaf; nur tiefe Seufzer unterbrachen sein beständiges erbärmliches Winseln, wobey er sich unaufhörlich das kranke Ohr kratzte. Alle diese Zufälle verschwanden, sobald Hr. Doktor Capellini durch Hülfe nöthiger Einspritzungen und vermittelst eines kleinen Zängelchens diese Würmer herausgeholt hatte. — Wenn also bey Kindern, welche noch nicht im Stande sind, durch Worte ihre Gefühle auszudrücken, und die Ursache ihrer Leiden anzugeben, sich dergleichen Zufälle äußeren, wobey sie sich an den Ohren kratzen oder dieselben reiben: so sollten die Mütter diese Theile sogleich einer besonderen Untersuchung würdigen. Besonders leicht ereignen sich dergleichen Fälle im Frühlinge und Sommer, wenn man die Kinder unvorsichtiger Weise auf den Wiesen und Wasen herumliegen läßt, wie dieß auch der Fall bey dem Kinde unseres zweyten Beyspiels war. Nur hält es öfters schwer die Gegenwart dieser Fremdlinge zu entdecken, zuweilen sind sie äußerst klein, manchmal aber entgehen auch die Größeren der

Digitized by Google

Entdeckung. Man hat aber immer Ursache ihr Daseyn zu vermuthen, wenn man ohne eine andere bekannte Veranlaßung plötzlich einen Schmerz in dem Ohre empfindet. Ich kann meinen Lesern versichern, daß ich mich selbst in den zweydeutigsten Fällen dieser Art in meiner Meinung nicht täuschte, ja ich glaube zu der Behauptung berechtiget zu seyn, daß der Ohrenschmerz ohne Entzündung größtentheils eine Wirkung dieser kleinen Insekten sey, welche daselbst einen dem Gesichtsschmerz des Fothergils ähnlichen krampfhaften Schmerzen verursachen. — Bey Erwachsenen ereignet sich im Ganzen genommen dieser Fall seltener; auch hat die Gegenwart solcher Insekten in dem Ohre nicht leicht übele Folgen, weil bey ihnen das Ohrenschmalz viel fester und schärfer ist, als bey Kindern, deren Ohren ein ganz flüßiges und mildes Ohrenschmalz absondern.

So wie aber in dieser Hinsicht den Erwachsenen die größere Festigkeit und Dichtigkeit des Ohrenschmalzes gut zu statten kommt, so gereicht ihnen eben dieser Umstand auf der anderen Seite sehr häufig zum Nachtheile, und die Verstopfung des Gehörgangs durch verhärtetes Ohrenschmalz wird bey ihnen eine neue Quelle der Taubheit. Bey

ehr alten Leuten, bey Personen von phlegmatischem Temperamente, bey Menschen, welche das Reinigen der Ohren ganz vernachläßigen, häuft sich nicht selten das Ohrenschmalz in ziemlich beträchtlicher Menge an, und verdichtet sich so, daß es in eine Art der Versteinerung übergeht. Bartholini erzählt von seiner Frau, daß sie lang von Ohrenschmerzen geplagt worden sey, bis endlich mehrere mit Ohrenschmalz umgebene Steinchen aus dem Gehörgange abgiengen, worauf der Schmerz verschwand. — Viele Aerzte behaupten, daß Personen, welche an der Gicht und arthritischen Krankheiten leiden, zu diesen Ohrenschmalzverhärtungen besondere Anlage hätten. Diese Behauptung mag gegründet seyn, so wie sich auf der andern Seite auch die Beobachtung des Hippokrates nicht widersprechen läßt, daß nämlich das Ohrenschmalz der Schwindsüchtigen flüßig und süß sey.

Unter den Ursachen, welche diese Verdichtung des Ohrenschmalzes begünstigen, verdient die Kälte ohne Zweifel die erste Stelle. Eine andere Ursache aber, welche man bisher keiner hinlänglichen Aufmerksamkeit gewürdiget hat, ist meines Erachtens der Gebrauch des Haarpuders. Schon des Mor-

Digitized by Google

gens umgibt der Friseur den Kopf mit einer dichten Wolke von diesem feinen durchdringenden Staube, und in der übrigen Zeit des Tages schütteln die wallenden Locken ihren Ueberfluß in das Ohr ab. Durch die Vermischung dieses feinen Staubes mit dem Ohrenschmalze entsteht nach und nach eine feste Masse, welche den Gehörgang endlich ganz verstopft. Da diese Ursache eine der allgemeinsten ist, so muß auch die daher rührende Gehörlosigkeit eine der häufigsten seyn. Mein Freund Hr. Doktor Hürtl versicherte mir, daß er fünf gehörlose Patienten blos durch Herausziehen des verhärteten Ohrenschmalzes geheilt habe. — Der berühmte Wundarzt Mous, der sich durch Heilung vieler Gehörlosen einen unsterblichen Ruhm in Frankreich erworben hat, gestand aufrichtig, nur diese Art der Taubheit gehoben zu haben.

Die Mittel dieses verhärtete Ohrenschmalz wegzuschaffen sind: alle erweichende warme Dämpfe, welche man in das Ohr leitet; die Anwendung der in Oehl getränkten Baumwolle; die erweichenden Einspritzungen; und endlich der vorsichtige Gebrauch der Ohrlöffeln. — Uibrigens empfehle ich als Vorbeugungsmittel, sich während des Haarkämmens beyde

Ohren mit Baumwolle zuzustopfen, um dem schädlichen Staube den Eingang zu versperren.

Wir kommen nun zu der zweyten Ordnung der Krankheiten des äußeren Gehörgangs, nämlich zu denjenigen, welche in einer Verletzung der Oberfläche desselben bestehen. Ausschlagskrankheiten, Entzündungen und chronische Flüße geben am häufigsten zu solchen Verletzungen Anlaß. Und wenn sie gleich nicht immer gänzliche Taubheit verursachen, so lassen sie doch dieselben mit der Zeit befürchten; und was das schlimmste ist, so wird dadurch der Gehörgang zu einem Ableitungskanal übelriechender Materien gemacht, welcher die ganze Lebenszeit hindurch äußerst beschwerlich fällt. Die erste Entstehungsperiode dieser Unbequemlichkeiten fällt meistens in das zarteste Kindesalter. Mütter und Säugammen haben also ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten, wenn sie anders nicht das Kind auf immer unglücklich machen, und sich, wenn es zu reiferen Jahren kommt, den gerechten Vorwürfen desselben aussetzen wollen. Das Reinhalten des Gehörganges muß ihnen also besonders angelegen seyn. Denn bey der Leichtigkeit, mit welcher Kinder Ausschlägen, besonders am Kopfe unterworfen sind, geschieht

es nicht selten, daß sich die in der Oberfläche des Ohres zerstreueten Ohrenschmalzdrüsen entzünden und schwären. Die von ihnen ausgeschwitzte Feuchtigkeit verdichtet sich in den Windungen des Ohres und erzeugt aufs neue Geschwüre, welche zuweilen weit um sich fressen. — Dieses Schwären der inneren Oberfläche des Ohres muß man aber wohl unterscheiden von jener anderen Gattung des Ausschwitzens und Ausschwärens hinter den Ohren, welches bey kleinen Kindern in den ersten Lebenstägen vorkömmt. Hunter erklärt diese Erscheinung für eine Wirkung der lymphatischen Drüsen, welche hinter dem Ohrlein mit denen des untern Theils zusammen kommen, und sich zu vereinigen suchen, so wie sich dies auch öfters bey den Nitznägeln und zwischen den Fingern zu ereignen pflegt.

Die Pocken, der Kopfgrind, die Milchkruste oder der Ansprung sind Ausschläge, welche von jeher für Feinde des Gehörorgans, so wie der anderen Sinnenwerkzeuge gehalten worden sind. Man hielt zwar allgemein die Unterdrückung oder einen besondern Ausbruch derselben für die Ursache der Verschwärungen, welche in dem Gehörgange zu entstehen pflegen; doch scheinen diese ihre Entstehung

dem schon in dem Gehörgange befindlichen Ausschlage zu verdanken. Denn die Haut des Gehörganges ist nicht nur eine Fortsetzung der äußeren Haut, sondern sie ist auch, wie das Gesicht, der beständigen Berührung der Luft ausgesetzt, wodurch der Ausbruch dieser Ausschläge sehr begünstiget wird. Nur der ausgezeichnet großen Empfindlichkeit dieses Organs, der beträchtlichen Anzahl der im Ohre befindlichen Drüsen und den vielen Feuchtigkeiten, welche sich daselbst sammeln, muß es zugeschrieben werden, daß die daselbst durch die Ausschläge verursachten Verletzungen gefährlicher werden, und die Heilung erschweren. Man kann auch, wenn die Natur für sich hiezu nicht hinreicht, diesen Uebeln gleich bey ihrer Entstehung mit wenig Kunst vorbeugen. Zu Erreichung dieser Absicht versäume man nicht, den Theil immer rein zu halten, man wende die chronischen Entzündungen durch schickliche Mittel ab, und suche die Vernarbung zu befördern. Die Vernachläßigung dieser Mittel verdient keine Nachsicht, denn sie zieht so traurige Folgen nach sich, denen öfters die Kunst nicht mehr gewachsen ist. — Die chronischen Entzündungen arten in Verhärtungen und Auswüchse aus; die Absonderung

der Drüsen wird verdorben; es entstehen Abschälungen und Geschwüre; letztere fressen tiefer unter sich, greifen die Knochen an, erzeugen den Beinfraß und dehnen sich nebst dem, daß sie den Patienten des Gehörs berauben, bis in das Gehirn aus. Wenn es selbst nicht immer dem Wundarzte gelingt in dem ersten Anfange der Krankheit diesen übeln Folgen vorzubeugen, um wie viel größer muß nicht die Schwierigkeit der Heilung werden, wenn einmal die Krankheit chronisch und durch die Gewohnheit zur andern Natur geworden ist. Ich erinnere mich noch gar wohl der Mühe, welche ich anwenden mußte, um einen meiner Patienten von einem Ohrflusse zu heilen, der als eine Folge der Blattern schon 15 Jahre gedauert hatte. Nur langsam erfolgte die Heilung nach vielen örtlichen Hülfsmitteln, und ward endlich der Triumph einer Menge Einspritzungen von lauwarmen Wein, und des äußerlichen Gebrauchs des Bisams auf Baumwolle.

Man muß sich aber wohl hüten diese Flüße der Ohren, welche unmittelbar von Gebrechen des Ohres herrühren, nicht mit jenen zu verwechseln, welche blos Zufälle anderer Krankheiten sind. Dahin gehören alle Ohren-Flüße, die nach Schlägen

und Verletzungen des Kopfs entstehen, wovon uns Arnaud, de Wilde, Langelot und Cäsar Adonius mehrere Beyspiele liefern. Plater beobachtete einen Ohrfluß, welcher bey Verhaltung des Urins sich einstellte, und bey dessen Abfluß wieder verschwand. Weikard und Swediaur haben bemerkt, daß dieser Ausfluß von unterdrücktem Tripper und weißen Fluß herrührte, und mit demselben abwechselte. Wir haben im hiesigen allgemeinen Krankenhause ein bleichsüchtiges Mädchen gesehen, welche alle Monat zur Zeit der Monstruation einen Blutfluß aus dem rechten Ohre bekömmt.

Zu dieser Ordnung der Ohrenkrankheiten können wir auch noch die Verletzung des Trommelfells durch unvorsichtigen und ungeschickten Gebrauch der Ohrlöffelchen rechnen. Das Ohrenschmalz ist nicht ganz flüßig, und es ist daher nöthig mit Hülfe der Ohrenlöffel zuweilen seine Aussonderung zu befördern, damit nicht die allzugroße Anhäufung desselben die oben erwähnten Nachtheile nach sich ziehe. Allein man kann auch auf der andern Seite fehlen. Durch allzuhäufiges Ausleeren des Ohrenschmalzes wird das Ohr nicht nur seines einzigen Schutzes gegen äußere Schädlichkeiten beraubt, sondern es

werden auch die Wände desselben dadurch gereizt und entzündet. Es ist nicht allemal nothwendige Bedürfniß, welches manchen zum häufigen Gebrauche des Ohrlöffels antreibt, sondern er wird vielmehr durch das angenehme Kitzeln, welches dadurch erregt wird, dazu verleitet. Die Chineser halten es für das größte Vergnügen des Lebens, wenn sie sich durch ein besonders hiezu verfertigtes Instrument diesen Kitzel im Ohre verschaffen können *); ein Vergnügen, welches sie oft theuer genug, nämlich mit dem Verluste des Gehörs erkaufen. Denn außerdem, daß sie dadurch häufig in die obenerwähnten Ohrenkrankheiten verfallen, gehen sie in ihrem Vergnügen öfters so weit, daß sie dabey das Trommelfell zerreißen, eine Verletzung, welche, wenn sie gleich nicht immer, wie einige Schriftsteller behaupten wollen, eine augenblickliche erfolgende Taubheit verursacht, doch diese gewiß in der Folge unvermeidlich macht.

Nachdem wir nun auf diesem Wege bis zu dem Trommelfelle gekommen sind, so können wir

*) Philosoph. transact. Nro. 246.

von da füglich den Uebergang zu dem inneren Gehörgange, zur Eustachischen Trompete machen. Bey dem Frosche und der Schildkröte ist dieser Canal der vorzüglichste Weg der Töne zum Gehörorgan; bey dem Menschen aber ist er in diesem Stücke von dem äußeren Gehörgange nicht verschieden; nur stöhren die Gebrechen des einen zugleich die Verrichtungen des anderen. Der äußere Gehörgang kann vollkommen rein und unbeschädiget seyn, und doch wird das Gehör fehlerhaft und unvollkommen seyn, wenn die Eustachische Trompete verletzt oder verstopft ist. Valsalva fand, daß sogar Taubheit entstund, wenn man die Mundöffnung dieser Röhre mit Bäuschen verstopfte. — Dieser eben so zart gebaute Kanal ist gleichfalls immer offen, und nicht minder Krankheiten ausgesetzt, als der äußere. Die Hererzählung derselben, wie auch die Anleitung zur gehörigen Pflege dieses inneren Gehörganges wird um so viel schwerer fallen, da er etwas verborgen liegt, und sich demselben nicht so leicht beykommen läßt. Demungeachtet bleiben uns zwey wichtige Punkte zu betrachten übrig, nämlich erstens die Unordnungen jener Luftsäule, welche die Eustachische Trompete durchstreichen muß, und

kann die Krankheiten, welchen ihre äußere Mündung ausgesetzt ist.

Die in der Trompete enthaltene Luftsäule muß mit jener im Gleichgewichte stehen, welche den Gehörgang durchläuft, und von der sie durch das Trommelfell geschieden wird. Findet das Gegentheil statt, so ist das Gehör unvollkommen. Um also dieses Gleichgewicht zu erhalten, ist es nothwendig, daß die Luft beyder Kanäle, erstens wiederholt erneuert werde, und zweytens eine gleichförmige Schwungkraft habe. Die erstere Bedingniß ist nicht sowohl für den äußeren Gehörgang, als vielmehr für die Eustachische Trompete von großer Wichtigkeit. Die Luft in der Ohrtrompete ist einem höheren Grad der Wärme ausgesetzt, verdünnt sich leichter, und erfordert also eine öftere Erneuerung. Daher kann das kleinste Hinderniß in der Ohrtrompete von großem Nachtheil für das Gehör seyn, da es den nöthigen Luftwechsel hemmt, und folglich das gehörige Gleichgewicht stört. Dies ist meistens der Fall, wenn Kranke über beständiges Klingen, Sausen und Brausen in den Ohren, oder über eine beschwerliche Empfindung eines, außerhalb dem Ohre nicht vorhandenen, Schalles

klagen. Bey solchen Umständen geschieht es nicht selten, daß die Kranken durch einen heftigen Schall ein beßeres Gehör bekommen, wenn nämlich die Schwungkraft der in dem äußeren Gehörgange enthaltenen Luftsäule so stark ist, daß sie die in der Trompete schon zu sehr verdünnte und geschwächte Luft zum Ausgange und zur Erneuerung nöthiget. Während dieser Abwechslung fühlen sonst immer die Kranken in den Ohren ein Geräusch, wie von siedendem Wasser, oder von einem brausenden Sturmwinde. Schon oft geschah es, daß gehörlose Personen durch die Erschütterung von dem Knalle losgeschossener Kanonen oder einem Donnerschlage ihr Gehör entweder ganz wieder bekommen, oder wenigstens auf einige Zeit beßer gehört haben. *) Nur dieser Lufterneuerung in der Ohrtrompete haben mehrere gehörlose Bombardiere die Fertigkeit zu verdanken, unter dem Kanonschusse das zu hören, was man leise spricht. — Ist der Widerstand, welcher die vollkommene Erneuerung der Luft hindert,

*) Leskes auserlesene Abhandl. aus den philosoph. Transact.

sehr klein, so gewinnt man, wie wir täglich die Erfahrung machen können, einen merklichen Vortheil dadurch, daß man auf eine kurze Zeit den äußeren Gehörgang mit dem Ohrfinger zuschließet, und dann die Luftsäule auf einmal eindringen läßt, damit diese durch ihre Gewalt die Trägheit derjenigen, welche in der Ohrtrompete verdünnt worden ist, zu überwältigen vermöge. Ist aber der Widerstand unüberwindlich, so verliert man zum Theil, oder gänzlich das Gehör. Es ist nach der Meinung des Lamy sehr wahrscheinlich, daß bey jeder Einathmung neue Luft in die Ohrtrompete eindringe. — Bey den Fröschen soll die Oscillation des Trommelfells mit der Einathmung zu gleicher Zeit geschehen. — Bey dem Gähnen, wo die Einathmung der neuen Luft sehr verzögert wird, entsteht oft eine vollkommene, wiewohl nur augenblickliche Gehörlosigkeit.

Was die Unordnungen in den Schwingungen beyder Luftsäulen betrift, so sind sie in der Ohrtrompete weit häufiger und gefährlicher, als in dem äußeren Gehörgange, denn obgleich jeder heftige Knall, jedes große Getöße, das in dem äußeren Gehörgange erregt wird, das Trommelfell

zerreissen kann: so geschieht dies doch sehr selten, indem die Erschütterung selbst, in so fern sie uns nöthiget, geschwinder Athem zu holen, dazu beyträgt, daß die Ohrtrompete größeren Widerstand leisten kann. Die Art aber, wie die Luft unaufhaltsam in die Ohrtompete geleitet wird, gleicht den stäten Bewegungen einer Pumpe. So oft wir durch den Mund oder die Nase Athem schöpfen, läuft durch die Ohrtompete ein Luftstrom, und dieser ist es allein, nicht ein gewißes Zittern, welcher das Trommelfell der äußeren Luftsäule entgegendrückt. Daher kommt es, daß alles dasjenige, was die Stärke und Geschwindigkeit dieser Luftschwingungen in der Ohrtrompete vermehrt, auch in der Luftsäule des äußeren Gehörgangs das Gleichgewicht leicht stört, und daß folglich, wenn jene, wie gewöhnlich geschiehet, die Oberhand erhalten, das Trommelfell nach außen bricht. Jedermann soll sich daher wohl angelegen seyn lassen, bey dem Niesen der Luft durch den Mund und die Nasenlöcher einen freyen Durchzug zu verstatten, indem sonst bey Verschließung dieser beyden Wege, nach einer langen Einathmung, welche immer dem Niesen vorhergeht, der größere Luftstrom keinen freyen Aus-

gang findet, folglich mit Gewalt in die offene Trompeten eindringet, den Widerstand der äußeren Luftsäule überwindet, das Trommelfell zerreißet, und sich so einen Weg für immer bahnet. — Bey dem Schneutzen, wenn es mit Heftigkeit vorgenommen wird, erfolgt öfters eine augenblickliche Taubheit, manchmal gänzliche Gehörlosigkeit. Denn auch in diesem Falle verschließt man oft den Mund, um die Luft, welche man vorher lang und anhaltend eingeathmet hatte, durch die Nasenlöcher allein auszustossen, und durch ihre Gewalt eine größere Absonderung des Rotzes zu bewirken. Oft pflegt man auch, wenn diese Ausleerung nicht mit der gewünschten Leichtigkeit von statten geht, die Nasenlöcher von außen zu verschließen, um einen größeren Luftstrom zu gewinnen. In diesen Fällen sind die nämlichen Nachtheile, wie bey dem Niesen zu befürchten. Sehr heftiger Husten droht mit gleicher Gefahr. Mehrere Lungensüchtige, welche ich zu behandeln hatte, wurden auf diese Art gehörlos. Einer davon sagte mir, er habe einst bey einem heftigen Anfalle von Husten einen Bruch im linken Ohre gespürt, worauf er gänzlich das Gehör verloren habe. Nach seinem Tode zergliederte ich sein linkes Ohr, und

fand wirklich, daß das Trommelfell ganz entzwey gerissen war. — Dieß wären also die wichtigsten Nachtheile, welche von dem gestörten Gleichgewichte der beyden Luftsäulen entstehen.

Die Krankheiten, wobey die Organisation der Ohrtrompete leidet, haben ihren Sitz entweder in ihrer Mündung oder in dem Verlaufe dieses Kanals. Erstere lassen sich sichtbar wahrnehmen, letztere vermuthen. Zu jenen gehören alle Krankheiten des Rachens, die sich bis zum Ohre erstrecken, dergleichen sind: Die Rachenpolypen, die angeschwollenen Mandeln, die häutige Bräune, alle Geschwüre in dieser Gegend, besonders die venerischen, die Entzündungs = und Eiterungsgeschwülste und andere Krankheiten dieser Art, welche entweder die Mündung der Trompete verstopfen, oder die innere Oberfläche derselben zerstören. — Die Anwendung der Hülfsmittel in diesen Krankheiten kann nur sehr geschickten Männern unserer Kunst überlassen werden; den Nichtärzten wird es genügen die Quellen dieser Krankheiten zu kennen, und die Nothwendigkeit einer baldigen Hülfe einzusehen.

Digitized by Google

Die katarrhalischen Zufälle sind unter den Ursachen, welche vorzüglich den Verlauf der Ohrtrompete verletzen, die gewöhnlichsten. Bey dem Katarrh und Schnupfen sind die leidenden Theile entzündet, und die Schleimabsonderung derselben ist vermehrt. Allein dieß widerfährt nicht nur der Lunge und der Nase, sondern auch der Ohrtrompete. Was Wunder also wenn die meisten katarrhalischen Krankheiten mit einer Blödigkeit des Gehörs verbunden sind? Was Wunder wenn nach öfteren Krankheiten dieser Art endlich eine vollkommene Gehörlosigkeit erfolgt? — Erweichende Dämpfe, welche man in den Mund steigen läßt, und lauwarme Gurgelwasser sind die Mittel, wodurch diesen traurigen Folgen vorgebeugt werden kann. — Bey schon vorhandener Taubheit braucht man Einspritzungen in die Ohrtrompete, und im äußersten Falle schreitet man zu der Jasserischen Operation, welche in Durchbohrung des Warzenfortsatzes besteht, und die schon öfters bey Krankheiten der Ohrtrompete und der Paukenhöhle mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wurde. *)

*) Diese Operation ist, gewiß unverdienter Weise, heut zu Tage ziemlich aus der Uebung ge-

Die Ohrtrompete kann endlich auch noch an ihrem hinteren Ende, d. i. in der Paukenhöle durch mehrere Krankheiten verletzt werden. Da aber diese noch mit großer Dunkelheit umhüllet sind, auch außer unserem gegenwärtigen Plane liegen, so wollen wir hier die Abhandlung über die Organisations-Fehler des Gehörorgans schließen, und nur noch einige Worte über diejenigen Fehler desselben sagen, welche sich auf den veränderten Zustand seiner Erregbarkeit gründen. Zu größerer Deutlichkeit wollen

---

kommen, und der tödtliche Ausgang, womit sie bey dem königl. Dänischen Leibarzt und Conferenzrath Berzer begleitet war, scheint ihren gänzlichen Sturz noch mehr befördert zu haben. Denn dieser Todesfall jagte den Aerzten eine außerordentliche Furcht davor ein. Und doch verdient sie warlich nicht, in Vergessenheit zu gerathen. Denn der guten Wirkungen nicht zu gedenken, welche ein Jasser, Fielitz, Hagström und mehrere andere in Taubheiten, die von Fehlern der Ohrtrompete und der Trommelhöle herrührten, von ihr rühmen, so hatten wir auch vor einiger Zeit im hiesigen Krankenhause zwey Fälle, welche ganz dazu geeignet sind, zu dieser Operation aufzumuntern. Bey zwey Patienten, welche durch Ohrenentzündungen vollkommen taub geworden waren, verschwand die Taubheit, als das verborgene Eiter sich durch den Warzenfortsatz von selbst einen Weg bahnte.

wir eine Parallele ziehen zwischen dem Ohre und dem Auge, einem Organe, das in sehr naher Verwandtschaft mit den Gehörwerkzeugen steht, und welches den nämlichen Erregungsprincipien unterworfen ist.

1) Das an eine geringe Lichtmenge gewöhnte Auge entzündet sich, schmerzt und wird düsterer, wenn es plötzlich einem blendenden Schimmer ausgesetzt wird; das an Stille gewöhnte Ohr entzündet sich, schmerzt und verwirrt die Töne, wenn es plötzlich von einem heftigen Schalle erschüttert wird. Erfolgen diese Übergänge sehr schnell, und ist der Unterschied der Extreme sehr groß, so entsteht Blindheit im ersten, Taubheit im zweyten Falle, welche zuweilen nur eine gewiße Zeit lang dauern, oft auf immer des Lebens Freuden trüben. — Ein junger Türke, welcher hier in Wien zum Scherz ein paar Pistolen in der Nähe beyder Ohren losdrückte, verlohr dadurch das Gehör gänzlich, ohne daß man eine Zerreißung des Trommelfells hätte bemerken können. An Beyspielen von Personen, welche durch den Knall eines Kanonenschußes taub wurden, fehlt es gar nicht, wie man dieselben häufig genug unter den Bombardieren finden kann. —

2) Das Auge, welches anhaltend auf die hellsten Farben, z. B. auf die rothe, geheftet war, unterscheidet nicht mehr so deutlich das Schöne der veilchenblauen; das durch den dumpfen Schall der Paucken und das Gekreische der schmetternden Trompeten übertäubte Ohr empfindet, und vernimmt nicht mehr deutlich die sanften Töne der lieblichen Flöte.

3) Der Eindruck, welchen eine bestimmte Farbe eine Zeit hindurch auf das Auge machte, bleibt auch noch eine Weile in dem davon abgewendeten Auge zurück; die Empfindungen, welche das Geräusch eines Wasserfalls, das Toben des Meeres, das Rieseln eines Baches u. s. w. in dem Ohre verursachen, dauern auch dann noch fort, wenn es sich schon von diesen Gegenständen entfernt hat.

4) Das Auge weidet sich an gewissen Farben besonders gern; das Ohr hat seine eigenen Töne, welche ihm vor allen andern angenehm sind, und diese sind im allgemeinen jene, welche einen gewissen verhältnißmäßigen dem Zustande der Erregbarkeit angemeßenen Reiz hervorbringen, und also hiedurch die Empfindung des Vergnügens verursachen. Ein berühmter französischer Schriftsteller *) behaup-

*) Voyages de Pietagon.

tete, daß, gleichwie es nur sieben Hauptfarben gäbe, man eben so nur vier Gattungen der Töne zählen könne. Ist diese Vorstellungsart richtig, so wird es nicht schwer fallen, den verschiedenen Geschmack in der Musik zu erklären.

5) So wie das Auge kein abgesondertes Leben in dem menschlichen Körper führet, eben so wenig steht das Ohr in demselben isolirt da, sondern beyde empfinden mehr oder weniger die Leiden des ganzen Systems. So wenig man in manchen Krankheiten starkes Licht vertragen kann, eben so beleidigend sind für das Ohr mancher Patienten laute Töne. — Patienten, welche an Hysterismus, Tetanus, Wasserscheue, Hirnentzündung und Nervenfiebern leiden, sind gewiße Töne ganz unerträglich. In den genannten und mehreren andern Krankheiten sieht das Auge gewöhnlich Funken und Flammen ohne vorhandenes Licht; das Ohr vernimmt in diesen Zuständen Sausen und Brausen, ohne vorhergegangene Lufterschütterung u. s. w.

6) An allen Krankheiten des Auges nimmt das ganze System Antheil; bey allen Krankheiten des Ohres leidet der übrige Körper mit. So wie helles Licht unser ganzes Wesen erheitert, eben so

wird durch angenehme Töne unser Gemüth ermuntert. Freude, Traurigkeit und Muth sind Leidenschaften, welche die Musik zu erwecken und nach Willkühr zu steigern im Stande ist. Die Allgewalt der Musik ist es, welche das grausame Herz eines Brudermörders, eines Amuretes IV. erweichet und durch den Ton des Hackbretts ihm Thränen abzwingt; ihre Zauberkraft ist es, welche dem Furchtsamen Muth einflößt, daß er sich unerschrocken ins blutige Treffen stürzt. — Wenn der Anblick eines einst geliebten, nun aber verlornen Gegenstandes die tiefste Betrübniß hervorbringen kann: so ist die Wirkung der Töne, welche in unserer Seele Bilder der Vergangenheit aufführen, nicht minder kräftig. Man weiß, daß in Holland und Frankreich das Blasen des Kühhorns, dessen sich die Alpenbewohner bedienen, auf das schärfste verboten war, weil der Ton desselben die daselbst in Sold gestandenen Schweizer-Truppen allzu lebhaft an ihr Vaterland erinnerte, so daß sie dadurch das Heimweh bekamen, eine Krankheit, welche manchem das Leben kostete. — Auch die Heilkunde kann von der Musik großen Nutzen ziehen. Viele Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von ihren wohlthätigen Wirkungen in der Melan-

cholie, in der Raserey, in dem Wahnsinne und mehreren andern Krankheiten.

Wie sehr fehlen also diejenigen, welche die Pflege dieses so wichtigen Organs, des Gehörorgans vernachläßigen, und wie sehr sind nicht jene zu beklagen, welche durch Zufall oder eigene Schuld den Gebrauch desselben ganz verlieren!

Ein Fragment medizinischer Charlatanerie, oder: Ankündigung eines Arztes aus einem Zeitungsblatte.

In dieses Taschenbuch eingerückt

von

Joseph Frank,

Primararzte im allgemeinen Krankenhause in Wien.

Hochgeschätztes Publikum!

Ich glaube es der leidenden Menschheit so wie meinem eigenen Gefühl von Menschenliebe schuldig zu seyn, das gesammte Publikum auf meine Person

Digitized by Google

aufmerksam zu machen. Zu diesem Endzwecke wähle ich — die Ankündigung in diesem Zeitungsblatte. Ist dieß nicht der Weg, welchen bisher diejenigen Aerzte Deutschlands eingeschlagen haben, welche die Achtung des Publikums genießen, und sollte mein Verfahren zu Mißdeutungen Anlaß geben; — so berufe ich mich auf das Beyspiel so vieler Londner und Pariser Aerzte, und bitte gehorsamst das Publikum, mein Verfahren blos der mich beseelenden Menschenliebe, welche mich über alle Vorurtheile hinaussetzet, zuzuschreiben. Ja! — ich will gerne ein Opfer der Verfolgung werden, wenn ich nur meinen Mitbürgern hülfreiche Hand bieten kann. Die Thräne eines geretteten Hausvaters, und die Umarmungen seiner Familie werden mir zur hinlänglichen Entschädigung für alles Erlittene gelten.

Obwohl ich als der Medizin Doktor berufen bin, alle innerliche Krankheiten, wie auch alle äußerliche, in so fern als letztere durch innerliche Mittel gehoben werden können, zu behandeln, und auch gerne zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht behandeln werde; so glaube ich doch erklären zu müssen, daß ich mir gewisse besondere Kennt-

nisse in Hinsicht auf die Erkennung und Heilung einiger einzelnen Krankheiten zu erwerben gewußt habe, welche mich in den Stand setzen, in manchem Uebel vorzüglich guten Rath ertheilen zu können.

Diese Krankheiten sind:

1tens. Lustseuche. Ueber dieses Uebel habe ich die zahlreichsten eigenen Erfahrungen. Ich habe selbst ein neues Mittel, wodurch die durch mehrere Jahre veraltete Lustseuche in wenigen Wochen geheilet wird, so wie die Methode, die verschiedenen kränkliche Zufälle, die eine Folge des venerischen Giftes sind, nach einer neuen weniger unangenehmen und weniger gefährlichen Methode zu heilen in einem eigenen Werk bekannt gemacht. Wenn der große Haufen der Aerzte behauptet, durch mein Mittel und durch meine Methode seye noch Niemand geschwinder von der Lustseuche geheilet worden, im Gegentheil beyde hätten vielen Kranken sehr viel geschadet, so rühret dieß daher, weil die wenigsten Aerzte im Stande sind, mein Werk zu verstehen, geschweige die darin vorkommende Grundsätze gehörig am Krankenbette anzuwenden. Ich fordere daher jeden, der an venerischen Uebeln

leidet, und dem seine Gesundheit am Herzen liegt, auf sich von mir selber, und dieß ohne Zeitverlust behandeln zu lassen.

2tens. Namenlose Krankheiten. Da ich nämlich Gelegenheit hatte, so viele hundert von Leichnamen an den verschiedenen Krankheiten verstorbener Personen zu eröffnen, und zu untersuchen, so schmeichle ich mir, es könne Niemand richtiger über den Sitz und die Ursachen namenloser Krankheiten urtheilen, als ich. Zwar behaupten meine Neider, die Leichenöffnungen lehreten wenig oder gar nichts, wenn man nicht von der vorausgegangenen Krankheit unterrichtet war, und dieß seye eben mein Fall, da ich bey den wenigsten meiner Leichenöffnungen wußte, über was sich, die mir nie zu Gesicht gekommenen Patienten vorher klagten. — Dieß ist indessen ein sehr albernes Geschwätz. Denn, wären die vielen hundert Leichen, welche ich öffnete, lauter von mir behandelte Kranke gewesen, so würde mir dieß gar nicht zur Ehre gereichen, und mich dem gemeinen Haufen der erfahrnen Aerzte gleich setzen.

3tens. Kinderkrankheiten. Da sich die Kinder nicht erklären können, und man bey ihnen

blos nach den Zeichen der Krankheit urtheilen muß, so schmeichle ich mir ebenfalls durch die häufigen von mir vorgenommenen Leichenöffnungen so viele Erfahrung in der Bestimmung der verborgensten Krankheiten erhalten zu haben, um ihre Uebel besser, als jeder andere errathen und einsehen zu können. Der Neid mag mir immer einwenden, mit gleichem und noch größerem Rechte könnten die Wiedärzte auf die Behandlung der Kinderkrankheiten Anspruch machen, — er mag mir auch vorwerfen, ich habe noch keine zehen kranke Kinder in meinem Leben behandelt, — dieß wird sorgfältige Aeltern keineswegs abhalten, wenigstens meinen Rath mit anzuhören. Mehr verlange ich auch nicht.

Wer gesonnen ist, meinen Rath zu erfahren, darf nur seine Addresse mir einschicken, es mag nur in der Stadt oder in den Vorstädten, oder selbst an jenen Orten seyn, wo ich mit meiner Equipage an einem Tage hin und zurück kommen kann. Ich werde gewiß nicht versäumen nach meiner Einsicht zu rathen und beyzustehen. Entferntere belieben, wie bisher, sich schriftlich an mich zu wenden, und einer schnellen Antwort, allenfalls

auch Uebersendung der Medikamente, (dann den Apothekern ist nicht mehr zu trauen,) zu gewärtigen.

Ich wohne in der Kaiserstrasse zu ebener Erde. Mein Namen ist auf einem schwarzen Brette mit goldenen Buchstaben über der Thüre aufgezeichnet. Am sichersten findet man mich zur Zeit des Mittagessens und des Soupée's zu Hause.

Ich kündige vorläufig für das künftige Frühjahr die Errichtung eines Etablissements für Kräuterkuren, Blutreinigung und dergleichen Staatsbedürfnisse an. Sollte bis dahin, wie ich von ganzem Herzen wünsche und hoffe, die Eigenschaft der Kuhpocken gegen die gewöhnliche Pocken zu schützen, für falsch erwiesen werden, so werde ich zu gleicher Zeit einen Garten dem Inoculationsgeschäfte widmen.

Damit endlich das Publikum einsehe, wie sehr mir dessen Wohl am Herzen lieget, und sich überzeuge, daß ich weit entfernt bin aus Eigennutz zu handeln, so benutze ich diese Gelegenheit, um Hochdemselben zwey meiner Herren Kollegen zu empfehlen; und zwar, den einen für die Behandlung der langwierigen Krankheiten, der Fall-

Bleich- und Wassersucht, Lähmung, Bandwurm, Ohrenkrankheiten, mit welchen er sich besonders abgegeben hat; — und den andern für die Behandlung der Pocken. Jener giebt in allen Pfarreien wochentlich einmal Audienz; bedient auch Fremde und Ausländer mit Kost und Wohnung um die billigsten Preise. Dieser begiebt sich zu den armen Kranken ohnentgeldlich.

Warnung

vor

einigen schädlichen Irrthümern,

welche

bey Bestimmung

der

Hundswuth,

und der Gefährlichkeit der

Bisse von tollen Hunden

fast allgemein zu herrschen pflegen.

Von

Doktor Franz Hürtl,

Wundarzte in dem allgemeinen Krankenhause in Wien.

Die Hundswuth oder Wasserscheue ist eine so schreckliche Krankheit, daß bey dem bloßen Gedanken an

sie jeder gefühlvolle Mensch von Furcht und Entsetzen ergriffen wird. Zum Glück für die Menschheit gehört diese Krankheit zu den seltenen, und sie würde, unter den Menschen wenigstens, noch seltener seyn, wenn ihr immer durch zweckmäßige Mittel zu rechter Zeit vorgebeugt würde. Ich habe mir daher vorgenommen, in gegenwärtigem kleinen Aufsatze nicht etwa eine vollständige Abhandlung über die Hundswuth und deren Zufälle zu liefern, sondern nur einige Irrthümer zu berichtigen, welche häufig Ursache sind, daß man die so nöthigen Vorbeugungsmittel gegen diese Krankheit verabsäumet.

Eine Hauptursache dieser Verabsäumung ist der Leichtsinn, womit man verfährt, um zu bestimmen, ob der Hund, von welchem der Biß herrührt, wirklich wüthend gewesen sey oder nicht. Man glaubt gewöhnlich schon von aller Gefahr sich gänzlich befreyet, und von der Nichtwuth des Hundes vollkommen überzeugt zu seyn, wenn derselbe nach vollbrachtem Bisse noch Speise und Getränke zu sich nimmt. Allein es ist keine neue Erfahrung, daß Hunde, wenigstens im Anfange der Wuth, sehr oft noch Speise und Getränke genießen; und alle Aerzte, welche über diese Krankheit geschrieben haben, war-

nen vor einem solchen Trugschluß. Herr Baron von Störk sagt in seiner äußerst schätzbaren Abhandlung über die Hundswuth: Sobald ein Hund nur wenig, obwohl noch immer Speise und Getränke zu sich nähme, aber auch zugleich durch andere Zeichen eine Krankheit verrathe, so soll man ihn mit aller nur möglichen Sorgfalt beobachten, denn ein solcher Zustand könnte der Anfang oder der erste Grad der Wuth seyn. Aber auch in diesem Grade, der von kürzerer, bald von längerer Dauer ist, und manchmal sogar mehrere Wochen anhält, ist der Biß schon ansteckend.

Zwar hat sich die medizinische Polizey unendlich viele Mühe gegeben, dem Publikum auch über diesen Gegenstand den nöthigen Unterricht zu verschaffen. Da aber die Wasserscheue immer als ein Hauptzufall der Wuth sowohl bey Menschen, als bey Thieren angegeben wird, dieselbe auch in den meisten Fällen zugegen ist, nur nach Verschiedenheit der Subjekte bald in einem höheren, bald in einem geringeren Grade, bald früher, bald später sich einstellt: so darf man sich nicht wundern, wenn Nichtärzte nur da die Wuth vermuthen, wo dieser Zufall sich äußert, und bey dessen Abwesenheit an gar keine Gefahr denken.

Digitized by Google

Ich habe schon vorhin erinnert, daß in dem ersten Grade oder im Anfange der Wuth die meisten Hunde noch Speise und Getränke zu sich nehmen; aber es geschieht auch nicht selten, daß Hunde, bey denen schon alle Zeichen der ausgebrochenen Wuth vorhanden sind, noch saufen, wenigstens auf einige Zeit nicht wasserscheu sind. Ich sah einen Hund, den man, um sich zu überzeugen, ob er wirklich wüthend wäre oder nicht, an einem sicheren Orte verwahret hatte, noch acht Stunden vor seinem Tode zu wiederholten Malen mit der größten Begierde einiges Wasser trinken. Van Escher sagt: selbst die Wasserscheue ist kein beständiges Symptome der Wuth; man hat wirklich tolle Hunde durchs Wasser schwimmen und Wasser saufen gesehen. Folgende Beyspiele aus Herrn Hofrath Franks System einer vollständigen medizinischen Polizey bestätigen dieß noch mehr. Es wird daselbst James angeführt, welcher von einem tollen Hunde meldet, der nicht nur Milch soff, sondern auch noch durch ein Wasser schwamm. — Ungnad berichtet, daß ein toller Hund noch durch einen breiten Strom geschwommen sey, und die am gegenseitigen Ufer befindlichen Weibspersonen mit tödtlichem Erfolge ge-

bissen habe. — Ein Hund, welcher einen vornehmen Piazentiner, einen Bauern und ein Kalb gebissen hatte, trank noch öfters auf der Jagd, der er, obschon mühselig, noch beywohnte, aus den Pfützen und Gräben; er hatte auch noch den Tag vorher, ehe er den Edelmann gebissen, Wasser getrunken, wo er doch offenbar schon krank war.

Das nämliche sehen wir auch bey Menschen. Herr Hofrath Frank sagt: so wie es Menschen gibt, die in dieser Krankheit das Wasser weniger scheuen, so geschieht es auch mit Hunden. Herr Baron von Störk lehrt, daß in dieser fürchterlichen Krankheit die Unglücklichen öfters einige Augenblicke haben, in welchen sie selbst Getränke verlangen, und sie mit gröster Begierde zu sich nehmen.

Da ich in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause viele dieser Unglücklichen zu beobachten Gelegenheit hatte, so sah ich auch mehrere, welche in den letzten Tagen, einige sogar noch in den letzten Stunden vor ihrem Tode, Wasser oder andere Flüssigkeiten zu sich nahmen.

Man siehet also aus diesen Beyspielen, deren ich noch viele anführen könnte, daß die Wasserscheue keineswegs das einzige und wesentlich nothwendige

Zeichen ist, welches die Gegenwart der Wuth bestimmt, sondern daß dieselbe öfters den Hunden im Anfange oder in dem ersten Grade der Wuth fehlen kann, und dennoch der durch den Biß in die Wunde gebrachte Speichel diese fürchterliche Krankheit mitzutheilen im Stande ist.

Damit man aber den Nachtheil, der aus der hier gerügten irrigen Meinung entsteht, beßer einsehen könne, ist es nöthig, einige Worte über die Heilung dieser Krankheit, in wie weit sie einige zuläßt, vorauszuschicken. Herr Hofrath Frank drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „Keine Krankheit ist vielleicht näher beschrieben worden, als die vom Tollenhundsbisse, und doch wissen wir keine weniger zu heilen, als eben diese. Keine Krankheit ist, wider welche so viele Mittel bekannt gemacht worden sind, und keine, wo uns die gepriesensten Mittel mehr verlassen." — Morran, ehemaliger erster Wundarzt im Hotel-Dieu zu Paris, sagt: daß unter einer sehr großen Menge von Unglücklichen, die von tollen Hunden gebissen worden waren, und welche er zu sehen und zu behandeln Gelegenheit hatte, nicht ein einziger gerettet worden ist, der bereits die Wasserscheue hatte. — Unter den vielen hefla-

gungswürdigen Menschen, die schon von der Hundswuth befallen in das hiesige allgemeine Krankenhaus gebracht wurden, ist bisher, obschon man fast alle gegen diese Krankheit gepriesenen Mittel versuchte, doch noch kein einziger gerettet worden; und es gestehen die angesehensten Aerzte, daß sie diese Krankheit nicht zu heilen vermögen.

Allein obschon die Heilkunde bis jetzt noch kein sicheres Mittel kennt, wodurch die schon ausgebrochene Wuth geheilt werden kann: so besitzt sie zum Glück für die Menschheit ein desto gewißeres Vorbeugungsmittel. Dieses Mittel besteht in der zweckmäßigen örtlichen Behandlung der verwundeten Stelle, welche sobald als möglich vorgenommen werden muß, und wodurch wir das mitgetheilte Gift so zu zerstören oder umzuändern vermögen, daß dasselbe keine weiteren schädlichen Wirkungen mehr auf den Körper äußern kann. Es hat also ein jeder, den das Unglück trifft, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, nur in diesem Vorbeugungsmittel allein seine Rettung zu suchen, welche er aber auch gewiß und sicher finden wird, wenn nur alle nöthige Hülfe bey Zeiten und gehörig angewendet wird. Denn ist die Krankheit wirklich ausgebrochen, so sind alle Mittel vergebens.

Digitized by Google

Man sieht also leicht von selbst die Gefahr ein, welcher ein Gebissener sich aussetzt, der durch den Umstand, daß der Hund noch nachher gesoffen hat, sich verleiten läßt, denselben für nicht-wüthend zu halten, und so den glücklichen Augenblick seiner Rettung verabsäumt.

Allein dieser Irrthum bey Bestimmung der Wuth oder Nichtwuth eines Hundes ist nicht die einzige Ursache, warum man so oft die erste und einzige Hülfe, nämlich die Vorbeugungshülfe verabsäumt, sondern es gibt derselben noch mehrere, welche leider schon manchem Unglücklichen das Leben gekostet haben. Vorzüglich gehört hieher das blinde Vertrauen auf Mittel, denen es zwar nicht an Lobredner, desto mehr aber an erprobter Heilkraft fehlt. Folgende traurige Geschichte, welche vor einigen Jahren in einer öffentlichen Zeitung stand, wird diese Behauptung rechtfertigen.

Ein Arzt, welcher einige Personen an der Hundswuth sterben sah, bekam eine außerordentliche Furcht vor dieser Krankheit. Bald darauf erschien das Werk von M ö n c h, in welchem die Wurzel der Tollkirsche (Atropa Belladonna) als ein untrügliches Mittel gegen die Wasserscheue vom Bisse tol-

ter Hunde angeprieſen wird. Der Arzt pflanzte ſich daher, um bey etwa ſich ereignendem Unglück ganz ſicher ſeyn zu können, dieſes Kraut in ſeinen eigenen Garten. Nach einiger Zeit hatte er wirklich das Unglück, von einem tollen Hunde gebiſſen zu werden. Voll Vertrauen auf ſein ſelbſtgepflanztes Mittel vernachläßigte er die ſo nöthige örtliche Behandlung der Wunde, und ward dadurch ein Opfer der Wuth.

Die Betrachtung der Gefahr, welche aus einem ſolchen blinden Vertrauen auf unſichere Mittel entſpringt, hat daher auch ein königlich Preuſſiſches Ober-Kollegium Sanitatis bewogen, das Schneiden des ſogenannten Tollwurms der Hunde nicht nur für unnütz, ſondern ſelbſt für ſchädlich zu erklären. Unnütz, weil dieſer ſogenannte Wurm nichts anders iſt, als eine weiße elaſtiſche ligamentöſe Subſtanz, welche nur dem Hundsgeſchlechte eigen iſt, und demſelben wahrſcheinlich als eine Art Zungenband dient, auf keine Weiſe aber das Tollwerden begünſtiget, noch verhindert; ſchädlich, weil, indem man durch dieſes Ausſchneiden vor der Wuth geſichert zu ſeyn glaubt, man eben darum bey einem wirklichen Tollwerden die nöthigen Vorkehrungen vernachläßiget.

Aehnlicher Nachtheil läst sich auch wohl von jener gewis unnützen Operation, wo man mit dem sogenannten Hubertus-Schlüssel ganz gesunde Hunde am Kopfe brennt, in der zuversichtlichen Meinung, das Tollwerden dadurch zu verhüten, befürchten.

Zwar werden manche meiner Leser nicht begreifen können, wie alle diese Mittel, als z. B. die obengenannte Tollkirsche, ferner der Acker-Gauchheil, (Anagallis arvensis) die Maywürmer und tausend andere Mittel, welche von Aerzten und Nichtärzten gegen die Hundswuth gepriesen worden sind, in einen so großen Ruf, in welchem sie zum Theil wirklich stehen, haben kommen können. Sie werden die Behauptung unserer vorzüglichsten Aerzte, „das es kein anderes Mittel gegen die Hundswuth gäbe, als zeitliche Zerstörung des Giftes," nicht zusammen reimen können mit den vielen Zeugnißen, welche die vortreflichen Wirkungen der genannten Mittel bestättigen. Allein dieser scheinbare Widerspruch wird sich lösen, sobald sie auf zwey Umstände werden aufmerksam gemacht worden seyn. Erstlich, wurde in den meisten Fällen bey Anwendung dieser vielbelobten Mittel zugleich die zweckmäßige örtliche Behandlung der Wunde nicht vernachläßiget, und

nur durch einen Trugschluß wurde die Wirkung der letzteren auf Rechnung der ersteren geschrieben; zweytens, geschieht es nicht selten, daß man Hunde, nachdem sie jemand gebissen haben, ohne weitere Untersuchung für wüthend erklärt und todtschlägt, ohne daß sie wirklich toll gewesen sind. Alles das nun, was ein solcher Gebissener gebraucht hat, wird als untrügliches Mittel gegen die Hundswuth empfohlen. Daher die große Anzahl von Mitteln, und die geringe Wirksamkeit derselben.

Endlich muß hier noch ein Fehler gerügt werden, der darin besteht, daß man bey Wissen von tollen Hunden die Größe der Gefahr nach der Größe der Wunde zu bestimmen pflegt. Ich hörte öfters sagen: die Wunde ist ja so klein, wie kann denn eine so geringe Verletzung etwas zu bedeuten haben! Dieser Schluß ist grundfalsch. Denn es kommt hier nur bloß darauf an, daß die Oberfläche des Körpers an irgend einem Punkte so weit von dem Oberhäutchen entblößt ist, daß der giftige Speichel eingesogen werden kann; und die Gefahr ist gleich groß, ob nur ein einziges Tröpfchen oder ein ganzes Quentchen desselben auf diese entblößte Stelle angebracht wird. Die kleinste, selbst nicht blutende,

Ritze ist schon groß genug, diese Einsaugung möglich zu machen. Ja an Stellen des Körpers, welche nur mit sehr dünner Oberhaut bekleidet sind, z. B. an den Lippen bedarf es dazu nicht einmal einer Verletzung, sondern daselbst ist schon das bloße Lecken eines tollen Hundes hinreichend, um das Gift dem Körper mitzutheilen. Dergleichen Beyspiele kann man mehrere nachlesen in dem oben angeführten Werke des Herrn Hofrath Frank's, und im Herrn geheimen Hofrath Grumpe's Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1786. Man sieht daher, wie gefährlich es ist, durch Hunde Tabakspfeifen und dergleichen Sachen im Maul tragen zu lassen. Indeß mögen nachstehende Geschichten einem jeden zur Warnung dienen und ihn vorsichtig machen.

Ein Tischlerjunge wurde von einem Hunde gebissen, der täglich mit den Kindern in das Haus kam, mit ihnen spielte, und noch ganz munter war. Die sorgsame Mutter reichte dem Hunde sogleich Wasser, und da er dieses ohne Anstand trank, so wurde er für gesund gehalten, und die Wunde des Jungen nicht geachtet. Die folgenden Tage kam der Hund wie gewöhnlich in das Haus, und erst

am vierten Tage, nachdem er den Jungen gebissen hatte, biß er auch den Sohn unter dem Spielen in den Arm. Die Mutter gab ihm wieder Wasser, welches er gleichfalls trank. Da er nun aber schon zwey gebissen hatte, so jagte man ihn fort, jedoch immer noch in der Meinung, daß er gesund sey. Nach fünf Tagen kam ich zufällig in das Haus, und die Mutter erzählte mir die Geschichte. Ich ließ sogleich dem Hunde nachfragen, konnte aber nichts von ihm erfahren. Besorgt, daß er möchte wüthend gewesen seyn, stellte ich der Mutter die Gefahr vor, in welcher das Leben ihres Kindes schwebte. Meine Vorstellungen waren vergebens, denn sie hielt das Wassersauffen des Hundes für einen untrüglichen Beweis, daß er nicht toll gewesen sey. Erst als ich erklärte, daß ich mich genöthiget sähe, die Sache der Polizey anzuzeigen, willigte sie ein, daß ich die zu Verhütung der Wuth nöthigen Mittel anwenden durfte. Ich skarifizirte die unterdessen schon geheilte Wunde und hielt das Geschwür durch Basilikon-Salbe und Canthariden-Pulver sechs Wochen lang in Eiterung. — Zu Ende der achten Woche wurde der zuerst gebissene Tischlerjunge von der Wuth befallen in das hiesige Krankenhaus gebracht und —

ſtarb. Die über dieſen Zufall äußerſt erſchrockene Mutter ließ mich ellends rufen. Ich ſkarifizirte die geblſſene Stelle, welche noch immer juckte, auch roth und aufgetrieben war, neuerdings, und unterhielt die Eiterung abermals ſechs Wochen lang. Zu gleicher Zeit ließ ich die Queckſilberſalbe bis zum Speichelfluß einreiben, und wiederholte dieſe Einreibungen zweymal. Nun wurde das Geſchwür zugeheilt und der Knabe befindet ſich noch ſtets geſund und wohl.

Bald darauf ereignete ſich in einem Marktflecken ohnweit Wien eine ähnliche nur noch weit traurigere Geſchichte. Ein Hund biß einen Knaben in die Hand; weil er aber nach dem Beiſſen noch munter war, auch Waſſer ſoff, ſo wurde die Sache nicht geachtet. Nach drey Tägen biß der nämliche Hund einen anderen Knaben auch in die Hand. Nun wurde der Hund für wüthend erklärt, und erſchoſſen; trotz dem aber wurde auch bey dieſem zweyten Knaben die ärtliche Behandlung vernachläßiget. In der ſiebenten Woche bekam dieſer zweyte ſchon die Waſſerſcheue, und ſtarb am zweyten Tage nach dem Ausbruche hier im Krankenhauſe. Der erſtere ſtarb auch an der Hundswuth, nur um acht Tage ſpäter.

Digitized by Google

Wer sieht nun nicht, welche üble Folgen irrige Meinungen und daher rührende Vernachläßigung der Vorbeugungshülfe nach sich ziehen können!

Mögte doch diese Abhandlung, der, wie ich selbst fühle, noch viel zur Vollständigkeit fehlt, nur einen einzigen meiner Mitbürger vor ähnlichem Unglücke schützen: so wäre dies die schönste und süßeste Belohnung für den Verfasser.

Von den Krankheiten einiger Künstler und Handwerker

von

Doktor Wagner,

praktischem Arzte in Wien.

Die den Künstlern und Handwerkern eigene Krankheiten haben von jeher die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen. Unter den Neueren haben sich um diesen für die Gesundheit des Volks äußerst wichtigen Gegenstand Bernhard, Ramazini,

Digitized by Google

Ackermann, Buchan und Fourcroy vorzüglich verdient gemacht. Demohngeachtet ließen sich besonders in größern Städten, wo viele Künstler und Handwerker beysammen wohnen, noch manche Nachträge und Berichtigungen sammeln. Auch lohnte es sich der Mühe, in einem für das größere Publikum bestimmten Taschenbuche, die den einzelnen Gewerben und Künsten eigene Krankheiten kurz anzugeben, um theils die Eltern und Vormünder, bey der Bestimmung eines Jünglings zu irgend einer Kunst oder einem Gewerbe auf die damit verbundenen Krankheiten, wozu vielleicht der angehende Lehrling schon von Natur einige Anlage hat, aufmerksam zu machen; theils um die Künstler und Gewerbsleute selbst zur möglichsten Verminderung und Vermeidung der mit ihrem Geschäfte verbundenen Krankheitsursachen zu veranlaßen.

Die Ursachen der Krankheiten, welche bey den verschiedenen Handthierungen, Gewerben und Künsten vorkommen, lassen sich theils auf die Stoffe, welche bearbeitet werden, theils auf die übermäßige Anstrengung der einen, und auf die anhaltende Ruhe der anderen Muskeln und Organe, theils auf die besondere Lage des Körpers, bey den verschie-

denen Arbeiten, theils endlich auf den plötzlichen Wechsel der Temperatur zurückführen.

Was die Materialien selbst anbelangt, die von den Handwerkern und Künstlern verarbeitet werden, so wirken dieselben auf den menschlichen Körper nachtheilig entweder chemisch, (indem sie krankhafte Mischungsveränderungen in der thierischen Materie hervorbringen, und die thierische lebendige Faser heftig reizen) oder mechanisch durch ihre Form und Gestalt, (indem sie den Organismus mechanisch verletzen, trennen, die feinen Gefäße und Ausführungsgänge verstopfen) oder durch Ueberreizung, und indem sie in jedem der drey genannten Fälle die thierischen Functionen stören. Je edler die Organe sind, die davon afficirt werden, desto nachtheiliger müßen auch die Folgen für die Gesundheit und die Integrität des ganzen Organismus seyn. — Diese schädlichen Stoffe werden nun dem menschlichen Körper entweder in Dampfgestalt, oder gasförmig, oder als Staub, oder endlich in Flüßigkeiten aufgelöst, beygebracht; wo sie denn entweder eingesogen und eingeathmet werden, oder auf der Oberfläche der Haut kleben bleiben, sie mehr oder weniger reizen, oder die Poren derselben verstopfen.

Digitized by Google

Diese Stoffe kommen übrigens entweder aus dem Mineralreich, oder aus dem Pflanzenreich, oder endlich aus dem Thierreich, oder sind schon zusammengesetzte Producte.

Mit Stoffen, die zum Mineralreich gehören, haben alle Handwerker zu thun, die sich mit der Bearbeitung der Metalle, insbesondere aber des Queckſilbers, des Bleyes, des Kupfers, des Messings, des Arseniks, des Spiesglanzes, des Kobolts, und mit der Verfertigung verschiedener Präparate, oder Werkzeuge und Instrumente aus denselben beschäftigen, als z. B. Vergolder, Thermometermacher, jene, welche die Spiegel mit dem aus Zinn und Queckſilber bestehenden Amalgam zu belegen pflegen, Zinnoberfabrikanten, Bleyschmelzer, Bleyweißfabrikanten, Zinngießer, Knopfgießer, (Knopfmacher,) Töpfer, die das irdene Geschirr mit einem Zusatz von Bleyglätte zu verglasen pflegen, die hier sogenannten Anstreicher, welche mit Bleyfarben Holz oder Metalle anstreichen, Maler, l' Argenthaché-Fabrikanten, Schriftgießer, Koboltschmelzer, Glockengießer, Gelbgießer, Apotheker u. s. w. — Ich will in der Folge von jedem der angeführten Handwerke insbesondere, in möglichster

Kürze handeln, und die mit ihrer Arbeit verknüpfte Krankheiten anführen.

Diejenigen Künstler und Handwerker nun, die sich des Queckſilbers bedienen, damit Amalgame machen, oder sich den Dünsten deſſelben oft auszuſetzen genöthiget ſind, bekommen bisweilen den Speichelfluß, Zittern der Glieder, werden contract, und ziehen ſich nicht ſelten aſthmatiſche Zufälle und Lungenſuchten zu. — Die Vergolder wenden, um Kupfer, Meſſing, und andere Metalle zu vergolden, bekanntermaſſen ein Amalgam an, welches aus Gold und Queckſilber beſtehet; dieß tragen ſie auf das zu vergoldende Metall auf, bringen es dann ins Feuer, und inzwiſchen ſich das Gold an das Metall anſchmilzt, gehet das Queckſilber in Dämpfen davon. Dieſe Dämpfe nun, ſobald ſie unmittelbar eingenommet werden, haben wie dieß die Erfahrung lehret, den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſundheit des Arbeiters, und ziehen die ſchrecklichen, ſchon oben erwähnten Krankheiten nach ſich. — Das zweyte wegen ſeines ſchädlichen Einfluſſes auf die Geſundheit der Menſchen merkwürdige Metall iſt das Bley. Es mag nun mit Sauerſtoff, wo es ſich alsdann nach Verſchiedenheit der Behandlung im Feuer, und

des Grades der Oxidirung bald als Bleykalk, bald als Massicot, bald als Mening, oder Bleyglätte dargestellt, oder mit Kohlensäuere (Bleyweiß) oder endlich mit Essigsäuere (Bleyzucker) verbunden seyn; entweder in Staubgestalt, oder dampfförmig, oder endlich in verschiedenen Flüßigkeiten aufgelöst, eingeathmet, oder innerlich genossen werden: so hat es für die Gesundheit die verderblichsten Folgen. Dauert die Einwirkung dieses Metalls unter dieser oder jener Gestalt, besonders aber in Dampfgestalt auf den Körper eine längere Zeit fort, so entstehen daraus die schrecklichsten Krankheiten, als die Bleykolik, sonst Hüttenkatze genannt, Zittern der Glieder, hartnäckige Leibesverstopfungen, arthritische Schmerzen, Lähmungen, wo denn die gelähmten Theile zuweilen vom Brand angegriffen werden, und die unglücklichen Schlachtopfer des zu unvorsichtig getriebenen Handwerks zuletzt des schmerzhaftesten Todes zu sterben genöthiget sind. So kommen in das hiesige Krankenhaus alljährlich sehr viele mit der Bleykolik behaftete Patienten, die meisten darunter sind Anstreicher oder Bleyweißfabrikanten. — Aber auch die Töpfer, welche das Bley in grosser Quantität calciniren, den Bleykalk bey der Verglasung des

Geschirrs anwenden, und sich den Bleydämpfen auszusetzen pflegen, leiden oft an den oben erwähnten Folgen der Bleydünste. — Die Schriftgießer, die bekanntlich zu der Schriftmasse Bley und Spiesglanz nehmen, und diese zwey Metalle (wovon das letztere bisweilen auch Arsenik enthält,) miteinander schmelzen, bekommen ebenfalls am Ende Händezittern, Contracturen, Lähmungen, wovon man auch hier mehrere Beyspiele sehen kann. — Hieher gehören auch die Bleygießer und Knopfmacher. — Da die Maler Firnisse, worin Bleykalk aufgelöst ist, und manchmal auch Bleyfarben gebrauchen, oft die schädliche Gewohnheit haben, den mit Bleyfarben imprägnirten Pinsel auszusaugen: so werden auch sie oft von der Bleykolik, dem Zittern der Hände befallen, und ihr Aussehen ist in einem solchen Falle cachektisch. — Es gehört bey uns bekanntermassen zur galanten Erziehung, daß Jünglinge und Mädchen im Malen unterrichtet werden. Da sie sich nun dabey oft der Bleyfarben, oder auch anderer schädlichen metallischen oder vegetabilischen Farben bedienen, so muß man sie vor der Unart den Pinsel auszusaugen, und den Speichel zu verschlucken, um desto nachdrücklicher warnen, je süßlicher der

aufgelöste Bleykalk schmeckt, und eben des süssen Geschmacks wegen von Unwissenden verschluckt wird. Ein trauriges Beyspiel dieser übeln Gewohnheit sah der Herr Hofrath Peter Frank bey einer jungen polnischen Dame, die mit Bleyfarben viel malte, und die damit verunreinigten Pinseln auszusaugen pflegte. Nachdem sie dieses eine Zeitlang fortgetrieben hatte, fieng sie plötzlich an über brennende Schmerzen im Magen, die sie mit glühenden Kohlen verglich, zu klagen. Einige Zeit darauf, nachvorhergegangenen herumirrenden Schmerzen, wurde ihre rechte, dann die linke Hand gelähmt, und sie konnte nur mit schwerer Mühe, bey der sorgfältigsten Behandlung ihre vorige Gesundheit erhalten. — Diejenigen, welche mit der Bleykolik einmal behaftet waren, werden leicht, wenn sie sich wiederholt der schädlichen Wirkung des Bleyes aussetzen, aufs neue davon befallen, und die Zufälle sind dann desto gefährlicher und bedenklicher. — Fette, schleimigte Mittel hat man als die besten Präservativmittel gegen die nachtheiligen Wirkungen des Bleyes angepriesen. Auch ist denen, die sich mit Arbeiten befassen, wobey Bley verflüchtiget wird, auf das nachdrücklichste anzurathen, den Bleydünsten möglichst auszu-

welchen, sich nie dem Zug der damit beschwängerten Luft auszusetzen, und beym Entstehen der Krankheit sogleich die Hülfe eines vernünftigen Arztes zu suchen; weil jede Verspätung die Gefahr vergrößert, und die Heilung erschwert.

Die Kupfer- und Messingschmelzer, die Kupferschmiede leiden von den in Dampf aufgelösten Theilchen dieser Metalle. Sie sind oft mit trockenem Husten und Engbrüstigkeit, mit Kopfschmerzen und Schwindel behaftet, und verfallen bisweilen in die Lungensucht. Auch sind die Kupferschmiede allerhand Magenbeschwerden unterworfen. Der grüne Staub (Kupferkalk, Kupferoxyd) der sich hauptsächlich bey Bearbeitung des alten Kupfers entwickelt, färbt bisweilen ihre Haare grün, und stumpft ihr Geruchsorgan ab. Ferner sind sie wegen des immerwährenden durchdringenden Getöses beym Hammern oft schwerhörig. Auf der andern Seite hat man die Beobachtung gemacht, daß sie selten solchen Augenkrankheiten unterworfen sind, wobey die Schwäche dieser Theile zu Grunde liegt, indem der Kupferkalk die Augen reizt, und so jene Disposition aufhebt.

Das Schmelzen des reinen Zinns, und die Bearbeitung desselben hat an sich keine besonderen

Nachtheile für die Gesundheit der Menschen, aber das meiste vorräthige und verarbeitete Zinn ist stark mit Bley versetzt. Es ist zwar den Zinngießern hierorts von der Obrigkeit anbefohlen, die für Getränke und Speisen bestimmte Geschirre und Gefäße nach einem gesetzmäßig festgesetzten Verhältniß mit Bley zu vermischen, hingegen die Legirung des zu anderen Fabrikaten bestimmten Zinns ist ihrer Willkühr überlassen. Wird nun altes Zinn irgendwo verkauft, so kaufen es meistens die Zinngießer, die es in Großem auf keine ökonomische Art vom Bley reinigen können. Es wird dasselbe demnach eingeschmolzen, und besonders in Provinzen, wo die Polizey nicht so genau darüber wachen kann, zum Speis = und Trinkgeschirre verwendet, und so die Gesundheit der Menschen, die sich desselben bedienen, saure Sachen darin stehen lassen, großer Gefahr ausgesetzt. Beym Schmelzen eines stark mit Bley legirten Zinnes sind die Zinngießer den gewöhnlichen Nachtheilen der Bleydämpfe ausgesetzt.

Die Spiesglasdämpfe mögen denn äußerst schädlich seyn, wenn das Metall mit Arsenik verbunden ist. — Die schädlichen Wirkungen des Arseniks, des sogenannten Scherbenkobolts sind zu bekannt,

als daß ich sie hier anführen und detaillren sollte. —

Diejenigen Menschen, welche den Braunstein graben, und ihn behandeln, bleiben nach den zuverläßigsten Beobachtungen von der Krätze frey; und man hat wirklich den Braunsteinkalk (Braunsteinoxid) mit Fett zu einer Salbe angemacht, gegen diese Hautkrankheit mit Vortheil angewendet. Auch findet man den Braunstein sowohl im Thierreich, als auch im Pflanzenreich.

Die Eisenschmelzer, Eisenschmiede, und alle Handwerker, welche das Eisen bearbeiten, sind in Rücksicht auf die chemische Einwirkung dieses Metalls keiner besondern Krankheit unterworfen. Die übrigen mit ihrem Gewerbe verbundenen Uebel rühren meistens von der Anstrengung der Brust = und Armmuskeln, von dem anhaltenden Stehen, dem Wechsel der Temperatur, von dem Abspringen der Eisentheile bey dem Hammern, dem Feilen, dem blendenden Lichte des glühenden Eisens u. s. w. her. Aus der letzten Ursache haben sie bisweilen schwache triefende Augen, oft wird ihre Hornhaut von den abspringenden Eisensplittern beym Hammern verletzt. Unterläßt man das Herausziehen des in der Hornhaut fest eingekeilten Eisensplitters, so entstehet daraus leicht eine

Augenentzündung, Eiterung und gänzliche Zerstörung des Auges. — Das nämliche gilt auch von den Schlossern, Spornern, Messerschmieden und den übrigen Handwerkern, die sich mit der Bearbeitung des Eisens zu verschiedenen Fabrikaten abgeben. — Die Schleifer, diejenigen Personen, welche das Eisen und den Stahl feilen und poliren, so wie jene, welche die Nadeln spitzig schleifen, athmen den feinen abgeriebenen Eisenstaub ein, und ziehen sich dadurch allerley Brustbeschwerden, Bluthusten und Engbrüstigkeit zu. Die eingeathmeten feinen Eisentheilchen scheinen die Nieren und Gefäße der Luftröhre und ihrer Zeräftlungen zu reizen, und dadurch eine krankhafte Absonderung des Schleims oder auch des Bluts zu veranlassen.

Allein nicht nur diejenigen Menschen, welche Metalle bearbeiten, sondern auch jene, die sich mit Erden, Steinen, Salzen und brennbaren Materialien beschäftigen, sind gewissen Krankheiten mehr als andere unterworfen. Ich will zum Beweis dessen nur einige Gewerbe anführen, und zugleich die oft damit verbundenen Krankheiten in möglichster Kürze aufzählen. Hieher gehören zum Beyspiel die Bildhauer, Steinschleifer, Steinmetzen, Maurer, ferner Gypsmahler'

alle: die so Kieselsteine zerstossen, und die schon gepulverten Erdarten, als den Sand, Thon, Kalk durchsieben, sich bey Niederreißung alter Gebäude verwenden lassen, und den bey ihren Arbeiten emporsteigenden feinen Staub, der ihre Augen, Nase, Lungen, theils chemisch, theils mechanisch reizt, vermöge ihrer Handthierung einzuathmen genöthiget sind. Die meisten darunter, wenn sie diese staubartigen Stoffe lange Zeit eingeathmet haben, werden am Ende von Husten, Engbrüstigkeit, Bluthusten und der Lungensucht befallen. Bey Leichenöffnungen dieser Handwerker, besonders wenn sie bey Lebzeiten asthmatisch waren, findet man nicht selten in den feinen Luftröhrenästen steinartige Concretionen, Verstopfungen und Tuberkeln an der Lunge, wovon im Morgagni mehrere Beyspiele vorkommen. Auch sind dergleichen Personen den Augen- und Hautkrankheiten mehr als andere unterworfen. Dies letztere gilt besonders von denen, die den Gyps pülvern, davon Abgüsse machen, und sich sonst nicht rein halten. — Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auch der Nachtheile zu erwähnen, welche das zu frühe Bewohnen der mit Kalk frisch übertünchten und neugebauten Häuser

nach sich ziehet. Menschen, welche solche Zimmer zu früh beziehen und bewohnen, werden von heftigen Brust- und Kopfschmerzen, Coliken, Rheumatismen und zuweilen auch vom Schlag befallen. Wenn die neuaufgebauten oder frisch ausgeweißten Zimmer verschlossen sind, und für die Erneuerung der Luft von außen nicht gesorgt wird: so muß die Luft durch die Einsaugung des Oxygens von den Wänden, an ihrer Güte und Tauglichkeit zum Athemholen sehr viel verlieren, und die darin sich aufhaltenden Thiere müßen daher allerley aus Mangel des Sauerstoffs entstehende Uebel erleiden. Dazu kommen noch die aus dem Kalk sich entbindenden Ausdünstungen, die sich durch einen eigenen widrigen und betäubenden Geruch ankündigen. Es ist daher sehr zweckmäßig, daß die Polizey die zu frühe Beziehung neu erbauter Häuser und Wohnungen zumal zu Winterszeit verbietet, und darüber strenge wacht.

Unter die aus dem Mineralreich kommenden brennbaren Körper, welche verschiedentlich benutzt und angewendet werden, und die einige Betrachtung in Rücksicht auf die Gesundheit der Menschen verdienen, gehören der Schwefel, das Bergöl

und die Steinkohlen. Es ist zwar unläugbar, daß die Schwefeldämpfe häufig eingeathmet, die Lungen heftig reizen, bisweilen Husten und selbst Lungenentzündungen veranlassen können, allein es scheint, daß man die nachtheiligen Folgen des Schwefeldampfs doch etwas übertrieben hat, wie ich dieß unten, wo von den Steinkohlen die Rede seyn wird, nochmals erinnern werde. Die Seidenputzerinnen, welche über dem Schwefeldampf weiße seidene Stoffe halten, und sie dadurch bleichen, müßen sich von zu häufigem und zu lange anhaltendem Einathmen der Schwefeldämpfe in Acht nehmen, weil sie sonst Gefahr laufen, ihrer Lunge dadurch zu schaden, und sich wenigstens einen Krampfhusten zuzuziehen. Das nämliche gilt auch von allen Arbeiten, wobey viel Schwefel verbrannt, und schwefelsaueres Gas entbunden wird. — Ueber die Schädlichkeit der Steinkohlen ist schon viel gestritten worden; man will viele Brustkrankheiten und Lungensuchten dem Steinkohlendampfe zuschreiben. Das Schädliche derselben soll theils der Schwefeldampf, theils das durchs Brennen verflüchtigte Erdpech seyn. Allein es ist einerseits ausgemacht, daß die meisten Steinkohlen keine Schwefeldämpfe geben; anderer Seits weiß man,

daß in Schwefelhütten und beym Rösten schwefelhaltiger Erze in dem Sächsischen Erzgebürge, und auf dem Harze weniger Lungenkrankheiten, als anderswo, entstehen. Dasselbe behaupten die Schwedischen Akademisten von ihren Schwefelwerken. In Rücksicht auf den Dampf des Erdpechs sind die Einwohner von London, Aachen, Lüttich u. s. w. eben nicht häufigern Brustkrankheiten unterworfen, als in anderen Städten, wo bloße Holzfeuerung Statt findet. Gerade das Gegentheil will das Londner Collegium der Aerzte behaupten, und seitdem Valenciennè und Lyon Steinkohlen brennen, sollen Brustkrankheiten daselbst seltener geworden seyn. — Nach Humbold's Versuchen enthält die Londner Atmosphäre $\frac{7}{100}$ Theile mehr kohlensaures Gas. — Eine wahre Labung für Lungensüchtige. — Ueberdies hat selbst der große Fr. Hoffmann an mehreren Orten Teutschlands ähnliche Beobachtungen, wie die Londner Aerzte gemacht.

Die Gewinnung und Fabricirung der meisten Salze scheint mit keinen besonderen Nachtheilen verbunden zu seyn. Menschen, die in Salzgruben arbeiten, sind, ohngeachtet die Luft in denselben stark mit Salztheilchen imprägnirt ist, weder Augenschmerz

zen, noch dem Scorbut, den man den häufigen Salztheilchen im Blute zuschrieb, mehr als andere unterworfen. Bey Salz- und Salpetersiedereyen ist es gewiß, daß während des Abdampfens eine beträchtliche Menge vom Salze mit dem Wasserdampfe emporsteigt, und in der Luft zerstreuet wird. Diese Salztheilchen können dann als eigener Reiz allmählig auf das Auge wirken. — Augenkrankheiten, Fisteln kommen bey Salzsiedern nicht selten vor.

Glasschmelzer leiden meistens von der Hitze der Oefen, aber auch von den verflüchtigten Theilchen, welche beym Schmelzen gefärbter Gläser (wozu Borax, Kobolt, oder auch Bley, z. B. zum Flintglas genommen wird) emporsteigen, und von ihnen eingeathmet werden. — Das Schleifen des Glases wird dadurch in etwas unschädlicher gemacht, daß es naß geschiehet, und folglich der feine Glasstaub nicht so leicht emporsteigt, und eingeathmet wird.

Die Ausdünstungen der staubartigen Theilchen der Vegetabilien, mit denen sich viele Menschen vermöge ihres Gewerbes beschäftigen, verursachen bey ihnen ebenfalls allerley Krankheiten und vorübergehende oder bleibende Gebrechen. Ich will

hier nur einige Beyspiele dieser Art anführen, und dem Leser die Reflexion über andere überlassen. — Die Parfümeurs, welche stark riechende ätherische Oele, wohlriechende Wasser und Geister destilliren, sie in großer Menge aufbewahren, und sich in der mit solchen Riechstoffen stark geschwängerten Atmosphäre aufhalten, werden oft, ehe sie sich daran gewöhnen, von Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Eckel, Erbrechen befallen, und erleiden alle die Nachtheile der stark riechenden Stoffe, welche vom Hrn. Doctor Capellini im vorjährigen Taschenbuche weitläufig beschrieben worden sind. — Diejenigen Personen, die sich insbesondere mit der Zubereitung des Schnupf- und Rauchtabaks, einer bekanntermaßen sehr reizenden und höchst betäubenden Pflanze, (wozu noch in manchen Fabriken andere reizende Stoffe zur Beitze genommen werden,) beschäftigen, erfahren anfangs von dem herumfliegenden Staube und Riechstoff allerhand Uebelkeiten, als heftiges Niesen, Husten, Kopfschmerzen, Eckel, Erbrechen, Augenentzündungen. — Fleißiges Auswaschen der Augen, Bedecken des Mundes und der Nase, Wechsel des Aufenthalts, nebstbey der Genuß schleimichter Mittel, der Milch u. s. w. können einiger Maßen den schädlichen Ein-

Digitized by Google

fluß dieser in Gebrauch gekommenen amerikanischen Giftpflanze vermindern und mäßigen.

Die Haarpudermacher, Friseur, Müller, Bäcker sind vermög ihrer Handthierung genöthiget, den Haarpuder- und Mehlstaub häufig einzuathmen. Ist der Haarpuder außerdem mit andern scharfen Stoffen vermischt, das Mehl alt, oder verdorben, so ist ihr Einfluß auf die Gesundheit der Menschen um desto schädlicher und nachtheiliger. Die gewöhnlichen Folgen des häufig eingeathmeten Haarpuders oder Mehlstaubs sind Husten, Engbrüstigkeit und andere Brustkrankheiten; wozu freylich bey den Bäckern und Müllern das Tragen schwerer Säcke und der Wechsel der Temperatur; bey den Friseurs das Laufen und Treppensteigen in großen Städten vieles beytragen mag. — Auf der anderen Seite will man beobachtet haben, daß Leute, die mit Mehl umgehen, selten von der Krätze angesteckt werden.

Personen, die den Hanf und Flachs brechen, kämmen, (hächeln) und den bey einer und der andern Arbeit emporsteigenden feinen Staub einathmen, klagen oft über Kopfschmerzen und Husten, und werden bisweilen von Engbrüstigkeit, Blutspeyen u. s. w. befallen. Auch haben sie oft

Augenschmerzen, und triefende Augen. — Die Spinnerinnen sind ebenfalls diesen Uebeln unterworfen, bey denen noch der häufige Verlust des Speichels, indem sie damit den zu spinnenden Faden benetzen, das Uebel vermehrt.

Es ist bekannt, daß die Lakirer zur Auflösung des Gummi-Kopal und zur Zubereitung des Laks häufig Terpentinöl gebrauchen, welches sehr leicht, besonders in eingeheizten Zimmern verdunstet, und die eingeschloßene Luft anfüllt. Oft entstehen davon Augenentzündungen, Husten, und von dem zu starken Geruch auch Kopfschmerzen. Oefters Erneuerung der Luft beugt allen diesen übeln Folgen vor.

Die mit Weinen zu thun haben, dieselben abziehen, und sie in Kellern häufig kosten, werden oft von dem bloßen Dunst derselben berauscht, und von heftigen Kopfschmerzen befallen. Die Gefahr, welche damit verbunden ist, wenn man sich unvorsichtiger Weise in Keller begiebt, worin junge Weine gähren, und häufiges kohlensaures Gas ausstoßen, ist zu bekannt, als daß ich hier davon etwas sagen sollte. Eben dasselbe gilt von allen vegetabilischen Stoffen, insbesondere von Obst- und Getreidearten, die man gähren läßt, um sie entweder zum Branntweinbrennen, oder zum Essig zu verwenden.

Digitized by Google

Handwerker und Künstler, die bey Kohlen arbeiten, und den Kohlendampf einathmen, erfahren alle die bekannten Nachtheile des Kohlendampfs, als: Kopfschmerzen, Betäubung, Entkräftung und andere Uebel. Zwar pflegen die hiesigen Gold- und Silberarbeiter, Gelbgießer, Kupferschmiede u. a. m. ihre Heerde auf der Gasse zu halten, und dort ihre Vergoldungen und Schmelzungen aller Art zu verrichten. Sie entgehen zwar dadurch den schädlichen Folgen des Kohlendampfs in ihren engen Läden: allein die atmosphärische Luft in den hier und da engen Gassen wird theils durch die Verminderung des Sauerstoffs, welchen die Kohlen aufzehren, theils durch die Verflüchtigung mancher Metalle, als z. B. des Queckſilbers beym Vergolden, des Bleyes und mancher harzigen und fetten Stoffe verunreiniget. — Leute, welche unmittelbar über den künstlichen Heerden dieser Handwerker ihre Fenster haben, und den emporsteigenden schädlichen Dampf und Rauch einathmen, wie auch die Vorübergehenden, welche dem mit solchen Theilchen geschwängerten Luftstrom entgegenkommen, werden am ersten von diesen Dämpfen unangenehm afficirt; und ich glaube, daß solchen Künstlern und Handwerkern in engen Gässen,

wo ohnehin die Circulation der Luft gehemmt ist, das Vergolden und Schmelzen weder in ihren Läden, noch auf der Gasse gestattet werden sollte.

Ich komme nun auf diejenigen Gewerbe, welche die verschiedenen thierischen Stoffe behandeln und verarbeiten, und sich der Einwirkung der sich aus ihnen entwickelnden Dämpfen, Gasarten, und anderer schädlichen Bestandtheilen aussetzen. Die Gemische der Gasarten, die sich aus den faulenden thierischen Substanzen entbinden, sind in verschiedenen Perioden der Fäulniß verschieden. Je nachdem dabey die Temperatur, oder die Luft, oder das Wasser einen Einfluß haben, desto mehr oder weniger aufgelösten Kohlenstoff, Phosphor oder Ammonium werden die Gemische im Wasser- Kohlen- und Stickstoffgas enthalten. Daher der verschiedene Geruch der Gasarten während der Entmischung sowohl vegetabilischer, als auch thierischer Substanzen; daher der widrige Gestank bey Handwerkern, die verschiedene Verrichtungen mit den thierischen Körpern oder ihren Theilen vornehmen. — Wie viel das Faulen thierischer Körper zur Verpestung der Luft beytragen mag, sehen wir in den Städten, wo die todten Thiere auf die Gasse geworfen, und

Digitized by Google

der Verwesung überlassen werden. Cairo und andere Städte Aegyptens und der Barbarey, in welchen diese Gewohnheit herrscht, waren ehedem der Mittelpunkt der bösartigsten Krankheiten und selbst der Pest. — Auch ist es bekannt, daß, wenn nach dem Austretten der Flüße viele todte Fische an den Ufern bleiben, zu faulen anfangen, und den unausstehlichsten Gestank verbreiten, oft Nervenfieber und sogenannte Faulfieber in solchen Gegenden zu entstehen pflegen. Aber schon der bloße mechanische Reiz mancher thierischer Stoffe ist im Stande, Störungen der Gesundheit, oder wenigstens örtliche Uebel zu veranlassen, wie dies aus den nachfolgenden Beobachtungen zur Genüge erhellen wird. — Das erste, was uns bey den meisten Thieren sogleich in die Augen fällt, und auch häufig zum technischen Gebrauch benutzt wird, ist ihre Wolle und ihr Haar. Mit der Bearbeitung und Verarbeitung derselben zu allerhand Fabrikaten beschäftigen sich unter andern die Wollenstreicher, Wollenspinner, Zeugmacher, Tuchmacher, Tuchscheerer, Hutmacher, Tapezirer u. s. w. Die Wollenstreicher, Wollenspinner und Tuchscheerer athmen bey ihren Arbeiten den feinsten Staub und die feinsten Spitzen der Wolle ein,

sind daher mehr oder weniger dem Husten, und allerley Brustbeschwerden unterworfen, die sich nicht selten mit einer förmlichen Lungensucht endigen. Da der nämliche feine Staub auch ihre Augen reizt, zumahl wenn sie dieselben nicht rein halten, oder die Wolle bereits mit scharfen Farben gefärbt ist: so leiden sie bisweilen auch an Augenentzündungen, und sind oft mit allerhand Hautkrankheiten wegen des an die Haut unmittelbar angebrachten Reizes unterworfen. — Die Tuchmacher, welche das Tuch weben, (die Brustkrankheiten abgerechnet, die sie mit allen Webern wegen der Erschütterung der Brust gemein haben) sind ebenfalls mit den obenangeführten Krankheiten mehr oder weniger behaftet, wozu noch der Dampf des oft ranzigen Oels, womit die Wolle geschmeidiger gemacht wird, und der scharfe Staub von den Färbestoffen mit beytragen mag. Da man zur Zubereitung der weißen Tücher weiße Kreide, womit sie imprägnirt werden, nimmt, und die Tuchscheerer die ausgetrockneten und zubereiteten Tücher ausklopfen, und diesen schädlichen Staub häufig einathmen müßen: so werden sie am Ende von allerhand Brustbeschwerden befallen. Dazu kommt noch der Wechsel der Temperatur, dem sie oft beym

Ausspannen und Trocknen der Tücher an Rahmen unterworfen sind, und der bey ihnen oft Catarrhe, Rheumatismen, Lungenentzündungen u. d. gl. veranlaßt. Daß wollene Zeuge die thierischen Ansteckungsstoffe am längsten beybehalten, und am leichtesten fortpflanzen, ist eine bekannte Thatsache. Daher werden Schneider, die sich oft mit dem Ausbessern alter, übertragener Kleider beschäftigen, nicht selten von Krätze, Pocken (wenn sie dieselben noch nicht überstanden haben) und andern Hautkrankheiten durch die Kleider angesteckt. — Wer sich diesen Uebeln nicht aussetzen will, der hüte sich von dem Gebrauche alter abgetragener Kleidungsstücke. — Die Hutmacher sind sowohl dem Wollenstaube, als auch den feuchten Dämpfen, dem schädlichen Kohlendampf beym Filzen der Hüte ausgesetzt, und werden deswegen oft von Catarrhen, Kopfschmerzen, Rheumatismen und Uebelkeiten befallen.

Das zweyte, was man in technischer Hinsicht zu brauchen pflegt, ist ihre Haut, welche theils um die Haare, theils die Oberhaut (Epidermis) davon wegzubringen, auf verschiedene Art mit Kalk und mit ätzenden Laugen behandelt, sodann entweder mit adstringirenden Baumrinden und Pflanzen gar ge-

macht; oder aber von den sogenannten Weißgerbern weiß gegerbt, und dann erst auf verschiedene Art gefärbt wird. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier die ganze Manipulation der Roth- und Weißgerber beschreiben wollte; ich beschränke mich hier bloß auf die Stoffe, die man dabey anwendet, und die Krankheiten, die bey den Gerbern in dieser Hinsicht vorzukommen pflegen. Die Gerber bekommen von der ätzenden Lauge, worin die Häute anfänglich liegen, Geschwüre aller Art an Händen und Füßen, besonders aber Nagelgeschwüre. Das abfließende und mit thierischen Theilen imprägnirte Wasser geräth sehr leicht in Fäulniß, und verbreitet den unausstehlichsten Gestank. Um sich in Wien hievon auf eine freylich dem Geruche äußerst unangenehme Weise zu überzeugen, darf man nur in die Gasse, in welcher die Weißgerber wohnen, und an dem zunächst gelegenen Ufer der Donau spazieren gehen. — Daher bekommen die angehenden Gerber leicht Kopfschmerzen, Engbrüstigkeit. Auch ist im Durchschnitt ihr Gesicht und ihr übriger Körper mißfärbig und aufgedunsen. Das oft stinkende Fett, womit sie die ausgearbeiteten Häute einzuschmieren pflegen, hat für ihre Gesundheit auch manche we-

sentliche Nachtheile, indem sie den eckelhaften Dunst desselben einathmen. Der Lohgeruch scheint weniger nachtheilig zu seyn. Aus diesen Ursachen müßen sich die Gerber sehr rein halten, die mit thierischen Theilen imprägnirte Lauge so oft als möglich ist, ablassen, und dafür sorgen, daß sich dieselbe nirgends ansammle, und in Gährung gerathe.

Die Kürschner beschäftigen sich ebenfalls mit der Ausarbeitung der Häute, Felle. Sie lassen dieselben in einer eigenen oft sehr übelriechenden Beitze eine Zeitlang liegen, befreyen sie von der Epidermis, trocknen sie dann ab, und machen sie geschmeidig. Sie klopfen das bereits ausgearbeitete Pelzwerk öfters aus, wobey sie den beym Ausklopfen emporsteigenden Staub einathmen, und sich dadurch Augenschmerzen, Husten, Engbrüstigkeit und andere Brustkrankheiten oft zuziehen. — Die Fleischhauer, die insgemein die Plätze, wo sie das Vieh abschlachten, und die Fleischbänke unrein halten, verpesten mit dem Gestank des faulenden Bluts, und des faulenden Fleisches ganze Straßen, besonders an jenen Plätzen, wo mehrere Fleischbänke beysammen sind. Viele Schriftsteller wollen beobachtet haben, daß, wenn in Städten ansteckende Krankheiten ausgebro-

Digitized by Google

chen waren, sie in solchen mit faulenden thierischen Stoffen angefüllten Quartieren am meisten und am heftigsten gewüthet haben. Die Fleischhacker selbst fühlen selten die nachtheiligen Folgen der faulichten thierischen Ausdünstungen, theils weil sie sich daran nach und nach gewöhnen, theils weil sie sich sonst gut nähren. Ja Bebbous behauptet sogar, daß Fleischhacker, Verfertiger der Darmsaiten und Fischweiber, die meistens in dem Gestank thierischer Stoffe leben, von der Schwindsucht frey sind. — Das Schlachten des kranken Viehes, der bey der Eröffnung der Bauchhöhle, der Gedärme und anderer Höhlen des thierischen Körpers emporsteigende Dampf verursacht bisweilen bey den Fleischhackern, besonders wenn die schädliche Jauche von den lymphatischen Gefäßen zugleich eingesaugt wird, allerhand Krankheiten und bösartige Beulen. — Die meisten Krankheiten der Fleischhacker rühren indessen hauptsächlich von der Ueberspannung der Muskeln beym Abschlachten der Thiere, und beym Tragen schwerer Lasten her. Was die Verminderung der nachtheiligen Folgen der Fleischbänke anbelangt, so ließe sich diese hauptsächlich durch die möglichst größte Reinlichkeit, fleißiges Abwaschen des vergossenen

Bluts, durch die Verminderung zu groſser Fleisch-vorräthe, besonders zur Sommerzeit, erhalten. Auch könnte man vielleicht zur Vertilgung der übel riechenden alkalischen Dünste das Morveauische Mittel zur Reinigung der Luft anwenden, welches darin bestehet, daſs man Kochsalz in ein über glühenden Kohlen sich befindendes Gefäſs wirft, und Schwefelsäuere in einer bestimmten Proportion darauf gieſst, worauf sich dann salzsaueres Gas entbindet, und sich theils mit dem in der Luft schwebenden Ammonium, theils mit andern Stoffen verbindet. Auf diese Art reinigte Guyton Morveau im Jahre 1773 die Luft in der Hauptkirche zu Dijon, die durch die aus den Grüften emporsteigenden stinkenden Dünste verpestet war. Auch schlug er dieses Mittel zur Reinigung der Spitäler und zur Zerstörung der in den Hospitalsälen vorhandenen thierischen Ansteckungsstoffe vor *).

Diejenigen Arbeiter, die aus dem menschlichen Harn, den man eine Zeit lang faulen läſst, und

*) Traité des moyens de desinfecter l'air, de prevenir la contagion, et d'en arreter les progrès; par L. B. Guyton Morveau. An IX. Paris.

dadurch eine Menge Ammonium (flüchtiges Laugensalz) erhält; Salmiak bereiten, sind den schädlichen Wirkungen des Ammoniums ausgesetzt, indem dasselbe ihre Augen, Nase und die Lunge reizt, Augenentzündungen und Husten verursacht, und oft auch die Geruchsnerven abstumpft. — Hieher gehören auch diejenigen Menschen, welche die Canäle und Cloaken reinigen, (hier Meeringräumer genannt) worin Unrath aller Art enthalten ist, und wo sich ebenfalls das Ammonium, Wasserstoff- und Kohlenstoff-Gas u. s. w. entwickelt. Auch diese sind Augenentzündungen, asthmatischen Zufällen, Kopfschmerzen u. s. w. unterworfen. Das Waschen der Augen mit laulichtem Wasser oder Milch beugt in diesem Falle der Augentzündung am besten vor. — Man will bemerkt haben, daß die Cloakenräumer von manchen Hautkrankheiten, besonders aber von der Krätze nicht angesteckt werden.

Vielleicht geschieht es nicht am unrechten Orte, wenn ich hier auch jene Gewerbe kurz erwähne, welche die Menschen mit den Thieren in einer Art von Gemeinschaft zu leben nöthigen. Hieher gehören hauptsächlich die Roß- und Viehwärter, die sich mit den Thieren zugleich in den Stallungen aufhal-

ten, und dort schlafen. Die Ausdünstungen der Pferde, der Staub, welcher beym Striegeln ihrer Haare emporsteigt, der Dunst, der sich sowohl aus ihrem Harn, als auch aus ihrem Mist losbindet, ist sehr scharf und ekelhaft, afficirt oft die Augen und die Lungen; und selbst der Gestank, womit die Kleider dieser Menschen durchdrungen sind, wirkt bey empfindlichen Personen, denen sie sich nähern, Ekel und Uebelkeiten. Auch ist das Aussehen der Roßwärter oft cachektisch, und das Gesicht bleich. — Die Kühe haben minder scharfe Ausdünstungen, und auch ihr Koth und Harn scheint weniger alkalische Theilchen von sich zu geben. Der nicht unangenehme Geruch in den Kühställen kommt von der Benzoesäuere her, die sich in ihrem Harn befindet. — Es gab eine Zeit, wo man die Lungensüchtigen in die Kühställe trieb, um sie durch den Aufenthalt in der Stalluft, welche durch das Athmen der Kühe ihres Sauerstoffs zum Theil beraubt war, die Lungen der Kranken weniger reizte, und folglich eine scheinbare Erleichterung den Patienten verschafte, aus dem Grund zu heilen. Man verband damit nahrhafte Milchdiät, und rühmte sich, mehrere auf diese Art von ihrem Uebel befreyet zu haben. Obgleich

durch die Erfahrung erwiesen ist, daß die wenigsten Krankheiten von Thieren auf die Menschen fortgepflanzt werden: so würde ich es dennoch widerrathen, in einer mit vielem kranken Viehe angefüllten, und mit den Ausdünstungen solcher Thiere imprägnirten Luft zu schlafen.

Die zweyte Quelle der Krankheiten der Handwerker und Künstler ist eine zu starke und anhaltende Anstrengung der einzelnen Organe und Muskeln des Körpers, wodurch dieselben überreizt, geschwächt, und ihre Verrichtungen gestört, oder völlig aufgehoben werden. In diese Klasse würde ich alle jene Künstler und Handwerker setzen, welche ihre Augen, theils wegen der Kleinheit der Gegenstände, theils wegen ihres Glanzes, der Farbe und des unverhältnißmäßigen Lichts (wie dieß der Fall oft in Städten, in welchen die Handwerker und Künstler in finstern halbbeleuchteten Gewölben arbeiten) anstrengen müßen. Hieher gehören vorzüglich die Kleinuhrmacher, Juweliers, Goldarbeiter, Kupferstecher, Graveurs, Probierwagmacher, Stücker und Stickerinnen, zumal wenn sie auf schwarzen Grund beym Nachtlicht anhaltend sticken, Kleinschreiber, wie auch jene Professionisten, die bey star-

kem Feuer arbeiten, die blendend weißglühenden Metalle, oder helles Feuer anhaltend ansehen müßen. Alle die hier erwähnten Künstler und Professionisten schwächen allmählich ihr Gesicht, werden zuletzt kurzsichtig, blödsichtig, oder verlieren ganz und gar den Gebrauch ihrer Augen. — Eben so werden die Gehörwerkzeuge bey Professionisten, wo ein starker durchdringender Schall auf dieselben anhaltend, oder plötzlich in hohem Grade einwirkt, abgestumpft, verletzt, oder unempfindlich gemacht. So werden viele auf heftigen Schall schwerhörig oder ganz taub. Dieß ist der Fall bey Canonirern, Müllern, Kupferschmieden, und bey Personen, welche Glocken läuten.

Personen, die sich mit solchen Künsten beschäftigen, wobey die Lungen und die Stimmorgane zu oft, zu stark und zu lange angestrengt werden, sind am häufigsten den Brustkrankheiten, insbesondere dem Blutspeyen, der Lungensucht, und allen den Uebeln unterworfen, welche von der Anhäufung des Bluts im Kopfe und in den Lungen zu entstehen pflegen. Hieher gehören öffentliche Redner, Vorleser, Sänger und jene, welche die blasenden Instrumente handeln. Dieß mögen vorzüglich jene Mütter be-

Digitized by Google

herzigen, welche ihre zarten Töchter, ohne Rücksicht auf ihre Lungen, zum Singen zwingen.

Es giebt viele Handwerker, bey deren Handthierung vorzüglich die Arm- und Bauchmüskeln angestrengt, die Brust durch die heftige und schnelle Ausstreckung der Arme, und durch die Reaction beym Schlagen oder Hammern elastischer Körper äußerst erschüttert wird, wodurch die Lungen und andere in der Brusthöhle enthaltene Eingeweide viel leiden. So lehrt die Erfahrung, daß Menschen, welche die Armmuskeln durch Hebung schwerer Lasten, oder auf eine andere Art anstrengen und überspannen, insgemein Händezittern bekommen, oder gar außer Stand gesetzt werden, die Muskeln je, wenigstens nie ohne heftige Schmerzen zu gebrauchen. Hieher gehören die sogenannten Grobschmiede, Kupferschmiede, Holzhacker, Zimmerleute, Chokoladenmacher, welche letztere die Chokolademasse an den dazu canellirten concaven Brettern vermittelst Walzen, mit weitausgestreckten Armen, mit großer Anstrengung und Geschwindigkeit reiben. Die Weber jeder Art, als Leinwandweber, Zeugmacher, Bandmacher, Strumpfweber (Strumpfwirker) Tuchmacher, die außer der immerwährenden und anstrengenden Bewegung der

Füße und Hände während des Webens, noch den Weberbaum gegen die Brust und die Magengegend anschlagen, werden oft von Blutspeyen, von der Lungensucht, der Wassersucht, der Cardialgie, (Magendrücken) und dem Erbrechen befallen. Auch findet man nach dem Tode in ihren Leichen nicht selten Magenverhärtungen, (Scyrrhus ventriculi,) welche die Ursache des Erbrechens waren.

Professionisten, die meistens stehend arbeiten, und diese Lebensart lange und anhaltend fortsetzen, leiden insgemein an Kreuzschmerzen, Lendenschmerzen, haben oft geschwollene Füße, da diese Theile vorzüglich bey ihnen geschwächt werden, und die Säfte bey dieser Lage des Körpers schon durch ihre eigene Schwere einen größeren Andrang gegen die unteren Extremitäten haben; auch brechen die Füße bey ihnen leicht auf, und die Wunden sind dann schwer zu heilen. Hieher gehören vorzüglich Buchdrucker, Setzer, Schmiede, Schlosser, Tischler, Maurer, Hutmacher u. s. w.

Die Bereiter, Courire, mit einem Worte alle jene, die beym Reiten die Muskeln der untern Extremitäten zu stark anstrengen, die Gesäßmuskeln quetschen, und die ganze Maschine, wie dieß bey

sonders der Fall beym Trott ist, heftig erschüttern, bekommen bisweilen Blutadergeschwülste, Geschwüre an den Gesäßmuskeln, Nierenschmerzen, Blutharnen, Brüche, Blutspeyen, Engbrüstigkeit u. s. w. Jene Professionisten hingegen, die bey ihren Arbeiten mit vorwärts gebeugtem Körper sitzen, die Baucheingeweide zusammenpressen, oder die Arbeit an die Brust fest andrücken, werden, besonders wenn der Körper noch nicht vollkommen ausgewachsen ist, höckrig, (bucklig) lungensüchtig, hypochondrisch, und die Weiber hysterisch, leiden an Leibesverstopfungen, Hämorrhoiden, ihr Hals ist gewöhnlich vorwärts gebeugt und steif, die Schenkeln wie gelähmt, ihr Gang unsicht und wankend. Unter diese Rubrik gehören die Uhrmacher, bey welchen man oft das Brustbein, besonders den Schwertknorpel völlig eingedrückt findet, Schneider, Weber, u. dgl. Auch lehrt die Erfahrung, daß die meisten Schwärmer und Visionärs unter dem gemeinen Volke Schuhmacher und Weber waren.

Noch muß ich von jenen Krankheiten der Gewerbsleute sprechen, welche von dem Wechsel der Temperatur, der anhaltenden Hitze oder Kälte, der die Menschen vermöge ihres Berufs aus-

gesetzt sind, herrühren. Die gewöhnlichsten Folgen des plötzlichen Wechsels zwischen Kälte und Hitze, des zu langen Aufenthalts in der Kälte, besonders in der nassen Kälte, vorzüglich bey etwas schwächlichen Subjekten, sind Rheumatismen, (hier Flüße genannt,) das Gliederreißen, Husten, Katarrhe, Halsentzündungen, Lungenentzündungen, Seitenstechen, Rothlauf, Koliken, und das Heer von Krankheiten, die auf Schwächung des ganzen Systems zu erfolgen pflegen. Diese nachtheiligen Folgen erfahren besonders im Winter die Schmelzer, Schmiede, Schlosser, Kellner, Köche, Köchinnen, Bäcker, Brauer ꝛc. Die obenaufgezählten Uebeln, welche ein langer Aufenthalt in der Kälte nach sich ziehet, befallen im Winter besonders die Höckerinnen, Obstlerinnen, Wäscherinnen, Schiffleute, Fuhrleute, Kutscher, Bediente, Polizeysoldaten, welche letztere hierorts im Winter unvorsichtiger Weise an den Ecken der Straßen auf kalten Steinen ruhig zu sitzen pflegen, und sich außer den Rheumatismen und Koliken auch den Starrkrampf zuziehen, wovon ich selbst zwey Beyspiele weiß. — Zu den häufigen Rheumatismen und Katarrhen bey den Handwerksgesellen mag auch der Umstand viel beytragen, daß sie im Winter

schlecht zugedeckt auf Böden, oder in ungeheizten Kammern schlafen.

Aus diesen bis jetzt in möglichster Kürze aufgestellten Beobachtungen lassen sich in Beziehung auf die Wahl der Gewerbe und die Gesundheitspflege der Handwerker folgende Resultate ziehen: 1) Man gebe bey der Bestimmung eines Knaben, oder Jünglings zu irgend einem Gewerbe auf seine angeborne Anlage zu irgend einer Krankheit Acht, und bestimme darnach die Wahl seiner zukünftigen Lebensart. So wird man z. B. einem Jüngling, dessen Lungen schwächlich sind, das Singen und die Behandlung blasender Instrumente, einem Blödsichtigen die Kleinuhrmacherey, einem zur Hypochondrie geneigten das Schuhmacher oder Schneiderhandwerk widerrathen müßen. 2) Den Handwerkern, welche mit schädlichen, giftigen Sachen umgehen, empfehle man die größte Reinlichkeit, das Waschen des Körpers, und besonders der Hände, wenn sie sich zu Tische setzen wollen. Es ist eine äußerst schädliche Gewohnheit, daß die Handwerker insgemein aus der Werkstatt mit schmutzigen Händen zum Tisch langen, mit den an ihren Händen klebenden Stoffen Brod und andere Speisen verun-

reinigen, und sie verschlingen. Auch sollte man ihnen das Baden und Abwaschen des Körpers durch die Wohlfeilheit der Preise zu erleichtern suchen.

Endlich füge ich hier ein kurzes Verzeichniß der verschiedenen Handwerker und ihrer Krankheiten bey, welche in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause und zwar in der Abtheilung des Primararztes Hrn. Renzi auf Nro. 55 in den Jahren 1798 und 1800; in der Abtheilung des Primararztes Hrn. Kubik aber auf Nro. 43, 44, 45, 47 und 48 in dem Jahr 1800 aufgenommen und behandelt worden sind.

Anstreicher 12: an Bleykolik 8, Gicht 1, Lungenentzündung 1, Nervenfieber 1, Obstruktionen 1.

Apotheker 1: an Marasmus. (Entkräftung.)

Bäcker 62: an Blutspeyen 1, Gicht und Rheumatismen 11, Halsentzündung 2, Kolik 1, Lungenentzündung 11, Lungensucht 15, Magenkrampf 2, Nervenfieber 16, Obstruktionen 1, Rothlauf 1, Wassersucht 1.

Bandkrämer 1 an Lungensucht.

Digitized by Google

Bandmacher 20: an Blutbrechen 1, Gicht 1, Kolik 1, Lähmung 1, Lungenentzündung 2, Lungensucht 9, Magenkrampf 1, Nervenfieber 2, Rothlauf 2.

Barbier 9: an Gicht 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 6, schleichendem Fieber 1.

Baumwollenfaktor 1 an Nervenfieber.

Baumwollenstreicher 2: an Halsentzündung 1, Lungenentzündung 1.

Beamter 1 an Lungensucht.

Bediente 59: an Gicht und Rheumatismen 13, Kreuzschmerzen 2, Lähmung 2, Lungenentzündung 11, Lungensucht 17, Marasmus 1, Nervenfieber 7, schleichendem Fieber 2, Rothlauf 1, Wassersucht 3.

Biertrager 1 an Lungenentzündung.

Bildhauer 1 an Lungenentzündung.

Binder 3: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Rheumatismen 1.

Digitized by Google

Bleygießer 1 an Gicht.

Briefträger 2: an Lungenentzündung 1, Nervenfieber 1.

Brodsitzer 1 an Kolik.

Buchdrucker 4: an Gicht 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 2.

Buchhändler 2 an Lungensucht.

Büchsenmacher 5: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 2, Melancholie 1, Nervenfieber 1.

Büchsenschifter 1 an Lungensucht.

Bürstenbinder 1 an Lungensucht.

Chokoladenmacher 4: an Gicht 1, Lungensucht 1, Marasmus 1, Nervenfieber 1.

Dochtschneider 1 an Lähmung.

Dollmetscher 1 an Lungensucht.

Dosenmacher 3: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1, Rheumatismen 1.

Drechsler 2: an Kreuzschmerzen 1, Nervenfieber 1.

Färber 4: an Gicht 1, Lungensucht 3.

Grundwächter 2 an Nervenfieber.

Digitized by Google

Federnschneider 1 an Lungensucht.

Feuerknechte 2: an Lungensucht 1, Rheumatismen 1.

Findelkinder 4: an Lungenentzündung 1, Nervenfieber 3.

Fleischhacker 9: an Lungenentzündung 2, Lungensucht 2, Nervenfieber 3, schleichendem Fieber 1, Wassersucht 1.

Flinderschlager 1 an Lungenentzündung.

Fourier 1 an Lungensucht.

Friseur 7: an Leberentzündung 1, Lungenentzündung 1, Lungensucht 2, Nervenfieber 1, Rothlauf 1, Schlagfluß 1.

Futteralmacher 1 an Lungensucht.

Gärtner 9: an Gallenruhr 1, Lungenentzündung 3, Lungensucht 2, Nervenfieber 3.

Gelbgießer 4: an Gicht 1, Leberentzündung 1, Lungenentzündung 1, Nervenfieber 1.

Glaser 3: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1, Wassersucht 1.

Goldarbeiter 7: an Blutbrechen 1, Gicht und Rheumatismen 3, Lungensucht 2, Zittern der Glieder 1.

Graveur 1 an Nervenfieber.

Digitized by Google

Haarbechler 1 an Lungensucht.

Hafner 1 an Lungensucht.

Handlanger 2 an Lungensucht.

Handlungsdiener und Jungen 6: an Halsentzündung 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 1, schleichendem Fieber 1, Rheumatismen 2.

Handschuhmacher 1 an Lungensucht.

Hauer 19: an Epilepsie 2, Lähmung 1, Lungenentzündung 3, Lungensucht 3, Marasmus 1, Nervenfieber 7, Rothlauf 1, Schlagfluß 1.

Hausknechte 63: an Blutspeyen 1, Durchfall und Ruhr 2, Gicht und Rheumatismen 7, Halsentzündung 1, Kolik 2, Lähmung 2, Lungenentzündung 16, Lungensucht 9, Nervenfieber 15, schleichendem Fieber 1, Obstruktionen 3, Rothlauf 2, Starrkrampf 1, Wassersucht 1.

Hausmeister 2: an Kolik 1, Lungensucht 1.

Herzelmacher 1 an Lungenentzündung.

Himmeltrager 2 an Lähmung der einen Seite.

Holzhacker 5: an Lähmung 1, Lungensucht 3, Nervenfieber 1.

Husar 1 an Gicht.

Hutmacher 19: an Gicht und Rheumatismen 2, Harnwinde 1, Kolik 2, Kreuzschmerzen 1, Lungenentzündung 2, Lungensucht 6, Nervenfieber 3, Obstruktionen 1, Wechselfieber 1.

Jäger 6: an Lungensucht 3, Nervenfieber 3.

Instrumentenmacher 1 an Lungensucht.

Kammerdiener 4: an Gicht 1, Lungenentzündung 2, Schlagfluß 1.

Kanzleydiener 2: an Gicht 1, Lungensucht 1.

Käsemacher 1 an Rheumatismen.

Kellner 30: an Gicht und Rheumatismen 11, Halsentzündung 3, Lungenentzündung 6, Lungensucht 3, Nervenfieber 5, Rothlauf 2.

Knopfmacher 3: an Bleykolik 2, schleichendem Fieber 1.

Köche 7: an Halsentzündung 1, Augenentzündung 1, Lungensucht 2, schleichendem Fieber 3.

Krämer 6: an Lungenentzündung 3, Nervenfieber 3.

Krankenwärter 18: an Halsentzündung 1, Lähmung 1, Lungenentzündung 6, Lungensucht 5, Nervenfieber 2, Rheumatismen 2, Schlagfluß 1.

Digitized by Google

Krautschneider 1 an Lungensucht.

Kupferbrechsler 1 an Wassersucht.

Kupferdrucker 1 an Wassersucht.

Kupferschmied 1 an Lungensucht.

Kürschner 1 an Lungensucht.

Kutscher und Fuhrknechte 93: an Blutspeyen 1, Engbrüstigkeit 1, Gicht und Rheumatismen 18, Halsentzündung 2, Kolik 1, Kreuzschmerzen 3, Lähmung 2, Lungenentzündung 13, Lungensucht 20, Nervenfieber 20, Obstruktionen 4, Ohrenentzündung 1, Schlagfluß 1, schleichendem Fieber 2, Wassersucht 3, Wechselfieber 2, Zuckungen 1.

Laboranten 2; an Lungenentzündung 1, Nervenfieber 1.

Lakirer 1 an Nervenfieber.

Laternanzünder 1 an Lungensucht.

Laufer 1 an Lungensucht.

Lebzelter 1 an Lungensucht.

Leinwandbrucker 2: an Lungensucht 1, Marasmus 1.

Maler 1 an Epilepsie.

Digitized by Google

Markör 1 an Lungenentzündung.

Maurer 37: an Epilepsie 1, Gicht 2, Kreuzweh 1, Lungenentzündung 4, Lungensucht 14, Marasmus 1, Nervenfieber 11, Wassersucht 2, Wechselfieber 1.

Mechanikus 1 an Gicht.

Messerschmid 1 an Gicht.

Minenarbeiter 1 an Lungensucht.

Mühljungen 56: an Blutspeyen 2, Durchfall 1, Engbrüstigkeit 5, Gicht und Rheumatismen 4, Halsentzündung 1, Harnwinde 1, Kreuzschmerzen 1, Lungenentzündung 8, Lungensucht 16, Magenkrampf 1, Nervenfieber 4, Obstruktionen 1, Rothlauf 1, Schlagfluß 1, schleichendem Fieber 1, Wassersucht 4, Wechselfieber 3, Zuckungen 1.

Münzarbeiter 1 an Lungensucht.

Musiker 13: an Lähmung 1, Lungensucht 9, Nervenfieber 2, Rheumatismen 1.

Nadler 11: an Gicht 3, Lungenentzündung 1, Lungensucht 2, Nervenfieber 4, Wassersucht 1.

Ochsentreiber 2: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1.

Papiermacher 1 an Gicht.

Pflasterer 1 an Nervenfieber.

Polizeysoldaten 35: an Engbrüstigkeit 3, Gicht und Rheumatismen 10, Kolik 1, Kreuzschmerzen 2, Lungenentzündung 3, Lungensucht 13, Melancholie 1, Rothlauf 1, Wassersucht 1.

Porzellanbrenner 1 an Lungensucht.

Porzellanmaler 1 an Schlagfluß.

Posamentirer 4: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 2.

Postillion 2: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1.

Rauchfangkehrer 1 an Nervenfieber.

Rothgerber 2: an Lungensucht 1, Wassersucht 1.

Säckelträger 2: an Gicht 1, Lungenentzündung 1.

Salamihändler 2 an Lungensucht.

Salzträger 1 an Nervenfieber.

Sammtmacher 4 an Nervenfieber.

Sattler 1 an Gicht. *)

*) Die Sattler, wie auch einige andere Handwerker haben ihre Betten bey den barmherzigen Brüdern, zu denen sie insgemein, wenn sie erkranken, ihre Zuflucht nehmen. Daher die geringe Anzahl mancher Handwerker in der

Schachtelmacher 2 an Lungensucht.

Schafhirt 1 an Lungensucht.

Schauspieler 1 an Nervenfieber.

Schiffknechte 8: an Durchfall 1, Lungenentzündung 2, Lungensucht 2, Nervenfieber 2, Rheumatismen 1.

Schleifer 2: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1.

Schlosser 93: an Blutbrechen 1, Blutspeyen 3, Durchfall 1, Gicht und Rheumatismen 14, Halsentzündung 2, Kolik 1, Kreuzschmerzen 1, Lungenentzündung 20, Lungensucht 15, Nervenfieber 19, Obstruktionen 5, Rothlauf 2, Schlagfluß 1, schleichendem Fieber 2, Wassersucht 2, Wechselfieber 4.

Schmiede 55: an Durchfall 1, Gicht und Rheumatismen 7, Halsentzündung 1, Kolik 4, Kreuzschmerzen 2, Lungenentzündung 5, Lungensucht 17, Nervenfieber 9, Obstruktionen 1, Rothlauf 3, schleichendem Fieber 3, Wassersucht 1, Wechselfieber 1.

---

hier eingerückten Krankenliste. Auch lassen sich bisweilen die Wohlhabenden auf die Halbenguldenzimmer tragen, und dort behandeln.

Schnallenmacher 3: an Durchfall 1, Lungensucht 1, Wassersucht 1.

Schneider 180: an Abzehrung 2, Blutspeyen 2, Durchfall 2, Epilepsie 2, Gicht und Rheumatismen 38, Halsentzündung 3, Harnwinde 1, Kollk 2, Kreuzschmerzen 2, Lähmung 1, Lungenentzündung 22, Lungensucht 64, Magenkrampf 1, Nervenfieber 24, Obstruktionen 1, Rothlauf 2, Skropheln 1, Wassersucht 9, Zuckungen 1.

Schraubenmacher 1 an Wechselfieber.

Schreiber und Praktikanten 16: an Lähmung 2, Lungenentzündung 2, Lungensucht 3, Marasmus 1, Nervenfieber 3, Schlagfluß 3.

Schuhmacher 225: an Blutspeyen 3, Durchfall 2, Gallenruhr 1, (cholem) Gicht und Rheumatismen 43, Halsentzündung 7, Harnwinde 1, Kollk 12, Kreuzschmerzen 3, Lähmung 1, Lungenentzündung 35, Lungensucht 49, Marasmus 5, Melancholie 1, Nervenfieber 39, Obstruktionen 7, Rothlauf 10, Wassersucht 2, Zuckungen 4.

Schullehrer 3: an Lungensucht 2, Marasmus 1.

Seidenzurichter 1 an Lungensucht.

Digitized by Google

Seiler 4: an Blutspeyen 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 2.

Sesselflechter 1 an Rheumatismen.

Sesseltrager 3 an Gicht und Rheumatismen.

Soldaten 10: an Engbrüstigkeit 1, Gicht und Rheumatismen 2, Halsentzündung 1, Lähmung 1, Lungenentzündung 1, Lungensucht 3, Wassersucht 1.

Spengler 1 an Lungenentzündung.

Spiegelmacher 1 an Gicht.

Spitzenmacher 1 an Lungensucht.

Sporer 1 an Lungensucht.

Spulenmacher 1 an Nervenfieber.

Stahlarbeiter 2: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1.

Steinmetzen 4: an Lungenentzündung 3, Nervenfieber 1.

Steinschneider 2 an Lungensucht.

Stricker 1 an Rheumatismen.

Strumpfwirker 6: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 2, Nervenfieber 2, Rothlauf 1.

Studenten 6: an Halsentzündung 1, Lähmung 1, Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Rheumatismen 1, schleichendem Fieber 1.

Digitized by Google

Taglöhner 281: an Bleykolik 5, Blutspeyen 3, Durchfall und Ruhr 3, Engbrüstigkeit 2, Gallenruhr 1, Gicht und Rheumatismen 14, Harnwinde 1, Kolik 5, Kreuzschmerzen 1, Lähmung 4, Leberentzündung 1, Lungenentzündung 39, Lungensucht 132, Marasmus 5, Nervenfieber 36, Obstruktionen 3, Rothlauf 6, Scharbock 4, Schlagfluß 4, Wassersucht 10, Wechselfieber 1, Zuckungen 1.

Tandler (Trödler) 1 an Nervenfieber.

Tapezirer 3 an Lungensucht.

Tischler 120: an Blutspeyen 2, Durchfall 2, Gicht und Rheumatismen 17, Halsentzündung 4, Kolik 4, Kreuzschmerzen 2, Lähmung 1, Lungenentzündung 34, Lungensucht 25, Magenkrampf 1, Nervenfieber 20, Rothlauf 2, Scharbock 1, schleichendem Fieber 2, Wassersucht 1, Wechselfieber 4.

Tobakspfeifenmacher 1 an Rheumatismen.

Trager 5: an Lähmung 1, Lungensucht 2, Marasmus 1, Nervenfieber 1.

Tuchmacher 2: an Lungensucht 1, Rheumatismen 1.

Tuchscheerer 3: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1, Zuckung 1.

Uhrmacher 8: an Blutspeyen 1, Harnwinde 1, Lähmung 1, Lungensucht 2, Nervenfieber 2, Zuckungen 1.

Viehhändler 1 an Lungensucht.

Wagner 18: an Gicht und Rheumatismen 2, Lungenentzündung 1, Lungensucht 5, Nervenfieber 4, Obstruktionen 1, Rothlauf 1, Wassersucht 2, Wechselfieber 2.

Wäscher 2: an Nervenfieber 1, Wechselfieber 1.

Weber 88: an Abzehrung 1, Gicht und Rheumatismen 14, Kolik 2, Kreuzschmerzen 3, Lähmung 1, Leberentzündung 2, Lungenentzündung 16, Lungensucht 18, Magenkrampf 1, Marasmus 3, Melancholie 1, Nervenfieber 18, Pulsaderbruch 1, schleichendem Fieber 3, Wechselfieber 4.

Weintrager 6: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 2, Obstruktionen 1, Wassersucht 1.

Werkführer 1 an Gicht.

Windenmacher 1 an Lungensucht.

Wirth 4: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Marasmus 1, Nervenfieber 1.

Wollkämmer 1 an Nervenfieber.

Wurstmacher 3 an Lungensucht.

Digitized by Google

Zeugmacher 45: an Abzehrung 1, Blutspeyen 1, Gelbsucht 1, Gicht und Rheumatismen 7, Kolik 3, Lungenentzündung 8, Lungensucht 8, Nervenfieber 9, Obstruktionen 2, schleichendem Fieber 2, Skropheln 1, Trommelsucht 1, Zuckungen 1.

Zeugschmid 2: an Blutbrechen 1, Gicht 1.

Zeugwart 1 an Nervenfieber.

Ziegelbecker 3: an Lungensucht 2, Rheumatismen 1.

Ziegelschlager 1 an Nervenfieber.

Zimmerleute 36: an Gicht 1, Halsentzündung 3, Kolik 1, Lungenentzündung 14, Lungensucht 6, Nervenfieber 9, Schlagfluß 1, Wechselfieber 1.

Zimmerputzer 2: an Lungensucht 1, Nervenfieber 1.

Zinngießer 1 an Lungensucht.

Zuckerbäcker 4: an Lungenentzündung 1, Lungensucht 1, Nervenfieber 1, Rheumatismen 1.

Digitized by Google

Ueber

den Genuß des Weins

von

Doktor Thomas Kappellini

Assistenten der Klinik auf der hohen Schule zu Wien und praktischem Arzte daselbst.

Die Mode, welche die mehrsten Sitten und Gebräuche der Menschen beherrschet, hat auch ihren Einfluß auf den Genuß des Weines geäußert. Noch vor fünfzig Jahren wurde in Deutschland besonders von der wohlhabenden Klasse der Bürger dem Weine nicht nur über die Maßen gehuldiget, sondern man

Digitized by Google

betrachtete selbst denjenigen, welcher am meisten von diesem Getränke zu sich nehmen konnte, mit einer Art von Ehrfurcht. In unsern Tagen verhält sich die Sache gerade umgekehrt; denn diese nämliche Klasse von Menschen genießt den Wein nicht nur sehr mäßig, sondern hält es selbst dem bon ton gemäß, denselben ganz zu verschmähen. — Ich bin der Meinung, daß beyde Theile fehlten, und daß wir auch hier, um sicher zu gehen, auf der goldenen Mittelstraße wandeln müßen. Die Grenzen derselben festzusetzen, die Grundsätze aufzustellen, nach welchen der Wein in Hinsicht auf Alter, Geschlecht, und Leibesbeschaffenheit nicht allein ohne Schaden, sondern selbst mit Nutzen genossen werden könne, welches Maß dabey zu beobachten seye, — dieß ist der Gegenstand gegenwärtiger Abhandlung, welcher ich noch einige Bemerkungen über den Gebrauch des Weines in gewissen Krankheiten anhängen werde, damit meine Leser über manche falsche und vorurtheilsvolle Meinungen, welche über diesen Punkt unter dem Publikum herrschen, aufgeklaret werden mögen. — Hiebey soll folgende Ordnung beobachtet werden. Zuerst werde ich mit wenigen Worten die Geschichte des Weines berühren, von da zu der Be-

rachtung seiner Bestandtheile und seiner Wirkungsart auf den menschlichen Körper übergehen, und endlich von seinem Gebrauche im gesunden und kranken Zustande auf eine auch Nichtärzten verständliche Art sprechen.

Weit entfernt, unsere Geschichte von dem fabelhaften Zeitalter eines Bacchus oder ähnlicher Gottheiten zu beginnen, bemerken wir bloß, daß schon die Egyptier starken Gebrauch von dem Weine machten. Da ihr Land wenig Weinbau hatte, so zogen sie, nach dem Zeugniß des Herodots, dieses Getränke aus Asien. Die Morgenländer, so wie die Griechen und Römer huldigten gleichfalls dem Weine. Ahasverus gab den vornehmsten Persern und Medinern ein Fest, während welchem achtzehn Täge hindurch die kostbarsten Weine im Ueberflusse dargereicht wurden. — Alexander der Große ließ, wie Arrianus erzählet, nach einem in Persien gestillten Aufruhr, den angesehensten Bürgern in Mazedonien, deren Anzahl sich auf 9000 belief, so viel Wein einschenken, als sie nur trinken wollten. — Die Griechen und Römer bedienten sich des Weines nicht nur bei ihren Mahlzeiten und anderen Gelegenheiten, sondern opferten ihn auch durch Libatio-

Digitized by Google

nen ihren Göttern. Ein ähnlicher Gebrauch wurde auch in der Folge bey andern Religionen davon gemacht. — In dem Hause des Diktators Cäsar wurden hundert Eymer Fallerner Wein und eben so viel Wein von Chio ausgetheilt. — Nicht kärglicher betrug sich dieser Mann bei dem Spanischen Triumph und andern Gelegenheiten *)

Es ist leicht einzusehen, daß diese Verschwendung des Weins zu vielen Unordnungen und schädlichen Folgen Anlaß gegeben haben müsse. Lykurg ließ daher Sklaven vorsätzlich berauschen, und der Spartanischen Jugend vorstellen, um dieser einen Abscheu gegen das Laster der Trunkenheit beyzubringen. Unter dem Consulat des Fannius wurde, um dem Mißbrauch des Weines Einhalt zu thun, in Rom ein eigenes Gesetz gegeben, welches in der Folge öfters auf's neue eingeschärft wurde.

Alle Weine haben folgende Bestandtheile, von deren verschiedenen Verhältnissen ihre Stärke und übrigen Eigenschaften abhängen, nemlich: Wasser, Zucker, Weinsteinsäure, schleimichte, öhlichte und erdige Theile, und Alkohol oder Weingeist. Das

*) Horat. Satyr. Lib. 3.

Klima, die Witterung, besonders die Art, den Wein zu verfertigen und aufzubewahren, tragen zu den verschiedenen Verhältnissen dieser Bestandtheile bey. Ueber diesen wichtigen Gegenstand kann man nichts interessanteres lesen, als das klassische Werk des berühmten Chemikers und nunmehrigen Ministers des Innern der französischen Republik, Bürgers Chaptal *), wohin ich, um hier nicht weitläuftig zu werden, meine Leser, die sich hierüber beßer zu unterrichten wünschen, verweisen muß.

Der Wein und die ihm ähnlichen Getränke gehören allerdings unter diejenigen Lebensmittel, welche dem Menschen im rohen Zustand der Natur entbehrlich sind, ja! sogar schädlich werden können. In dem gesellschaftlichen Leben hingegen, wo die Menschen den Eindrücken so vieler Schädlichkeiten täglich und stündlich ausgesetzt sind, wird ihnen derselbe besonders in einem gewissen Alter beynahe zum Bedürfnisse. Denn damit der Mensch in dem Zu-

*) Traité theorique et pratique sur la culture de la vigne, l'art de faire avec la vin, les eaux de vie, — esprit de vin, vinaigres simples et composés. Edition 2de. à Paris an X.

Digitized by Google

stand von Gesundheit erhalten werde, ist es nöthig, daß eine gewisse Summe von Reizen auf ihn wirke. Wird diese Summe vermindert, so verfällt er in den Zustand der Schwäche, wodurch eine oder mehrere Verrichtungen des Körpers gestöret werden, welchen Zustand wir Krankheit nennen. — Der Mensch, welcher in Gesellschaft, besonders in grossen Städten lebt, ist nun offenbar eines Theils derjenigen äußeren Eindrücke beraubt, welche die Natur zu der Erhaltung seiner Gesundheit bestimmet hat. Die hohen Gebäude und engen Straßen halten den Reiz des Lichtes und der freyen Luft ab; das Zusammendrängen vieler Personen in kleinen Wohnungen tragen gleichfalls viel zur Verderbniß der Luft bey, und mindern dadurch ihre reizende Kraft; die Armuth hindert eine große Anzahl von Menschen, sich die gehörigen Nahrungsmittel zu verschaffen; hiezu kömmt ein Heer von niederschlagenden Leidenschaften und ähnlicher die Lebenskraft darnieder drückender Ursachen, die dem Naturmenschen größtentheils unbekannt geblieben seyn würden, welche aber insgesammt auf den Menschen, der in Gesellschaft lebt, als schwächende Schädlichkeiten wirken. Nichts ist daher natürlicher und zweckmäßiger, als

daß dieser seine Zuflucht zu gekünstelten Reizen nimmt, um den Mangel der natürlichen zu ersetzen, und so seine Gesundheit zu erhalten und zu befestigen.

Daß der mäßige Gebrauch des Weines hiezu vollkommen geeignet sey, lehrte schon vor mehr als hundert Jahren einer der größten Aerzte Deutschlands Friederich Hoffmann. In einer zum Lobe des Weines geschriebenen Abhandlung sagt dieser Gelehrte: „Wenn die Menschen wüßten, wie „viele gute Eigenschaften der Wein besitzt, so würden sie nicht in so viele Krankheiten verfallen, oder „so oft des Arztes und der Arzneyen bedürfen."

Wir haben bereits erinnert, daß wir nur dann die erwünschten Wirkungen aus dem Genuß des Weines ziehen können, wenn wir ihn in einem solchen Maße genießen, welches dem Alter, Geschlecht, und der Leibesbeschaffenheit eines jeden angemessen ist. Im kindlichen und jugendlichen Alter ist die Empfindsamkeit oder Erregbarkeit des Körpers so groß, daß auch eine geringe Summe von äußern Reizen hinreicht, um die Gesundheit hervorzubringen. Daher ist der Genuß des Weines in diesem Alter zum mindesten überflüßig, wo nicht gar schädlich, indem diese große Reizbarkeit des

Körpers stärkere Reize nicht wohl verträgt. Auch ist es darum nicht gut, junge Leute an heftige Reize zu gewöhnen, weil sie sonst in der Folge immer mit denselben steigen müssen, um sich in dem Zustand der gesunden Erregung zu erhalten, wodurch ihre Erregbarkeit zubald verzehret, folglich ihr Leben verkürzt wird. — Die Erfahrung hat schon längst die größten Philosophen die Richtigkeit dieser Grundsätze gelehret. Plato verbietet Personen beyderlei Geschlechts den Wein, bis sie nicht das achtzehnte Jahr erreicht haben. Von da bis in das dreyßigste erlaubt er ihn zwar, aber nur sehr mäßig. Im vierzigsten Jahr hingegen und späterhin empfiehlt er sogar den Wein als ein Reizungs- und Aufheiterungsmittel. — So sehr wir mit diesen Platonischen Maximen einverstanden sind, wenn es sich von gesunden Kindern, Jünglingen und Männern handelt, so sehr müssen wir auch das Gegentheil anrathen, wenn von der Lebensweise kränklicher, blasser, zur englischen Krankheit und Hautausschlägen geneigten Kindern die Rede ist. Schwäche ist hier die Ursache der Krankheit, und diese lehret von selbst, daß hier die Einwirkung der gewöhnlichen Reize nicht hinreichet, die zur Gesundheit er-

forderliche Exregung hervorzubringen. Nichts kann also in solchen Fällen dem Gebrauche des Weines entgegenstehen, als etwa die allzugroße Reizbarkeit. Dieses Hinderniß kann aber leicht dadurch gehoben werden, daß man bey der Angewöhnung an den Wein langsam zu Werke geht, und zwar so, daß man anfänglich den Wein in ganz kleinen Gaben und mit sehr vielem Wasser vermischt, reichet, allmählig mit der Menge des Weins steiget, und ihn endlich unvermischt zu trinken giebt. Durch ein solches Verfahren kann man unzähligen Uebeln, welche das Kindsalter betreffen, vorbeugen. — Hippokrates hat dieß schon eingesehen, er gab schwächlichen Kindern Wein, damit sie besser wachsen, und eine gesündere Farbe bekommen sollten. In Portugall, Spanien und Italien giebt man sehr häufig aus ähnlichen Absichten den Kindern Wein zu trinken. Warum sollte man in Deutschland als einem kälteren Lande anderst verfahren? Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Genuß des Weines nirgends den Kindern und der Jugend nöthiger ist, als eben in Deutschland, wo unter einem großen Theile derselben durch die frühzeitige Anstrengung bey Erlernung der Sprachen und Wissenschaften der

Grund zu Krankheiten von Schwäche gelegt wird. Lasset doch die Kinder herumlaufen, spielen, erlaubt ihnen alles mögliche, was ihnen nicht geradezu schädlich ist, strengt ihre Geisteskräften nicht unnöthig an, sondern sucht blos ihnen richtige Begriffe über die Dinge dieser Welt beyzubringen — und ihr werdet starke Kinder erhalten, welche des Weines nicht bedürfen. Wollt ihr aber aus euren Kindern, so wie sie nur aus Mutterleibe kommen, schon Gelehrte machen — wollt ihr, daß sie dann schon, wann sie noch keine Begriffe verbinden können, sich in vier oder fünf Sprachen ausdrücken sollen — o! so gebt ihnen doch wenigstens Wein, damit sie nicht an Leib und Seele zugleich verkrüppeln. — Aus dem Gesagten ergiebt sich also von selbst, daß wir in dem kindlichen und jugendlichen Alter bey vollkommener Gesundheit und Abwesenheit aller Ursachen der Schwächung den Gebrauch des Weines untersagen, im entgegengesetzten Falle aber nicht als Gaumenkitzel sondern als wirkliches Heilmittel empfehlen.

Die Frauenzimmer haben durchgängig einen reizbarern oder erregbarern Körper, als die Männer. Ihre Lebensart erhöhet diesen ursprünglichen Zustand noch

mehr. Sie befinden sich daher gewißermaßen ihr ganzes Leben hindurch in demjenigen Erregbarkeitszustande, in welchem sich das männliche Geschlecht nur in den ersten Jahren seiner Existenz befindet. Alles also, was wir so eben über den Gebrauch des Weines bey Kindern gesagt haben, gilt auch im allgemeinen als Verhaltungsregel für Frauenzimmer.

Aus der Geschichte des Alterthums lernen wir, daß man damals von ähnlichen Grundsätzen ausging. Die alten römischen Gesetze verboten nicht nur den Mädchen, sondern auch den Frauen den Wein. Letztere wurden, wenn sie dieses Verbot übertraten, als Ehebrecherinnen betrachtet, und als solche bestrafet. In spätern Zeiten wurde dieses Gesetz dahin gemäßiget, daß die Frauen mit Erlaubniß ihrer Männer doch etwas Wein trinken durften. Biondo versichert, er habe noch einen Ehekontrakt gesehen, in welchem der Mann sich verpflichtet, seiner Frau jedesmal, wenn sie gebahr, oder ihr der Arzt Krankheitshalber Wein verordnete, denselben zu gestatten. — Von dieser Sitte sind die heutigen Römerinnen, so wie überhaupt die Italiänerinnen ganz abgekommen. Es ist bey ihnen eben so selten, ein

Digitized by Google

Frauenzimmer zu sehen, welches keinen Wein trinkt, als es in Deutschland selten ist, eine Dame anzutreffen, welche davon Gebrauch macht. Doch trinken jene durchgehends einen weit stärkeren Wein, als man den deutschen Frauenzimmern aus den hiesigen Tischweinen vorsetzen könnte.

Zieht man in Erwägung, daß unsere meisten Frauenzimmer, besonders diejenigen, welche in grossen Städten wohnen, sich vermöge ihrer Lebensart, wenigstens in einer Neigung zu Krankheiten aus Schwäche befinden, so wird man leicht einsehen, daß der Genuß des Weines ihnen im Allgemeinen als Präservativ-Mittel nicht nur keinen Schaden, sondern selbst Nutzen verschaffen würde. — „Fi! der Wein erhitzt mich", spricht eine empfindsame Dame. — „Der Wein macht mir Wallungen" sagt eine andere mit leichenblassem Antlitz. — Es mag seyn, daß der Wein ihnen anfangs dergleichen Zufälle verursacht, aber fliehen Sie deshalb den Wein nicht, meine besten Leserinnen. Ein reiner, ächter, nicht zu starker Wein, im Anfange in geringer Menge und mit Wasser vermischt genossen wird Ihnen keine Wallungen machen, und sollte dieß ja geschehen, so glaube ich, daß eben ein bischen

vermehrte] Wärme, ein wenig mit natürlichem Roth überzogene Wangen Ihnen nichts, oder wenigstens nicht so viel schaden werden, als die vielen Unbehaglichkeiten, die Ihnen aus Schwäche zustossen, und das Leben zur Last machen. Hieher gehören das große Heer von krampfhaften Uebeln, hysterischen Zufällen, die zu häufige Menstruation, oder die Unterdrückung dieser periodischen Ausleerung, der weiße Fluß, u. dgl. m. — Die tägliche Erfahrung hat andere und mich gelehret, daß alle diese Uebel durch den gehörigen Gebrauch des Weins ganz gehoben, oder doch gelindert werden. Und wissen Sie wohl, meine schöne Damen, welche Wirkungen der Wein noch überdies hervorbringt? Er macht schön, gibt den Augen Feuer — den Wangen Blüthe, er glättet die Falten in dem Gesichte — macht das Herz lebhafter klopfen — und bringt ähnliche Wirkungen durch den ganzen Körper hervor. — Plato, dieser sonst so strenge Philosoph, empfahl den Frauenzimmern vor den ehelichen Umarmungen Wein zu trinken.

Aus dem bisher Gesagten erhellet auch schon vorläufig, welcher Leibesbeschaffenheit überhaupt der Genuß des Weines zuträglich seyn wird, nämlich

eder Leibesbeschaffenheit, welche Anlage zu Schwäche verräth, oder welcher Arbeiten des Geistes oder Körpers auferlegt werden, die mit ihr in keinem gehörigen Verhältnisse stehen. — Wie zahlreich die Klasse derjenigen ist, welche aus dem Gesagten Nutzen schöpfen können, darf wohl nicht erst erinnert werden. Die gegenwärtige Generation ist so beschaffen, daß man wirklich selten Fälle findet, wo dasjenige, was stärket, schaden könnte. Der Gehalt der meisten litterarischen Produkte unseres gegenwärtigen Zeitalters läßt ebenfalls vermuthen, daß es ihren Verfassern nicht geschadet haben würde, wenn sie von Zeit zu Zeit ihren Geist durch etwas Wein gestärkt hätten. —

„Wundert euch nicht, ihr Athenienser!" sagte Philokrates, „wenn ich und Demosthenes verschiedener Meinung sind, denn er ist ein Wassertrinker, — ich aber bin ein Weintrinker." Auch Plato, Eschyles und Salomon schrieben dem Weine das Vermögen zu, die Geistesfähigkeiten zu schärfen.

Am auffallendsten zeigt sich der Nutzen des Weines oder der ihm ähnlichen Getränke bey Leuten, welche schwere oder langanhaltende Arbeiten zu

verrichten haben. Wenn der müde Taglöhner den ermatteten Arm kraftlos sinken läßt, und voll Mißmuth mit dem Schicksale hadert, daß es ihm das traurige Loos zugeworfen, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen, während tausende von Müßiggängern vor langer Weile gähnen: — so gibt ein Glas Wein dem erschöpften Arme neue Kraft, erheitert den niedergeschlagenen Geist, und wandelt das Klaglied in ein Jauchzen um.

Man hatte, oder hat vielleicht noch die Sitte, den Soldaten, welche besonders des Sommers im Felde viel Strapatzen auszustehen haben, ein Fläschchen mit Essig zu ertheilen, damit sie davon unter das Wasser mischen könnten. Hiedurch glaubte man der Fäulniß der Säfte, und den aus ihr angeblich entspringenden sogenannten Faulfiebern vorzubeugen. Allein dieß sind lauter medizinische Grillen. Denn es ist endlich bereits erwiesen, daß es keine wahre Fäulniß der Säfte in dem lebenden Körper geben kann, und daß die nächste Ursache dieser sogenannten Faulfieber keine andere als Schwäche ist. Wenn manche Aerzte nichts davon wissen wollen, so ist das warlich nicht unsere Schuld. Warum lesen diese Herren die neueren Schriften

nicht. Ja! sagen sie, die Neueren, das sind die ächten. — Ich frage, ob es denn nicht die nämliche Menschenrace ist, welche im Jahr 1802 die Wissenschaften kultivirt, welche sie Anno 1750 kultivirte. Da aber dem so ist, so sehe ich ganz und gar nicht ein, was denn die beständigen Klagen gegen die Neueren bedeuten sollen. Man sollte vermuthen, daß die bereits ablebende Generation wenigstens aus Halbgöttern bestanden haben müße. Wohl aber muß man nach einer vernünftigen Berechnung voraussetzen, daß die Neueren in den Wissenschaften weitere Fortschritte nothwendig gemacht haben müßen, da sie zu den Erfahrungen der Alten noch ihre eigenen hinzufügen, und dadurch jene bestättigen oder berichtigen, und durch das beständige Forschen des menschlichen Geistes das Gebiet seiner Kenntnisse überhaupt von Tag zu Tage erweitert wird. Der große Baco sagt daher sehr treffend: daß unsere Väter im Gebiethe der Wissenschaften die Neueren, wir aber, die wir ihre Kenntnisse und Erfahrungen geerbet haben, die Aelteren sind. — Doch zur Sache. Da es nun ausgemacht ist, daß die Lehre von der Fäulniß ein Hirngespinst ist, da es ferner erwiesen ist, daß diese sogenannten

Faulfieber Schwäche der Lebenskraft zum Grunde haben: so wird jeder vernünftige Mensch einsehen, daß eine Flasche Wein oder Branntwein den Soldaten mehr vor solchen Fiebern schützen wird, als ein ganzer Eymer Essig. Hiebey ist noch außer dem der Einfluß des Weines auf den Muth mit in Anschlag zu bringen.

Die Landleute haben schon längst durch die Erfahrung sich überzeugt, daß, wenn sie bey ihren Arbeiten unter der drückenden Hitze der Mittagssonne von Schweiß triefen, und vor Durst beynahe verschmachten, daß, sage ich, ihnen der bloße Wassertrunk keine anhaltende Erquickung, keine daurende Labung gewähret; daß ihnen aber Wein oder wenigstens etwas Branntwein dem Wasser zugesetzt, sowohl den Durst löscht, als auch den Schweiß mindert, und so ihre Kräfte erhält.

Nun zum Schluß ein paar Worte über den Genuß des Weines bey verschiedenen Krankheiten. — Doktor Kappellini ist Arzt in dem allgemeinen Krankenhause in Wien, er muß daher ein Anhänger des Brownischen Systems, oder was à peu près das nämliche ist, der Frank'schen Lehre seyn, er wird uns folglich rathen bey allen Krank-

Digitized by Google

heiten ja recht fleißig Wein zu trinken; — so werden viele weder mit den Brownischen, noch mit den Frankschen Grundsätzen bekannte, oder durch Geschwätz unwissender oder übelmeinender Menschen in Irrthum verführte Personen sprechen. — Ueber diese sehr unter dem Publikum ausgestreute Gerüchte, welche in allen Zirkeln zu den albernsten Gesprächen Anlaß geben, theile ich dem Publikum folgende Bemerkungen mit, die ich von demselben beherziget zu sehen wünsche.

Doktor Brown theilt alle Krankheiten folgendermaßen ab, nämlich: in solche, welche von verletzter Organisation herrühren, örtliche Krankheiten; und in solche, welche ihren Grund in vermehrter oder verminderter Erregung oder Lebensthätigkeit haben, allgemeine Krankheiten. Bey den örtlichen Krankheiten kann der Wein keine besondere Hülfe verschaffen, da er nicht die Kraft besitzt, verletzte oder gar verlorne organische Theile unmittelbar wieder herzustellen. Bey den allgemeinen Krankheiten muß er in denen, welche von vermehrter Erregung herrühren, schlechthin schädlich seyn, weil er die Krankheitsursache vermehrt. Er kann also nur dienlich seyn bey Krankheiten von

verminderter Erregung, bey Krankheiten, welche das Gepräge allgemeiner Schwäche führen, — und auch selbst hier kann er nicht unbedingt angerathen werden. Es giebt nämlich eine Art von Schwäche, wobey der Körper so sehr reizbar ist, daß er keinen etwas starken Reiz ertragen kann, — hier würde der Wein, wenigstens im Anfange der Kur, bis nicht die zu große Empfindlichkeit durch andere Mittel vermindert worden ist, ebenfalls schaden. Solche Krankheiten von verminderter Erregung, wo zugleich die Empfindsamkeit sehr groß ist, findet man meistens bey Kindern und bey Frauenzimmern nach Blutflüssen, oder bey Männern, die durch Saamenverlust entnervt sind.

Aus allem diesem ersieht man bereits, daß es eine der unverschämtesten Lügen ist, wenn gesagt wird, daß Brown in allen Krankheiten den Wein empfehle, indem er ihn nur bey Krankheiten von Schwäche anräth, und ist es denn so absurd, wenn er behauptet, daß das, was stärket, sich bey Schwäche heilsam beweise? — Es erhellet ferner, daß Brown oder wenigstens seine vernünftigen Verehrer den Wein nicht einmal unbedingt bey jeder Krankheit von Schwäche gebrauchen, sondern ihn nur da anwen-

Digitized by Google

den, wo die nicht zu große Reizbarkeit seine Wirkungen ertragen kann.

Was werden nun endlich meine Leser sagen, wenn ich ihnen noch zu guter Letzt aus der Geschichte der Arzneykunst beweisen werde, daß der Gebrauch des Weines als Heilmittel, nicht einmal etwas neues sey, — daß er von den berühmtesten Aerzten von jeher in eben den Fällen angewendet wurde, in welchen ihn auch Brown geben würde, — daß durch denselben Wunderkuren verrichtet wurden, u. s. w.

Hippokrates empfiehlt schon den Wein bey Krankheiten, welche mit Schwäche verknüpft sind, oder von Traurigkeiten oder angestrengtem Nachdenken herrühren. Er rieth selbst zu dem Gebrauche dieses Getränkes in dem Seitenstich und der Lungenentzündung, um den Auswurf zu befördern. (Brown würde diesen Rath bloß auf diejenigen Seitenstiche und Lungenentzündungen einschränken, die von Schwäche herrühren, — denselben hingegen bey diesen Krankheiten verbieten, wenn vermehrte Erregung zu Grunde liegt.)

Galen folgte dem Beyspiele des Hippokrates. Er gab den Wein vorzüglich bei Wech-

Digitized by Google

selfiebern; gleichfalls in vielen Brustkrankheiten, wo er den süßen Weinen den Vorzug gab.

Aetius handelte eben so. Er lobte vorzüglich den weißen und leichten Wein in der Schlafsucht und in der Staarsucht. — Bey Unverdaulichkeiten und bey Schwäche des Magens zog er die starken und gewürzhaften Weine vor. Nicht weniger brauchte er den Wein bey Durchfällen, Kolikken, Gelbsuchten, Verstopfungen und Wassersuchten. — Da diese Krankheiten meistens, — doch nicht allzeit — aus Schwäche entspringen, so ist an seinem Verfahren nichts auszusetzen.

Mit Aetius stimmt Paul Aegineta beynahe ganz überein; und ich würde wirklich langweilig werden, wenn ich das ganze Verzeichniß der Krankheiten liefern wollte, in welchen er den Wein als Heilmittel anwandte.

Niemand zeichnete sich zu seiner Zeit als gröfserer Verehrer des Weins aus, als der berühmte Römische Arzt Asclepiades; dessen Lehren überhaupt, wie es Herr Doktor Burdach in einer äußerst wichtigen Schrift *) beweiset, viel mit jenen

*) Asclepiades und John Brown, Leipzig 1800.

von Brown gemein hatten. Er soll durch den Wein solche Kuren verrichtet haben, daß ganz Rom darüber erstaunte. Auch bekannte Asclepiades öffentlich, daß der Wein mehr, als die Götter vermöge.

Avicenna und Dioskorides empfahlen in verschiedenen Krankheiten den Wein bis zum Rausche.

Huxham und Riverius, beyde allgemein berühmt wegen der glücklichen Behandlung der bösartigen Fieber, machten vorzüglichen Gebrauch vom Weine. Das nämliche that Torti bey den Wechselfiebern.

Unter den Aerzten unseres Zeitalters machten Sosthone, Tode, Rusch, Weikard und Frank, und letztere zwar, noch ehe sie, wie einige zu sagen beliebten, von Brown verführt worden waren, reichlichen Gebrauch von dem Weine in verschiedenen Krankheiten, und dieß mit dem besten Erfolge.

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich zwar auch die heilsamen Wirkungen des Weines bestättigen, doch ist in Hinsicht dieses Mittels meine Erfahrung nicht so groß, als man wohl vermuthen dürfte. „Wie so?" wird man fragen. Die Ursache ist leicht einzusehen.

In der Privatpraxis verschreibe ich vielen Patienten keinen Wein, weil ich voraussehe, daß sie ein Vorurtheil dagegen hegen. — Ich suche daher bey ihnen die Wirkungen, welche der Wein hätte leisten können, durch andere Arzeneyen hervorzubringen. Sind diese kostspieliger und unangenehmer, so ist es nicht meine Schuld.

In dem allgemeinen Krankenhause ist der Wein erstens so schwach, daß schwerlich viel von seiner stärkenden Kraft zu erwarten steht; und zweytens soll es auch nicht ökonomisch seyn, denselben zu verschreiben. Dagegen ließ sich nun manches einwenden, und es muß einem jeden von selbst in die Augen leuchten, daß die Stärkung eines Patienten durch einen guten einheimischen Wein weit weniger kostspielig seyn müßte, als wenn dieselbe durch Arzeneymittel, die größtentheils aus fremden Ländern uns zugebracht werden, bewirkt werden muß.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin dem Publikum eine Anekdote zu erzählen, die es allerdings interessiren muß. Aus derselben wird man schließen können, wie wenig gewissen Sagen, selbst wenn sie öffentliche Anstalten betreffen, zu trauen sey.

Vor ungefähr zwey Jahren gieng die Rede in ganz Wien, daß in dem allgemeinen Krankenhause

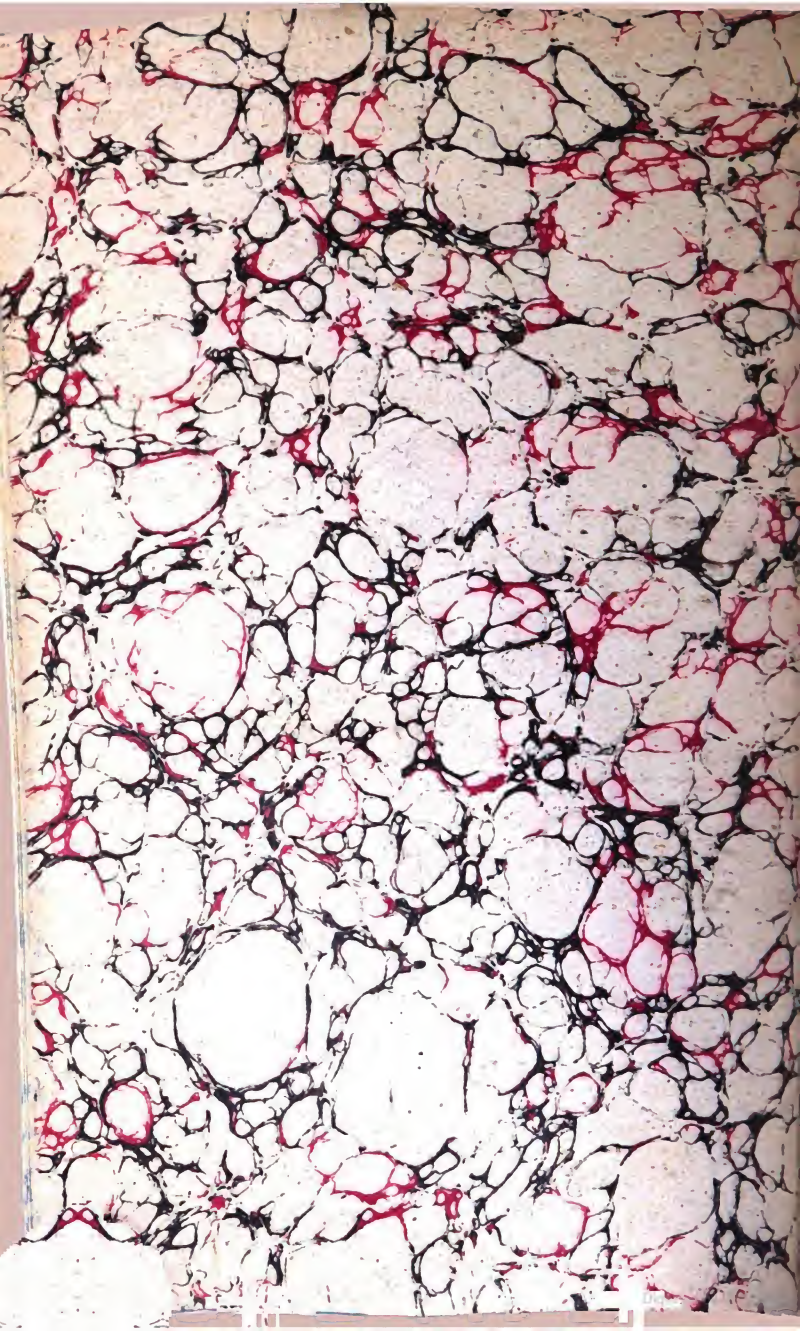
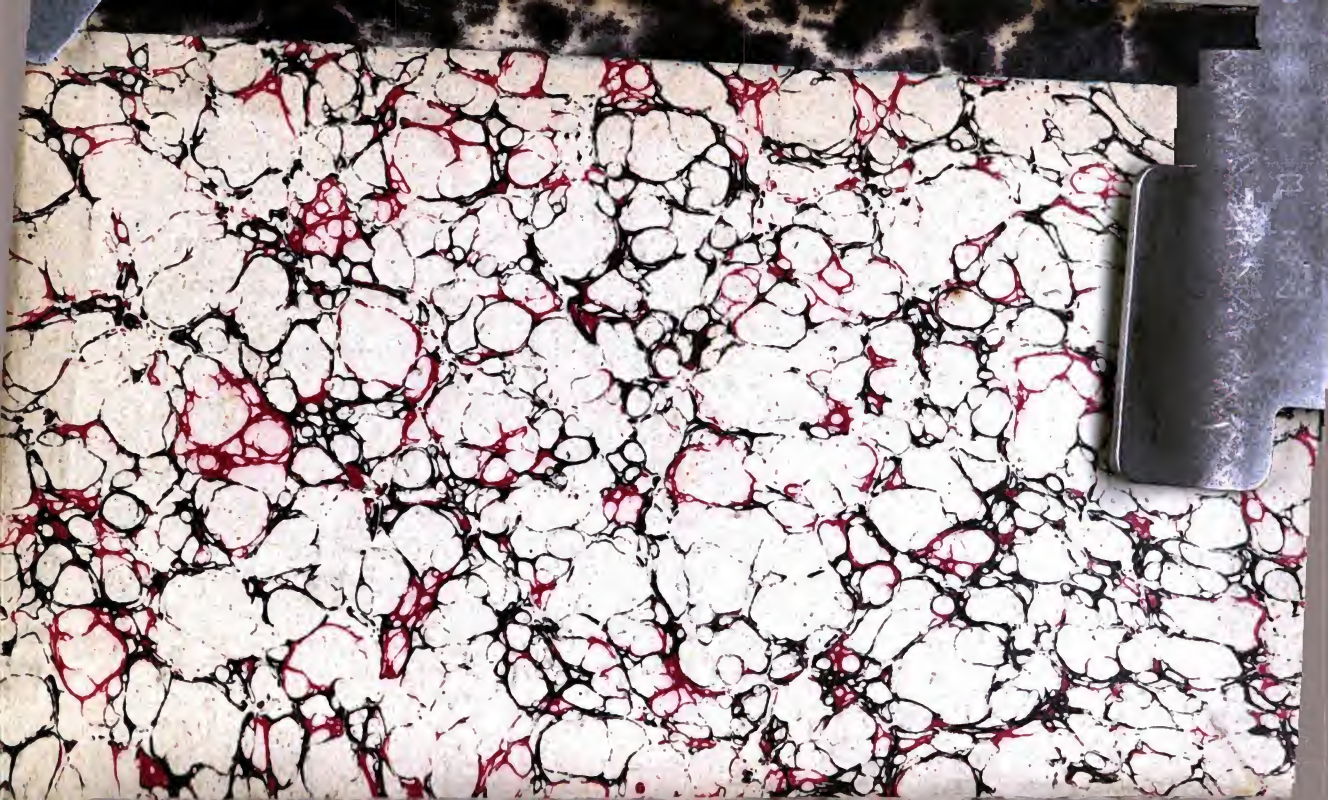
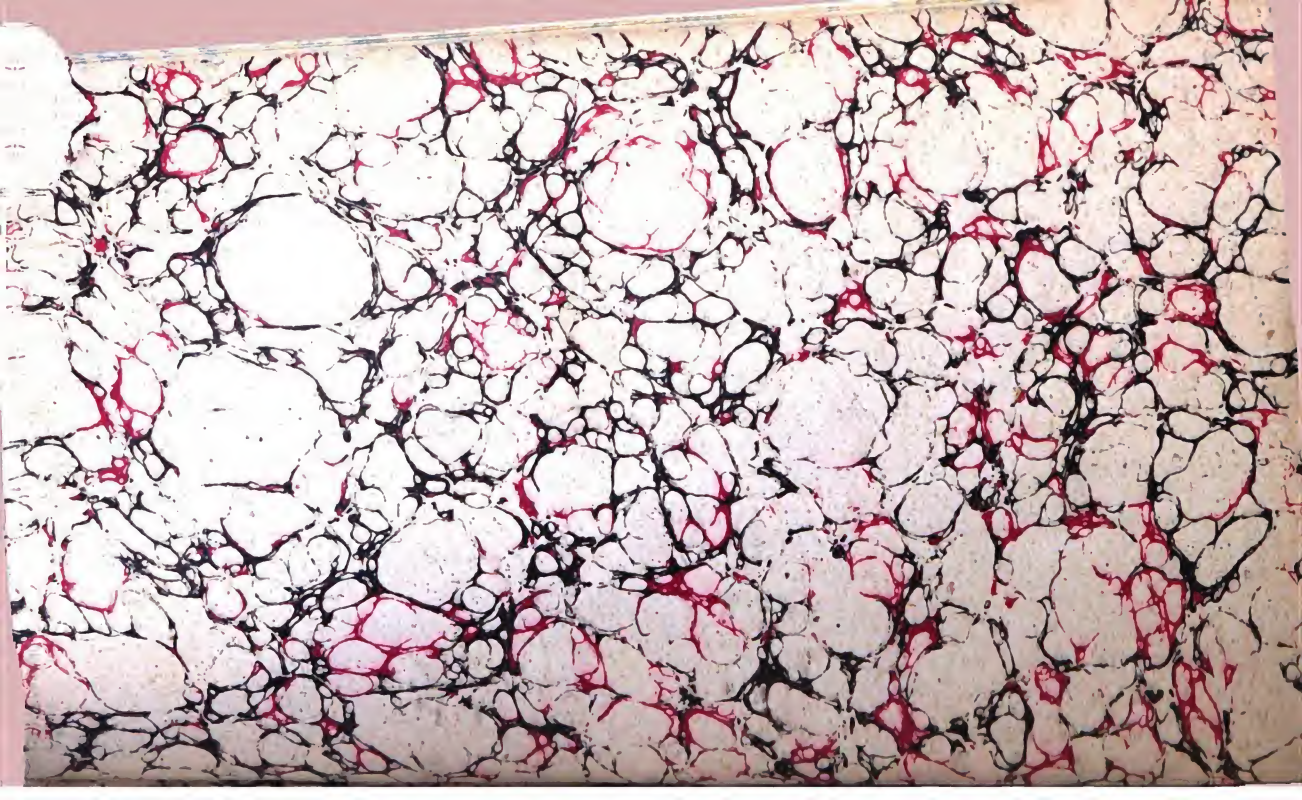
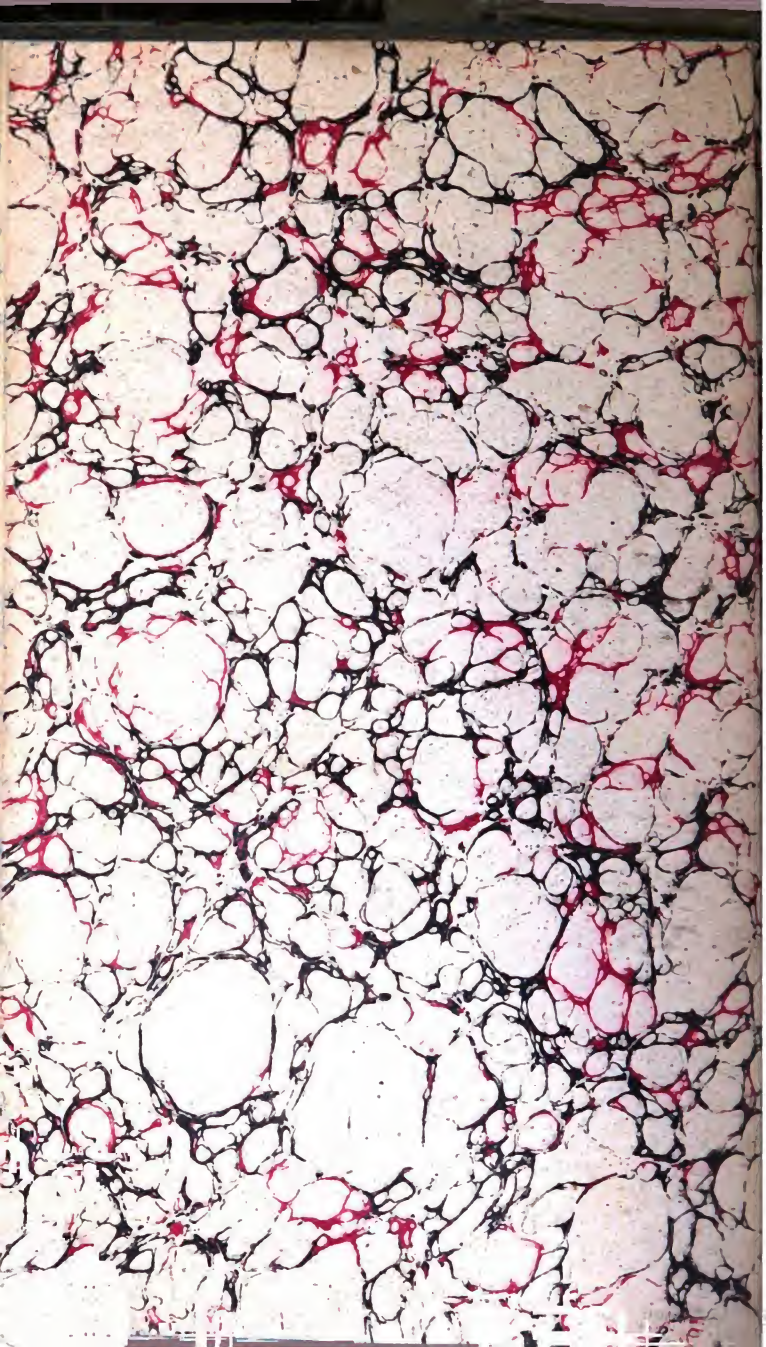
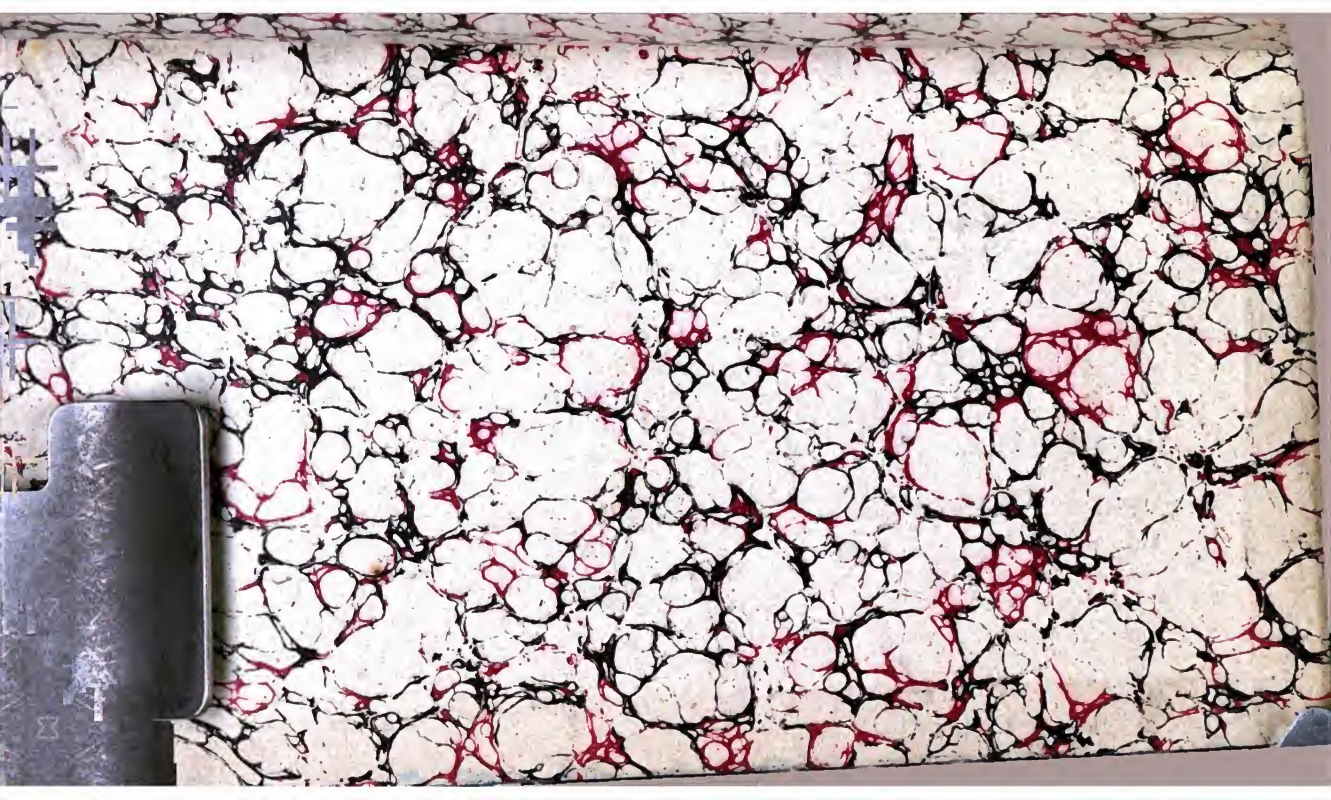
den Pazienten so viel Wein gegeben werde, daß manche unter ihnen besoffen dahin lägen, oder gar im Rausche stürben; — daß ferner durch Verschwendung des Weins der Fond des Hospitals ganz aufgezehret werde, und was dergleichen charmante Sachen mehr waren. Da diese Reden Aufsehen erregten, so befahl der Spital-Direktor, Hr. Hofrath und Professor Frank: es soll durch die genaueste Rechnung bestimmt werden: Wie hoch sich in dem allgemeinen Krankenhause die Ausgaben für Wein in zwey Jahren belaufen hätten. Man fand, daß sich die ganze Summe auf ein tausend zwey hundert drey Gulden neun und zwanzig Kreutzer zwey Pfennige belief. Nun wurden die in dem gleichen Zeitraume verpflegten Kranken nachgezählt, und ausgeschlagen, wie viel die Kösten für Wein auf jeden einzelnen Pazienten, einen in den andern gerechnet, während seines ganzen Aufenthaltes in dem Krankenhause betragen habe; und da fiel auf jeden einzelnen die Summe von 2 $\frac{5}{8}$ Kr., sage: zwey und fünf Achtel Kreutzer.

So verhielt sich die Sage — So die Wahrheit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z174176908

Digitized by Google